Die Zigeuner

und

ihre Musik in Ungarn.

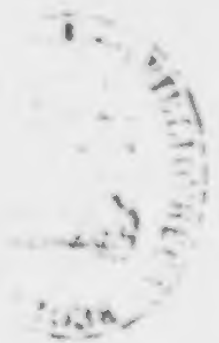
Von

Franz Liszt.

Deutsch bearbeitet

von

Peter Cornelius.



Pesth,

Verlag von Gustav Heckenast.

1861.

Inhalt.

		Seite
I.	Des Zigeuners Epos ein muſikaliſches	1
II.	Des Zigeuners Gegenſatz: der Israelit	13
III.	Zigeunergeſinnung: Poetiſcher Egoismus	29
IV.	Zigeunertrieb: Zügelloſe Naturliebe	39
V.	Zigeunergefühl: Schmerz und Stolz	52
VI.	Der Zigeuner in der europäiſchen Literatur	65
VII.	Der Zigeuner ein Paria	79
VIII.	Ethnographen; Civiliſirungsverſuche	90
IX.	Des Zigeuners Beſchäftigungsweiſen	101
X.	Erlebniſſe mit Zigeunern unſrer Heimath	111
XI.	Zigeuner auf unſren Reiſen	122
XII.	Jozſy	139
XIII.	Die Zigeuner in Ungarn	148
XIV.	Die ungariſche Zigeunermuſik	160
XV.	Coſtüm, Orcheſter, Art und Weiſe des Zigeunervirtuoſen	178
XVI.	Eigenthumsfrage der Zigeunerkunſt	188
XVII.	Geſchichtliches; Bihary	210
XVIII.	Lavotta und Czermak; Rememyi	226
XIX.	Verhältniß der Zigeunerkunſt zur europäiſchen Muſik	245
XX.	Dies Buch eine Vorrede zu unſrem Zigeuner-Epos, den „Ungariſchen Rhapſodien.“	254

I.

Die Völker nähren in ihrer Kindheit die Einbildungskraft an Dichtungen, welche ihnen hervortretende, bedeutungsvolle Gestalten darbieten, ihren Sinn für das Heldenhafte wecken, ihnen den Ruhm oder die Noth des Vaterlandes vergegenwärtigen und in klingenden Strophen die ihnen eigenthümliche Art und Sinnesweise verkörpern. Dann sind die Massen noch nicht durch wachsendes Bedürfen auf stete mechanische Arbeit angewiesen, noch nicht durch die mannigfachen erkünstelten Erfordernisse der Civilisation abgestumpft; sie kennen vom Luxus nur den Überfluß des Nothwendigen, dessen sich eine genügende Mehrzahl erfreut um das Schauspiel peinlicher Armuth fern zu halten, und es wird ihnen in solchem Zustande zum dringendsten Bedürfnisse wie zum kostbarsten Luxus sich ein poetisches Volksideal zu schaffen, dem der Stempel des innersten volksthümlichen Wesens ganz und klar aufgeprägt ist. Meistens wird es anfangs eine Sage, ein kurzes einfaches Lied sein, das überall im Lande von Lippen und Herzen widertönt. Um diesen Keim

ſammeln ſich neue Zuthaten, den Grundzug ergänzend, verſchönernd; zu dem Hauptthergange geſellen ſich verwandte Einzelheiten; bald wird auch jener Hauptzug verſchieden ausgelegt; die Überlieferung in ihrem unbeſtimmbaren Walten ſchmückt und formt an dem vorhandnen Stoff und ſo entſteht allmälig das Volksepos. Jene Sage aber, jenes Lied, das den Keim des Volksepos bildet, iſt nicht allein durch Sinn und Art des betreffenden Volkes je nach klimatiſchen, ſittlichen und geſchichtlichen Einflüſſen bedingt und beſtimmt, es iſt vielmehr deren eigentlichſter Ausdruck, deren unmittelbarſtes Produkt. Bei manchen Völkern haben dieſe fragmentariſch entſtandenen und erhaltenen Lieder ihre Geſtalt unverändert behauptet, bei anderen finden wir den nur loſe geformten poetiſchen Stoff in tauſendfältigen Wandlungen von Mund zu Mund gehend bis endlich unter eines berufenen Dichters Hand die hier und dort umherirrenden Bruchſtücke ſich zum durchſichtigen künſtleriſchen Ganzen geſtalten.

Unter Griechenlands ſchönem Himmel ſehen wir wandernde Rhapſoden den Städtern und Landleuten ihre Sagen von Völkerkriegen und Heldenfahrten ſingen und ſpäter dieſe Sagen geſammelt ein unnachahmliches Ganzes bilden, das folgende Zeiten nur immer auf's Neue bewundern, nicht wieder erreichen konnten. In Indien mochte die Fülle tropiſchen Wachsthums, die Verſenkung in das Anſchauen einer übergewaltigen Natur den Geiſt des Menſchen leicht zu dem Glauben bewegen, daß nur die Berge ſelber in Tempel umgewandelt würdige Wohn-

ſitze der Götter heißen dürften, und der Poet, der von jeder Beſchränkung ſeiner Phantaſie eine Verkleinerung ſeines Ideals fürchtete, gerieth auf der Spur des Gewaltigen leicht in's Ungeheuerliche. Die nordiſchen Barden, angeſichts einer finſtern Natur, deren Strenge ſelten durch ein flüchtiges Lächeln gemildert erſcheint, erhoben den Muth bis zur Wolluſt, und Walhall bietet den Seligen nur neue Kämpfe und Siege. Im Beginn des Mittelalters, wo die Gemüther von den myſtiſchen Bildern einer noch jugendlichen Religion erfüllt waren, in welcher Gefühl und Symbol unausgeſetzt ſich gegenſeitig erzeugen, ertönen Legenden von chriſtlichen Helden, welche mit Großthaten der mythologiſchen Halbgötter zugleich Frömmigkeit und Zartheit als Weihegaben ihres Glaubens vereinigten. Die Slaven erzählen Familienereigniſſe aus denen Bürgerkriege entſtehen; Liebe zum häuslichen Herd iſt hier immer das tragiſche Motiv; die Gaſtfreundſchaft und die Feſte die ſie hervorruft leiht die glänzenden und ſchildernden Momente her. Bei den Arabern gönnte die Lehre vom Fatalismus der Willensfreiheit zu wenig Spielraum; ſie ergehen ſich am Liebſten im Lob der Schönheit, im Preis des Reichthums; ihre emailartigen Phantaſiebilder ſtreben kaum nach einem Anſchein von Wahrſcheinlichkeit. Als neue Continente entdeckt und erobert wurden lieferten die Abenteuer der Seefahrer und die Beſchreibung ferner Himmelsſtriche den iberiſchen Idiomen Stoff zu Dichtungen voll glühendem Realismus. Überall hat das Volksepos eine Gefühlsweiſe, die

der ganzen Nation ſympathiſch war, in Thaten ſymboliſirt und mit erzählender Form bekleidet; unter dem Schleier des Mythus bot es ihr in leicht ſich einprägender Sprache eine Schilderung der ihr innerlichſt eignen Leidenſchaften, ihres gemeinſchaftlichen Strebens und Duldens, welchem ſo durch die Tradition eine plaſtiſche Geſtaltung verliehen wurde. Zu dieſer Befriedigung der Einbildungskraft geſellte ſich die lebhafte Luſt an einem in's Ohr fallenden, dem Gedächtniß das Bewahren des Inhalts erleichternden Rhythmus. Die Strophen wurden entweder durch eine cadenzirte und modulirte Deklamation, durch eine Art Recitativ, oder auch durch eine wirkliche Melodie begleitet, und dieſe beiden Formen des Genuſſes vereinigten ſich ſo innig, daß ſie dieſelbe Benennung annahmen. Das Gedicht wurde in Geſänge abgetheilt.

Die Völker Europa's wurden plötzlich durch ein neues vermehrt, ohne daß man eigentlich recht wußte, woher es gekommen war. Es verbreitete ſich über die Lande ohne Eroberungsluſt zu zeigen, ohne aber auch um Bewilligung eines Domicils zu bitten. Es wollte nicht unterjochen, verweigerte aber auch die Unterwerfung. Es wollte nichts geben, aber auch nichts annehmen. Es ſagte nichts von den afrikaniſchen oder aſiatiſchen Vergebenen denen es entſtiegen war, nichts von der Nothwendigkeit durch welche es zum Aufſuchen andrer Wohnplätze getrieben wurde. Es brachte keine Erinnerung mit und verrieth keine Hoffnung. Es ſchlug die Vortheile einer Coloniſation aus

und als wäre es zu eitel auf ſeinen verkommenen Stamm, um ſich jemals zur Vermiſchung mit einem anderen herabzulaſſen, ſtieß es jedes fremde Element von ſich zurück, begnügte ſich mit dem nackten Leben und nahm durchaus keinen Antheil an den Wohlthaten der Staatseinrichtungen an welchen es vorüberging. Es iſt ein ſeltſames Volk; ſo ſeltſam daß es keinem andren auch nur in irgend etwas ähnelt. Es beſitzt keinen Boden, keinen Cultus, weder Geſchichte noch Geſetzbuch. Es fährt fort zu beſtehen und keinem Einfluß, keinem Willen, keiner Verfolgung, keiner Belehrung gelingt es eine Veränderung in dieſem Volke hervorzubringen, es aufzulöſen oder auszurotten. In Stämme, Horden und Banden getheilt verfolgt es bald hier bald dort immer zufällig gewählte Ziele; keine Verbindung beſteht unter den einzelnen Stämmen, ſie wiſſen oft nichts von einander und doch bewahren ſie unter den entfernteſten Zonen dieſelben Sitten, dieſelbe Sprache, dieſelbe Phyſionomie. Ein bloß thieriſches inſtinktives Leben führend ahnt und weiß dies Volk nichts von dem, was außer ihm vorgeht. Die Jahrhunderte vergehen, die Zeit ſchreitet fort, die Reiche in welchen es ſich aufhält wechſeln ihre Herren und ihre geiſtigen Zuſtände, führen Krieg und ſchließen Frieden: gleichgültig und unergriffen alledem zuſchauend lebt dies Volk von einem Tag zum andren; es benutzt die Wirren der über das Geſchick der andren Völker entſcheidenden Begebenheiten nur um einigermaßen freier zu leben, und ſo oft man Muße findet ſich mit ihm zu beſchäftigen, verſchwin-

det es in den Wäldern und Bergſchluchten. Dies Volk das nicht weiß woher es kommt und wohin es geht, keine Überliefrung bewahrt und keine Annalen aufzeichnet, das ohne beſtimmten Glauben, ohne Lebensvorſchriften ſeine dauernde Vereinigung nur durch rohen Aberglauben, traditionelle Gebräuche, beſtändiges Elend und tiefſte Erniedrigung aufrecht erhält; dies Volk das alle Schmähungen und Entbehrungen erträgt, um ſeine Zelte, ſeine Lumpen, ſeinen Hunger und ſeine Freiheit zu bewahren; dies Volk das, von einem Jahrhundert dem andren wie ein geheimnißvolles Vermächtniß übergeben, einen unbeſchreiblichen Zauber auf die civiliſirten Nationen übt; dies von tiefſter Verachtung gebrandmarkte, aber von Dichtern verherrlichte Volk mußte, zerſtreut, unzähmbar, kulturſcheu, unerklärlich, wie es war, dennoch in irgend einer Falte ſeines Weſens eine vornehme Begabung bergen, da es, für Idealiſirung empfänglich, ſich ſelber idealiſirte, ſo daß es auch im Beſitze von Geſängen und Dichtungen iſt, welche zu einem Ganzen vereinigt gewiſſermaßen eine beſondre Art Epopöe zu bilden vermöchten.

Es iſt begreiflich, daß bei vollſtändiger Ermanglung geiſtiger Bildung, behaglicher Muße, andächtig aufbewahrter Geſchichte, veredelter Erziehung und ehrwürdiger Religion, daß bei Verleugnung jeder Anhänglichkeit an die Scholle, an das Vaterland ein Volk nicht einen Dichter aufzuweiſen haben wird, welcher Gefühle der Thatkraft, des Handelns in hiſtoriſchem Rahmen entfaltet; dieſen Gefühlen hat es entſagt und ſich in eine unver-

ſchütterliche Paſſivität gehüllt, die es allem, was die übrige Menſchheit bewegt, unzugänglich macht. Wenn ſeinen Geiſt ein wildes Träumen und Sehnen durchzuckte, ſo mußte es im Begehren nach einer eignen Poeſie ein andres Ausdrucksmittel als das des Wortes erſtreben. Es mußte zur Mittheilung ſeiner innerſten Empfindungen eine Form finden, worin ſich dieſe nicht beſtimmt ausſprechen, ihre Urſache nicht verrathen. Weil das Schweigen über ſich ſelbſt ihm faſt einzige Religion, einziges Geſetz iſt, konnten ihm Erzählungen nicht zuſagen, in denen es ſelber die Hauptrolle ſpielt. Überdies wäre es unfähig geweſen, ſeine wechſelnden, ſchweifenden Triebe in ſymboliſchen Bildern und Thaten darzuſtellen, wie die Poeſie es nothwendig verlangt hätte. Wohl finden ſich bei ihm hier und da einige Lieder und Romanzen, als rohe und ungeſchickte Einzelheiten können ſie aber nicht in der Reihe der Kunſtwerke aufgezählt werden. Wenn ein ſo heimgeſuchtes Volk die urſprünglichen Triebe ſeines Weſens, die es ſo lange in ſchweigendes Geheimniß gehüllt hatte, vor ſich ſelber veredelt ausſprechen wollte, ſo mußte ſich ihm die reine Inſtrumentalmuſik als das geeignetſte Mittel bieten, als die Kunſt, welche Gefühle ausdrückt ohne ihnen eine Anwendung zu geben, ohne in den von der Epopöe erzählten, im Drama dargeſtellten Thatſachen eine Allegorie für ſie zu ſuchen. Die Inſtrumentalmuſik läßt die Leidenſchaften in ihrer eignen Weſenheit leuchten und ſchimmern, ohne ſich an ihre Verſinnlichung in geſchichtlichen oder erfundnen Geſtalten zu binden; ſie reinigt die

Gefühle von ihren Schlacken, entfangt ihnen nur die geläuterte Triebkraft um ſie in ihrem innerſten Glanze kundzugeben, ſie wie ein duftendes Mark unmittelbar aus dem Herzen zu ergießen. In ihr offenbarte ſich dieſem Volke die einzige Sprache die es zum Ausdruck ſeiner Innerlichkeit ohne mühſame geiſtige Anſtrengung gebrauchen konnte und die ihm zugleich ſinnliche Freude, materiellen Genuß bot. Dieſer ſinnigen Kunſt, dieſer räthſelvollen Form vertraute es in Rhythmen, Cadenzen, Modulationen und Geſängen, wie ſie der eigne Geiſt ihm eingab, die Verherrlichung des Triebes an, welcher es unſrem Verkehr fern hält, unſren Lockungen unzugänglich macht, es einzig und despotiſch beherrſcht.

Wenn man bedenkt, daß eine im rechten Sinne ausgewählte und zu entſprechender Folge geordnete Sammlung von Fragmenten der Zigeunermuſik ganz wie ein Heldenlied jenem Geſammtgefühl einen Ausdruck verliehe, das einem ganzen Volke innewohnend durch ſein Gepräge das Gepräge ſeiner Sitten entſcheidet, ſo möchte man ſich berechtigt fühlen eine ähnliche Sammlung mit dem Namen Epopöe zu bezeichnen. Wir beabſichtigen nicht eine Vergleichung zwiſchen den gewöhnlich mit jenem Namen belegten Werken und einem ſolchen muſikaliſchen Cyclus aufzuſtellen und durchzuführen, wir übernehmen aber die Verantwortung ihn auf denſelben anzuwenden wegen der Analogie der Inſpiration welche in beiden dieſelbe, heroiſche, von dem der Race eigenen Genius durchdrungne iſt. Das Epos beſteht nicht allein

aus einer gewiſſen Reihe von Ereigniſſen, aus der Beſchreibung gewiſſer Gegenden, Gebräuche und Gegenſtände, es unterſcheidet ſich dieſe Dichtungsart von den andren hauptſächlich durch die Natur der Gefühle und Leidenſchaften, von welchen die handelnden Perſonen beſeelt ſind. Und dieſe Leidenſchaften ſind meiſt unbedingte, weil ſonſt die aus ihnen ſich ergebenden Handlungen nicht das Siegel der Größe, den Reiz des Naturells an ſich tragen würden, welche von dem erſten poetiſchen Aufſchwung der Einbildungskraft unzertrennlich ſind. Auch die Muſik der Zigeuner athmet unbedingte, freie Leidenſchaften, die allerdings hier ohne die ſie an beſtimmte Perſönlichkeiten knüpfende Erzählung auftreten, die aber ganz dieſelben ſind, nur daß ſie in einer Kunſt ſich manifeſtiren, wo ſie der Vermittlung des Mythus nicht bedürfen.

Hegel erklärt die Bedeutung des Wortes Epos mehr aus dem Zeitwort: ſagen, als aus dem Hauptwort: Erzählung, und reiht ſogar unter dieſe letzte Benennung als erſte poetiſche Verſuche zuvörderſt die monumentalen Inſchriften, ſodann die gnomiſchen Sprüche und Sentenzen der Alten, die Kosmogonien ꝛc. Wir wüßten die Gleichheit der Inſpiration in poetiſchen Werken dieſer Art und dem Ganzen eines weſentlich nationalen muſikaliſchen Werkes nicht beſſer anſchaulich zu machen, als indem wir die Worte des Philoſophen hier anführen. Wir laſſen ihn um ſo lieber für uns reden als die für ſeine Gedanken gewählte Form dem Sinne des unſrigen ganz entſprechend iſt.

„Als ſolch' eine urſprüngliche Totalität iſt das epiſche „Werk die Sage, das Buch, die Bibel eines Volkes und „jede große und bedeutende Nation hat dergleichen abſo„lut erſte Bücher, in denen ihr, was ihr urſprünglicher „Geiſt iſt, ausgeſprochen wird. Inſofern ſind dieſe Denk„mäler nichts Geringeres als die eigentlichen Grundlagen „für das Bewußtſein eines Volks, und es würde intreſ„ſant ſein, eine Sammlung ſolcher epiſchen Bibeln zu ver„anſtalten. Denn die Reihen der Epopöen, wenn ſie kein „ſpäteres Kunſtwerk ſind, würden uns eine Galerie der „Volksgeiſter zeigen. Doch haben nicht alle Bibeln die „poetiſche Form der Epopöen. . . Indem nun im eigent„lichen Epos das poetiſche Bewußtſein einer Nation zum „erſtenmal in poetiſcher Weiſe ſich ausſpricht, ſo fällt das „echte epiſche Gedicht weſentlich in die Mittelzeit, in wel„cher ein Volk zwar aus der Dumpfheit erwacht, und der „Geiſt ſo weit ſchon in ſich erſtarkt iſt, ſeine eigne Welt „zu produziren und in ihr ſich heimiſch zu fühlen, umge„kehrt aber alles, was ſpäter feſtes, religiöſes Dogma „oder bürgerliches und moraliſches Geſetz wird, noch ganz „lebendige, von dem einzelnen Individuum als ſolchem „unabgetrennte Geſinnung bleibt, und auch Wille und „Empfindung ſich noch nicht von einander geſchieden ha„ben. . . . Dabei müſſen wir uns aber nicht etwa die „Sache ſo vorſtellen, als ob ein Volk in ſeiner heroiſchen „Zeit als ſolcher, die die Heimath ſeines Epos, ſchon die „Kunſt beſitze, ſich ſelber poetiſch ſchildern zu können; „denn etwas andres iſt eine an ſich, in ihrem wirklichen

„Daſein, poetiſche Nationalität, etwas andres die Poeſie
„als das vorſtellende Bewußtſein von poetiſchen Stoffen
„und als künſtleriſche Darſtellung ſolch' einer Welt. Das
„Bedürfniß, ſich darin als Vorſtellung zu ergehen, die
„Bildung der Kunſt, tritt nothwendig erſt ſpäter auf, als
„das Leben und der Geiſt ſelbſt, der ſich unbefangen, in
„ſeinem unmittelbar poetiſchen Daſein zu Hauſe findet.
„. . . . Dieſer Trennung zum Trotz muß dennoch zugleich
„ein enger Zuſammenhang zwiſchen dem Dichter und ſei-
„nem Stoffe übrig ſein. Der Dichter muß noch ganz in
„dieſen Verhältniſſen, dieſer Anſchauungsweiſe, dieſem
„Glauben ſtehen, und nur das poetiſche Bewußtſein, die
„Kunſt der Darſtellung zu dem Gegenſtande hinzuzubrin-
„gen nöthig haben, der noch ſeine ſubſtantielle Wirklichkeit
„ausmacht. . . . Die Verhältniſſe des ſittlichen Lebens,
„der Zuſammenhalt der Familie, ſo wie des Volkes als
„ganzer Nation in Krieg und Frieden, müſſen ſich einge-
„funden, gemacht und entwickelt haben, umgekehrt aber
„noch nicht zu der Form allgemeiner, auch ohne die leben-
„dige ſubjective Beſonderheit der Individuen für ſich gül-
„tiger Satzungen, Pflichten und Geſetze gediehen ſein,
„welche auch gegen das individuelle Wollen ſich zu halten
„die Kraft beſitzen. Der Sinn des Rechts und der Bil-
„ligkeit, die Sitte, das Gemüth, der Charakter muß im
„Gegentheil als ihr alleiniger Urſprung und Stütze er-
„ſcheinen, ſo daß noch kein Verſtand in Form proſaiſcher
„Wirklichkeit dem Herzen, der individuellen Geſinnung
„und Leidenſchaft gegenüber ſich zu ſtellen und zu befeſti-

„gen vermag. . . . Nun giebt es aber zweierlei Arten na„tionaler Wirklichkeit. Erſtens eine ganz poſitive Welt „ſpezieller Gebräuche grade dieſes einzelnen Volks, in die„ſer beſtimmten Zeit, bei dieſer geographiſchen und klima„tiſchen Lage, dieſen Flüſſen, Bergen, Wäldern und Na„turumgebung überhaupt. Zweitens die nationale Sub„ſtanz des geiſtigen Bewußtſeins in Anſchauung auf Re„ligion, Familie, Gemeinweſen u. ſ. f. Soll ein urſprüng„liches Epos nun, wie wir es forderten, die dauernd gül„tige Bibel, das Volksbuch ſein und bleiben, ſo wird das „Poſitive der vergangenen Wirklichkeit auf ein fort„wirkend lebendiges Intreſſe nur in ſofern Anſpruch ma„chen können, als die poſitiven Charakterzüge in einem „inneren Zuſammenhange mit jenen eigentlich ſubſtan„tiellen Seiten und Richtungen des nationalen Daſeins „ſtehen, denn ſonſt wird das Poſitive ganz zufällig und „gleichgültig."

Eine muſikaliſche Epopöe kann demnach die Bibel, das Buch eines Volks ſein, wenn ſie die eigentliche Grundlage für das Bewußtſein eines Volks iſt, wenn ſie von jenem lebendigen und individuellen Gedanken ausſtrömt, welcher die Glieder einer Nation, ihnen ſelbſt unbewußt, charakteriſirt, von dem geſellſchaftlichen Stadium, wo Wille und Geſinnung noch nicht von einander getrennt ſind, wo das ſittliche Leben noch nicht zu der Form allgemeiner Satzungen, Pflichten und Geſetze gediehen iſt, denen die Beſonderheit der Individualität fehlt, wo noch kein Verſtand in Form pro-

ſaiſcher Wirklichkeit dem Herzen, der individuellen Geſinnung gegenüber ſich zu ſtellen, zu befeſtigen vermag. Und wenn alſo nicht alle Bibeln die Form poetiſcher Epopöen haben, welche Form hätte dann geeigneter als die Muſik ſein können zum Buch eines Volkes, welches die ganze poſitive Seite der Nationalität zurückweiſt um nur ihre geiſtige Seite mit all' ihren Trieben, Leidenſchaften und Liebhabereien, mit ihrem beharrlichen Widerwillen gegen alles geſellſchaftliche Leben zu bewahren? Wenn alſo die Zigeuner, die trotz dem Abweiſen aller Unterſcheidungszüge der übrigen Völker untereinander nichts deſtoweniger ein feſtes mit wunderbarer Lebensfähigkeit begabtes Volk bilden, als auch ſie das Bedürfniß fühlten, ihr Buch zu beſitzen, und eine Beſchreibung ihrer ſelbſt durch eine im Gedächtniß bewahrte Erzählung wirklicher oder ſymboliſcher Ereigniſſe nicht geben mochten und konnten, ſo mußten ſie ſingen, um zu ſagen.

II.

Wenn wir nach aufmerkſamem Betrachten eines Kunſtwerks in ſeinem Bau eine unzweifelhafte Urſprünglichkeit, in den Gefühlen die es ausſpricht eine unverkennbare Verwandtſchaft mit hochſtrebender Geſinnung erkennen, ſo fragen wir uns alsbald, worin dieſe Urſprünglichkeit beſteht, welches ihre Quelle und die abſchließende Formel ihres Geſinnungsinhaltes iſt? Im vorliegenden Falle

dürften dieſe Fragen von um ſo größrem Intreſſe ſein, als ihre Beantwortung ſich dem Geiſte nicht ſofort darbietet. Es möchte ſelbſt ſchwer ſein eine ſolche überhaupt zu finden, ehe man vorläufig die Löſung einiger andrer von ihr unzertrennlichen Probleme mit Geduld geſucht und verfolgt hat. Durch eine ſonderbare Anomalie wohnt in den Cygany ein Lebensprinzip von überraſchender Zähigkeit, obgleich ſie gewiſſermaßen ſich weigern einen Theil der menſchlichen Geſellſchaft zu bilden. Wie ließe ſich zu einem Verſtändniß ihrer Kunſt gelangen ehe man verſucht hätte die Beziehungen zu entdecken, die unfehlbar, wenn auch dem Anſcheine nach jeder Forſchung unzugänglich, zwiſchen dem Charakter ihrer Sitten und dem ihrer Geſänge beſteht? ehe man die geheime Übereinſtimmung aufgefunden hätte die zwiſchen ſcheinbar verwerflichen Individualitäten, zwiſchen rohen, an's Thieriſche ſtreifenden Sitten und jenen Geſängen waltet, die voll Stolz und Schmerz, und von einer Anmuth ſind wie ſie nur durch das Bewußtſein der Schönheit geweckt werden kann? und ſo zu errathen, welches Zuſammenwirken von Gedanken und Trieben dieſe von der großen menſchlichen Familie losgelöſten Glieder ſo unzugänglich macht für jede Verſchmelzung mit Intreſſe und Sinnesart der cultivirten Nationen unter welchen ſie ſeit Jahrhunderten leben?

Um ſich von allem Außerordentlichen volle Rechenſchaft zu geben was in dem ſeltſamen und in ſeiner Seltſamkeit ſo dauernden Beſtehen der Zigeuner liegt, die ſich im vierzehnten Jahrhundert ſo geräuſchlos und ſchritt-

weiſe durch Europa verbreiteten, daß das Auffinden der Spuren ihres erſten Erſcheinens ſo wie die genaue Beſtimmung des Landes, welches ſie verließen, um hier ihren Aufenthalt zu nehmen, faſt zu den Unmöglichkeiten gehört, hat man zunächſt die Mittel ihres Beſtehens mit denen eines andren Volkes zu vergleichen, welches gleichfalls ohne Vaterland, ohne Zuflucht und Gaſtfreundſchaft ſich in Europa fortgepflanzt hat und deſſen Erhaltung als ein Wunder zu betrachten iſt. Danach wird man ſehen, daß die Romny's immer unter viel kläglicheren Verhältniſſen gelebt haben, und womöglich noch mehr erſtaunen wie ein Volk in ſo traurigen Zuſtänden ausdauern kann. Außerdem bemerken wir noch, daß die Zigeuner unter gänzlich auflöſenden Bedingungen ſich Jahrhunderte lang erhalten haben, ohne weder eine Vergangenheit des Ruhmes noch Hoffnung auf eine Zukunft zu bewahren; da ſie ſich zerſtreuten, zertheilten wie Blätter im Winde und trotzdem mit einer bewundernswerthen Hartnäckigkeit der Lockung widerſtunden am Glücke der begünſtigten Völker Theil zu nehmen, ſo wenig ſie jemals der Schwäche unterlegen ſind auch nur einen Tropfen fremden Blutes unter ſich zu dulden. Das letzterwähnte Faktum iſt durch die erhaltne Reinheit ihres Typus phyſiologiſch genügend bewieſen, den die Beſchreibungen aus der erſten Zeit ihres Erſcheinens uns ganz als denſelben erkennen laſſen, wie wir ihn heute vor Augen haben.*) Und mitten unter allen

*) Siehe Borrow.

Entbehrungen und Verfolgungen fanden ſich niemals Renegaten in ihren Stämmen, Keiner der die Seinigen auffällig verleugnet, ihrer Dürftigkeit den Rücken gekehrt hätte um ein theuer erkauftes Wohlleben zu genießen, wie es in jener andren Familie von Verbannten häufig vorgekommen, von der manche Individuen, ihres Urſprungs ſich ſchämend, unter ihren Bedrückern bedeutende Geſchlechter gründeten und glänzende Namen erwarben.

Auch dieſe anderen Geächteten irrten von Land zu Land, bald gelitten, bald vertrieben aber immer zu einer feſten Maſſe vereinigt und gegen die Annahme jedes andren, von dem ihrigen verſchiedenen Dogma hartnäckig ſich ſträubend, da ſie ja das erſte unter den Dogmen beſitzen, das erſte Geſetz gehabt haben. Wie einfach erſcheint das Schauſpiel der judäiſchen Nation im Vergleich zu dem Daſein der Zigeuner! Wie leicht ſcheint es, ſich die Gründe zu erklären durch welche dies Volk, das ſich das auserwählte Gottes-Volk nennt, in ſo engem Verbande zuſammen bleibt, wenn man bedenkt, daß keiner dieſer Gründe für die Zigeuner exiſtirt. Die Israeliten wurden allerdings ſeit achtzehn Jahrhunderten für vogelfrei angeſehen, Schmach und Noth iſt im Übermaß auf ſie gehäuft worden. Aber ſie ſetzten Haß der Schmach, Unheil der Noth entgegen. Sie nahmen den ihnen von der chriſtlichen Civiliſation zugewieſenen Platz an, mit dem Vorbehalt ihn in einen Herd des Unglücks zu verwandeln, von ihm aus ihren Bedrückern mit unheilbarem Leid zu vergelten. Wenn man ſie dann zu ſpät aus ihren

Winkeln vertrieb, wo ſie die ihren Feinden verderblichen Schätze aufhäuften, zogen ſie fort und brachten einer andern Heimath denſelben Zorn und Haß entgegen. Überall, wo ſie ſich anpflanzten, begnügten ſie ſich nicht damit, auf Koſten der darbenden Bewohner ihre Nahrung aus dem Boden zu ziehen; ſie ſchienen aus dem Wehen der Luft, aus dem Saft der Früchte die Wiſſenſchaft zu erkunden, die ihnen eine verderbliche Übermacht über ihre Wirthe verlieh. Unter ſcheinbarer Feigheit bewahrten ſie ihren ernſten Muth, ihren verabſchenten Cultus, ihre verſpottete Kleidung, all ihre zahlreichen Unterſcheidungszeichen: von den Chriſten verachtet, aber gebraucht und gefürchtet, hielten ſie ſich für die Geißelhiebe der Schmach durch den Stolz auf ihre Vergangenheit, durch ihren Glauben ſchadlos, der voll herber Schöne ſich auf eine Sammlung von Geſetzen ſtützt wie eine enge aber feſte geſellſchaftliche Organiſation ihrer bedarf. Durch den blinden Gehorſam den ſie abſoluten Geboten leiſten, blieben die Juden bei aller Beweglichkeit ihrer regſamen Naturen ein feſtſtehendes, allen Stürmen der Habgier, des Haſſes Trotz bietendes Monument. Durch ſeine organiſche Kraft heilt das Judenthum unverbundne Wunden, erſetzt die erſchöpften Triebe, ſchmückt verdorrte Zweige mit friſchem Grün. Immer wieder finden wir die Juden finſter aber dienſtfertig, ränkevoll aber unterwürfig, trotz allem Schelten und trotz verſtellter Annäherung ihren feindlichen und doch baſiliskenhaft anziehenden Charakter

bewahrend. So haben ſie die Qualen und Erpreſſungen überlebt mit welchen das Mittelalter ſie überhäufte.

Die Chriſten haben ihnen den Grundbeſitz überall verweigert, und die Volkslegende hat ihr Geſchick in der Sage vom ewigen Juden perſonifizirt, dem immer Schweifenden, immer Traurigen, dem ſtets Dürftigen und nie um Hülfsmittel Verlegnen, der nie auf gaſtlicher Schwelle willkommen geheißen, doch nie des gemünzten Symbols entbehrt, welches Gaſtfreundſchaft und ſelbſt Macht erkauft. Die Hebräer haben indeſſen ihre Erinnrungen zu wohl bewahrt um nicht immer noch eine geheime Vorliebe für den Feldbau zu empfinden. Eine Art Furcht, um nicht zu ſagen abergläubiſche Angſt, hindert ſie allerdings, auf einem Felde, das nicht ihr Erbtheil iſt, Hand an den Pflug zu legen. Man ſollte glauben, ſie ſcheuten ſich, durch eine Strafe des Himmels auf immer an die fremde Scholle gebannt zu werden, wenn ſie Wohlgefallen daran fänden mit ihrem Schweiß einen unreinen Boden zu benetzen, die Fruchtbarkeit eines Landes zu genießen, welches zu verabſcheuen ihre Pflicht iſt; aber ſie hätten gern Andre zu ihrem Nutzen ackern laſſen und ihren Tagelöhnern gelehrt, wie ſie die Furchen ziehen müſſen. Wo man dazu nur vorübergehend die Erlaubniß ertheilte machten ſie Gebrauch davon. Dies immer wandernde, immer fliehende, immer verfolgte, die Auswandrung der Umgeſtaltung vorziehende Volk iſt ſeiner Natur nach ein ſedentäres. Ihm iſt es nicht wie den Zigeunern willkommen die Zelte abzuſchlagen und das Unglück, ſein unabänderliches Loos,

anderswo zu ſuchen. Es verläßt aus eignem Antrieb nie ein Land in welchem noch ein Halm zu pflücken und zu verkaufen, noch ein Kupferpfennig aufzulesen iſt. Aber ihr Princip herrſcht über ihren Inſtinkt und ſie geben dem letzteren nur dann nach wenn er mit dem erſteren übereinſtimmt. Sie halten ſich gern an Orten auf wo ſie das Gepäck ihres ſcheinbaren oder wirklichen Elends ſchon abgeladen, aber nur unter der Bedingung daß man ſie als flüchtige Bewohner eines Gaſthauſes betrachte. Geſchieht es auch, daß ſie lange genug in einer Stadt ſich aufhalten um endlich Paläſte dort zu bauen, ſo vergeſſen ſie nie daß ſie auch unter den prächtigſten Dächern der Fremde nur eine Zeit lang zu wohnen haben. Unter ſinnbildlichen Zelten feiern ſie jährlich den Auszug aus Egypten und verwünſchen dabei periodiſch die neue Gefangenſchaft, deren zufälliger Glanz ſie nicht verzichten machen kann auf das fiktive und zugleich wirkliche Land, welches Gott ihnen als ewiges Eigenthum verheißen, in das er ſie ehemals führte und jeden Ruheplatz mit einem Wunder bezeichnete, das Land auf welches ſie noch heute hoffen: jenes einſt fruchtbare, von Milch und Honig triefende Juda, im Golde ſeiner wallenden Saaten, im Grün ſeiner üppigen Reben, im Schmuck ſeiner Cedern, im Duft ſeiner Tuberoſen; jenes nun öde und wüſte gewordne Juda, das im Joche ſeiner Unterdrücker eine ſtumme, ſtörriſche Wittwe bleibt, welche nicht des Troſtes begehrt.

Auch haben dieſe edlen Enterbten in keinem Augen-

blick ihrer vielhundertjährigen Wandrung die Liebe zu ihrem heiligen Paläſtina vergeſſen. Mit einer ihren Stolz nie verleugnenden Charakterſtärke haben ſie Aug' und Ohr allen Freuden eines andren Himmels, einer andren Erde und Natur als der ihrigen verſchloſſen gehalten. Sie haben Alles bis auf das Meer und den Horizont, welche ſie von ihrem Canaan trennen, verachtet und verabſcheut. Sie haben, ſelbſt wenn ſie Reichthümer beſaßen, in Armuth und Schmutz gelebt, um nicht fern von Sion glücklich genannt zu werden, um nicht etwa eine Abſchlagzahlung auf die Wonnen hinzunehmen, in denen ſie einſt mit aller Zügelloſigkeit lange verhaltner Neigungen zu ſchwelgen gewiß ſind. Sie verdammen Den als Gotteslästrer und ſprechen ihm am Tage der Vergeltung alles Antheils verluſtig, der ſich durch Verunreinigung mit einer Chriſtin entweiht, und rufen Fluch und Verwünſchung über jede Annäherung eines Ungläubigen aus, weil in das wieder eroberte Sion kein unächter Sproß mit einziehen ſoll. Sie haben das Wohlleben in der Verbannung ehrlos geſcholten, es ihres hohen Urſprungs unwerth gefunden an den Sinnengenüſſen ihrer Verächter Theil zu nehmen. Von einem unvergänglichen Glauben und erhabenen Hoffen, von ebenſo erhabnem Haß und unvergänglicher Rache beſeelt haben ſie die ganze Kraft ihres Weſens auf Erforſchung der zum Befriedigen dieſer großen Leidenſchaften nöthigen Mittel gewandt und ſich mit Muth, ohne Schonung und Gnade auf die Berechnungen der Falſchheiten und die Schikanen des Gewinnes gewor-

ſen. Warten, warten, immer warten und wieder warten iſt ihre Parole; warten auf den verheißnen Meſſias, der ſie hinführen wird zu dem myſtiſchen und wirklichen, aus Aſche, Staub und Trümmern ſich wieder erhebenden Tempel, der gefeſſelt und niedergetreten ohn' Erbarmen alle die Völker hinter ſich herſchleifen wird, die ihnen ſo lange Steine ſtatt Brod, Schlangen ſtatt Fiſchen geboten. Sie haben den Genuß der Gaben dieſer Welt und dieſes Lebens auf das Kommen Desjenigen aufgeſpart, der ſie in Paläſten wird wohnen laſſen, ſie mit köſtlichen Weinen tränken, an üppigen Tafeln ſättigen, ihnen ſchöne Frauen zuführen wird; der ſie erbauen wird durch die glänzendſten Schauſpiele, ihre Zeit ausfüllen durch die wechſelndſten Wandlungen; der ſie überhäufen will mit Gold, Silber und Edelgeſtein, Balſam und Nektar. Sie haben dem Nazaräer den Glauben verſagt weil er ein Reich verhieß welches nicht von dieſer Welt ſei und erwarten mit einer Feſtigkeit, die Achtung ertrotzt, jenen Meſſias, der ihnen Herrſchaft und Genuß dieſer Welt, Wollüſte geben wird gleich denen an welchen Salomon ſich ſättigte, Wollüſte des Fleiſches, Freuden einer ewig blühenden Natur, raſtloſe Feſtlichkeiten, wonnige Tänze und glänzende Spiele ſtatt all' den myſtiſchen Seligkeiten zu welchen man nur durch die dunklen Pforten des Todes eingeht.

Wir wollen nicht behaupten, daß jeder Einzelne dieſes Stammes die klare und genaue Vorſtellung der Bewegungstriebe die ſeine Handlungen beſtimmen, in ſich

trägt; aber es iſt das Eigenthümliche nationaler Geſinnungen daß ſie ſelbſt die Bethätigung derjenigen bedingen, die ſich in ihren Motiven keine Totalanſchauungen zu bilden wiſſen, indem ſie von zarter Kindheit an ſich im Menſchen ſo feſtſetzen daß ſie zum Inſtinkt werden. Beſonders in unſren Tagen wo der Name dieſer Nation immer noch als ein mit dem häßlichſten Egoismus, mit einem Gemiſch von Unehrlichkeit und Habſucht gleichbedeutendes Schimpfwort gilt, befindet ſie ſich nichtsdeſtoweniger in unſren großen Hauptſtädten in einem äußerlichen Zuſtande, der den gehäſſigen Verfolgungen früherer Jahrhunderte faſt diametral entgegengeſetzt erſcheint. Nur in einigen, von Europa gewiſſermaßen getrennten Landſtrichen bewahrt ſie noch ihren Kaftan, ihre ausſchließlichen Speiſen, ihre Sitten, ihren aufrichtigen Glauben, ihre äußerliche Erniedrigung und die Poeſie ihrer Verſtocktheit, ihrer unverſöhnlichen Feindſeligkeit gegen die Anbeter des Gekreuzigten. Dort ſind die Juden faſt noch, was ſie im Mittelalter waren: heimliche, liſtige Feinde der Geſellſchaft, deren Laſter ſie hätſcheln, während ſie ihre Schwäche verachten. Im Herzen Europa's ſcheinen alle Symptome dieſes unauslöſchlichen Charakters zu ſchwinden. Eine nach der andren fallen die Barrieren des Vorurtheils; nicht länger iſt dies Volk genöthigt, ſeine Wohlhabenheit vor neidiſchen Blicken zu verbergen, es hat ſeinen Haß verlernt, die Rache vielleicht vergeſſen. Und dennoch, ſo ſchwer in denen, welche heute an allem Zauber unſrer Civiliſation theilnehmen und mit vollen Händen a l l e n

Armen Almoſen ſpenden, die Spuren ehemaliger Zeiten wieder zu erkennen ſein möchten, ſcheint es uns, daß wenn eine unvorhergeſehene Cataſtrophe ſie zurückwerfen ſollte in die alte Noth, ſie genug hebräiſchen Blutes in ſich fühlen würden, um noch einmal, wie bei jenem Auszug aus Egypten zu heiligem Feſte verſammelt ſich am Blute der Erſtgebornen ihrer Tyrannen zu weiden.

Eine unbegreifliche Begabung ihrer Organiſation hat jedesmal wenn ſie kaum aus einer Zeit der härteſten Unterdrückung hervorgingen und nur einige Generationen lang ſo viel Ruhe genoſſen um nicht jeden Morgen Hunger und Tod fürchten zu müſſen, große Theologen und Metaphyſiker, Philoſophen und Naturforſcher unter ihnen erſtehen laſſen, deren Gelehrſamkeit ſowohl durch koloſſale Anhäufung des Materials als Genauigkeit und Feinheit des Details uns in Staunen verſetzt. Sie haben in den ſchwierigſten Wiſſenſchaften, in den verſchiedenſten Zweigen menſchlicher Kenntniſſe große Namen aufzuzählen, bedeutende Schriftſteller und ſelbſt Poeten beſeſſen. Auch die Kunſt pflegten ſie und bemächtigten ſich dieſes Feldes in der jüngſten Zeit ſogar als Herrſchende; beſonders in der Muſik eigneten ſie ſich jeden Genre an und haben in Compoſition und Virtuoſität glänzende Berühmtheiten aufzuweiſen. Als Virtuoſen wie als Componiſten feierten ſie verdiente Erfolge durch ausgezeichnete Handhabung der Formen, welche ſie durch das ihrem Genius eigne Streben nach Combinationen erweiterten und bereicherten. Die Kunſt von geiſtreichen und ergiebigen Geſichtspunk-

ten erfaſſend wußten ſie hier wie anderswo neue Reſſourcen zu finden; ſie wußten meiſt eben ſo gut und beſſer zu machen, was Andre ſchon vor ihnen gethan hatten. Von dieſer Seite muß ihr Eindringen in dies Gebiet als der Kunſt nützlich und förderlich betrachtet werden. Sie haben ihr ſowohl durch geſchickte Handhabung ihres Materials gedient, als ſie zu ihrer Verbreitung und Verallgemeinerung beitrugen. Wer weiß wie es um die Muſik heute noch ſtände, wer weiß ob man den Geiſt unſrer großen Meiſter beſſer als zu ihren Lebzeiten begreifen würde ohne den eindringlichen und beharrlichen Sinn der Glieder dieſer Nation, welche Geſchmack und Schätzung für ſie durch Interpretation auf ihren Inſtrumenten, oder durch Commentiren und Recenſiren ihrer Werke verbreiteten? Ihre Thätigkeit hat das allgemeine Intreſſe auf dieſen Punkt gelenkt, die chriſtliche Habgier zum Wetteifer gereizt und Alles in Allem genommen iſt ihnen unſre Kunſt eher zu Dank verpflichtet da es ſehr zweifelhaft bleibt ob ſie ohne ihre Dazwiſchenkunft eine ſo reiche Blüthe erlebt hätte. Ihre Theilnahme an dieſem Fach hat die Kunſt mit großen Talenten und Namen von hellem Klang bereichert; es wäre demnach weder ehrlich noch würdig ihre außerordentlichen Erfolge im Ganzen beſtreiten oder verkleinern zu wollen.

Aber nachdem ſie während etwa zwanzig Jahrhunderten ihre Gefühle in den tiefſten Falten der Seele verborgen gehalten hatten und ſtrenge ihr eignes Gebot be-

folgten, keines derſelben über die Oberfläche auftauchen zu laſſen um ihren Scharfſinn für Liſt und Trug zugleich beſſer zu verbergen, war es ihnen wohl möglich Kunſt zu lernen und auszuüben, weniger aber Kunſt zu ſchaffen. Sie, die ſich nicht mehr entwöhnen konnten alle Bewegungen ihres Herzens vor ſich ſelbſt mit religiöſem Schweigen, vor Andern mit Haß und Verachtung zu verſiegeln, wie ſollten ſie fähig ſein ſie der Kunſt anzuvertrauen? Sie hätten zu dieſem Zweck die Verſtellung verlernen müſſen; daran dachten ſie nicht einmal. Sie wollten geſchickt und gewandt werden wie die Chriſten, und dies gelang ihnen glänzend.

Künſtleriſches Hervorbringen und ſelbſt ein gelungenes Hervorbringen iſt keineswegs gleichbedeutend mit der höchſten Gabe künſtleriſchen Schaffens; es beſteht hierin der Unterſchied zwiſchen Talent und Genie. Erſteres bewegt ſich in bereits bekanntem Inhalt und Form; letzteres ſingt kraft perſönlicher Eingebung und in Weiſen die dieſe es lehrt und ihm vorſchreibt. Die Israeliten konnten keine neuen Weiſen erfinden, denn ſie ſangen niemals ihre eigenen Gefühle. Ihr langes Verſchloſſenhalten des Edelſten was in ihnen lag, ihre Religion des Schweigens geſtattete ihnen nicht den Aufſchwung ihrer Seele, das Weh ihres Herzens, das Beben ihrer Leidenſchaften dieſer idealen Sprache anzuvertrauen. Sie wagten nicht, die von ihren Vätern ſo mißtrauiſch verhüllten Saiten ſchwingen zu laſſen. Sie wagten nichts zu erzählen von ihren langen Drangſalen, ihrem Elend, ihren Beſchwerden und

verhaltenen Drohungen, von ihren heiligen Verheißungen, von ihrem Vertrauen auf Jehova, ihrer Gewißheit wieder zu ſehen den Berg Sinai und den Berg Horeb, wieder einzuziehen in das Land der zwölf Stämme, wieder zu umfaſſen die geſegnete Erde und Freudenthränen zu miſchen in die Ströme des Cedron, mit dem Schrei des Adlers vom Libanon ihr Jauchzen zu vereinigen über das wieder gewonnene Jeruſalem, das große, heilige! Sie vertrauten nichts von alledem irgend einer Kunſt an, die den Heiden einen Begriff von ihren Glaubensmyſterien hätte geben können, welche ſie unſren Spott und Hohn drohenden Blicken ſo ſorgſam entzogen. So beſteht weder Architektur, noch Malerei, noch Dichtung, noch Muſik welche man als ihre nationale betrachten könnte, welche die innerſte Anſchauung dieſer Menſchen ausſpräche, die kraft eines erzenen Glaubens, einer übermenſchlichen Macht des Hoffens ihre dunklen Tage mit einem andren Augen nicht wahrnehmbaren Scheine vergolden.

Wir haben ein einzigesmal Gelegenheit gehabt eine Ahnung von dem zu empfinden, was eine judäiſche Kunſt werden könnte, wenn die Israeliten alle Intenſität des in ihnen lebenden Gefühls in Formen ihres eignen Geiſtes kund gäben. Wir lernten in Wien den Cantor Sulzer kennen. Die zum Verhüllen des innerſten Weſens gebräuchliche Maske iſt bei dieſer Künſtlerorganiſation nicht ſo undurchdringlich wie ſonſt und läßt auf Augenblicke das wirkliche Gepräge ſeiner Seele durchleuchten, wie es die geheimen Reden väterlicher Belehrung ihr aufgedrückt

haben. Dann ſcheint es, als habe er mitgemeißelt an den Felsblöcken zu den Pyramiden, als habe er das rothe Meer mit überſchritten und Pharao in den Wellen verſinken ſehen, als gewahre er noch die Feuerwolke welche das auserwählte Volk vor den Augen der Feinde verhüllte, als ſeien die Empörer Core, Dathan und Abiron vor ſeinen Augen von der Erde verſchlungen worden, als habe er mit Hiram den Tempel des Salomon betrachtet, als ſei er in Ophir und Sidon geweſen und habe zu Ezechiels Zeit die Geſänge der Gefangenen an den Ufern des Euphrat vernommen, nachdem er in Sion's Freudenliedern dem Siſtrum und Pſalter und Davids Harfenklängen gelauſcht. Um ihn zu hören gingen wir zur Synagoge deren muſikaliſcher Leiter und Vorſänger er war. Selten haben wir eine ſo überwältigende Erſchütterung aller Saiten der Gottesverehrung und des menſchlichen Mitgefühls erlebt, als an dieſem Abend, wo beim Schein der den Plafond gleich Sternen überſäenden Kerzen ein ſeltſamer Chor anhub von dumpfen gutturalen Stimmen, als wäre jede Bruſt eine Kerkerzelle aus deren Tiefen ſie ſich rangen um dem Gotte der Bundeslade in Elend und Gefangenſchaft zu lobſingen, ihn mit feſtem Glauben anzurufen voll der Gewißheit einſtiger Erlöſung aus endlos langer Sclaverei, einſtigen Entrinnens aus dieſem verhaßten Land, einſtiger Wiederkehr in ihr Königreich vor den Blicken der entſetzten Nationen mit einem Triumphe voll unvergleichlicher Pracht. Beim Ausſprechen dieſer hebräiſchen Worte glaubte man dunkle Blumen ſich von

ihren Stengeln erheben und ihre klingenden Kelchblätter in die Lüfte verſtreuen zu ſehen; dieſe rauhen Töne, ſchimmernden Diphthonge und knitternden Endungen durchſchwebten den Raum und ſtreiften wie mit leckenden Feuerzungen das Ohr. Kein Weib durfte in den heiligen Kreis treten, als ob hier zur Verrichtung des Gebetes männlicher Muth und Stärke gehörten, als wenn jede ſchwächere Kraft ausgeſchloſſen bleiben müßte von den Unterredungen des auserwählten Volkes mit ſeinem zornigen und getreuen Gott, als wenn jeder Dritte unberufen wäre zu richten über die erfüllten oder nicht erfüllten Bedingungen des mit ihm geſchloſſnen Vertrags. Kurze, raſche und regelmäßige Geberden ſchienen dem Auge dieſe ſchwungvollen Apoſtrophen rhythmiſiren zu wollen. Man glaubte die Pſalmen wie Geiſter des Feuers über ſich ſchweben zu ſehen, die dem Fuß des Höchſten als dienende Stufen ſich neigen. Dann entrollten majeſtätiſche, ſiegesfrohlockende Klänge das Schauſpiel der ganzen Kraft des Gottes Abels und Noahs, Iſaaks und Jacobs, und es war unmöglich, nicht mit allen Sympathien der Seele in den großen Aufruf dieſes Chores einzuſtimmen, der wie auf rieſigen Schultern die Laſt ſo viel tauſendjähriger Überlieferungen und göttlicher Wohlthaten, ſo vieler Empörungen und Züchtigungen und ſo unerſchütterlicher Hoffnungen trug. Und während die Phantaſie des Chriſten ſich niedergedrückt fühlte unter der Schwere dieſer mahnenden Erinnerungsrufe, die vor dem Altar ohne Opfer, vor den wie zu Moſes und Esders Zeiten in Gold und Brokat

gehüllten Pergamenten ertönten, während die heiligen Bücher in ihren rothen Einfaſſungen und im unheimlichen Glanz der Ampeln wie glühende Kohlen leuchteten die mälig angehäuft am Tage des himmliſchen Gerichtes auf ſchuldige Häupter niederbrechen ſollen, blieb das Antlitz dieſer Menſchen die als Brandopfer ſich ſelbſt darbrachten, das Hohenprieſteramt durch ſich ſelbſt vertreten ſahen, die mit ihrem ganzen leidenvollen Leben ihren Glauben an die heißerflehte Rache beſiegelten, es blieb regungslos, gleichgültig, wie von undurchdringlichem Schleier bedeckt, zeigte weder Zorn noch Ekſtaſe, während ihre Stimmen das proviſoriſche Heiligthum wie in gewohntem Anruf mit dem furchtbaren dreifachen Namen Jehovah! Adonai! Elohim! erfüllten.

III.

Im Gegenſatz zu der, abſoluten Geboten blind gehorchenden judäiſchen Nation verwirft der Zigeuner den Despotismus jedweden Geſetzes; er verlangt von der Erde nichts als das Leben, und mit einer ebenſo thörichten als großartigen Verachtung gegen alles Beſchränken deſſelben bewahrt er den Charakter ſeiner Individualität durch fortwährendes Zuſammenſein mit der Natur, durch völlige Gleichgültigkeit gegen die Menſchen ſo lange er deren nicht zur Friſtung ſeines Daſeins bedarf. Auch er hat Luſt am Betrug, aber nicht aus Haß und berechneter

Bosheit. Haß und Rachegefühl entſteht bei ihm nur zufällig, iſt nur perſönlich, nicht ſolidariſch. Er hat die Überlegenheit des civiliſirten Menſchen zum beſten wie der Fuchs der einen Hühnerhof ausräumt. Sobald ſeine Bedürfniſſe geſtillt ſind iſt er harmlos, mindeſtens hat er niemals die vorbedachte Abſicht in Maſſe der Maſſe Schaden zuzufügen. Ihm liegt nur daran, ſeine wilde Roßfreiheit zu bewahren, denn ihm iſt unbegreiflich wie man ein noch ſo ſchön gebautes Dach der Wölbung des Waldes vorziehen kann. Autorität, Geſetz, Regel, Vorſchrift, Grundſatz, Verpflichtung ſind ihm unausſtehliche Begriffe, ebenſowohl weil um ſie in ſich aufzunehmen man ſie mit einer anhaltenden Aufmerkſamkeit des Geiſtes überlegen muß, die ihm antipathiſch iſt, als weil er lieber die übelſten Folgen eines zweck- und zielloſen Lebens erträgt deſſen müſſiges Umherſchweifen nur durch die Anreizungen des Inſtinkts und der Einbildung beſtimmt wird. Dieſes Suchen nach einer wilden weil unbedingten Freiheit erzeugt natürlich eine unbeſiegliche Scheu gegen jede Arbeit (ſowie gegen den, den Juden anſtehenden, Handel) weil ſie bindet, gegen Wohlhabenheit weil ſie knechtet, gegen feſte Wohnungen, weil er dann des Waldes, der Berge verluſtig gehen müßte; und er zieht vor, zu jedem Verfahren, jedem Hülfsmittel, wäre es ſelbſt ein für etwas geſittetere Naturen widerliches, ſeine Zuflucht zu nehmen um ſeine wenigen Bedürfniſſe zu befriedigen. Keine Bibel, kein Teſtament nöthigt ihn, ſeinen Verſtand vor der Erfaſſung abſtrakter Ideen zu neigen und ſtört ſein

Sichdrehen im Kreiſe des Inſtinkts; ihm genügt ein einziger Entſchluß: ſein Leben unter freiem Himmel, entzückt durch jeden Sonnenſtrahl zu verbringen, ſich einigen uranfänglichen Leidenſchaften hinzugeben, und von keiner conventionellen Tugend dieſen Zuſtand ſeiner Seele trüben zu laſſen, der ihm theurer iſt als alle durch die geringſte Beſchränkung ſeines Hanges etwa zu erzielenden Vortheile.

Den Zigeunern erwächſt dies unterſcheidende Merkmal ihres Charakters, dies Streben nach ſchrankenloſer Freiheit aus einer der fortwährenden unmittelbaren Berührung mit der Natur entſogenen, in ſchweigendes Brüten verſenkenden Berauſchung. Da ſie ſich ihrer unmittelbaren Einwirkung nie entziehen wollen, wird die von ihr hervorgebrachte Erregung ſo zur Gewohnheit in ihnen, daß es ihnen das Leben nehmen hieße, wollte man ſie auf längere Dauer dieſen Eindrücken entziehen. Nichts wiegt ihnen die durch alle Poren eingeſognen Freuden des Naturlebens auf, und man möchte ſie die von Cybeles Milch ewig Trunkenen nennen, da ſie in ſolchem Übermaß von ihr genießen, daß ihre Vernunft getrübt, ihr Gefühl mißleitet wird. Nichts kommt für ſie der Freiheit gleich jeden Augenblick die kleinſte Laune befriedigen zu können. Sie ſchütteln jeden ſittlichen Zwang, jede geſellſchaftliche Abhängigkeit ab, um unaufhörlich der Schmetterlingsjagd auf Senſationen nachzugehen. Ihr ganzes Leben iſt unmittelbares *Fühlen*; ſie wollen immer und um jeden Preis erregt ſein. *Befehlen* und *gehorchen* iſt ihnen

gleich zuwider; Haben iſt ihnen eben ſo fremd als Sollen und dieſe beiden Zeitwörter finden ſich nicht einmal in ihrer Sprache. Reihenfolge, Zuſammenhang, Vorausſicht, die Kette zwiſchen Vergangenheit und Zukunft, ſind ihnen deshalb nicht nur widerwärtig, ſondern gradezu unbegreiflich. Im Verfolgen ihres einzigen Zweckes: ihre Organe fortwährend an allen im Naturbeſitze ſich vorfindenden Genüſſen zu ergötzen, gelangen ſie durch abſolute Gleichgültigkeit gegen das Haben zur abſoluten Freiheit des Seins. Welch' ein Gegenſatz zu den Israeliten!

Da die meiſten unter uns einheimiſchen Leidenſchaften durch die Nothwendigkeit und Begierde des Habens entſtehen, ſo wird ein Volk vom Augenblicke an wo es demſelben entſagt gegen die Angriffe jener Leidenſchaften unverwundbar. Auch gelangt der Zigeuner dahin, unempfindlich wie ein Anachoret gegen alle weltliche Feſſeln zu werden, die wir mit dem Ausdruck: „Verlockungen des Satans" bezeichnen. Wie aber ihr Trieb zur Befreiung ein andrer iſt, als der des Einſiedlers, ſo iſt auch der Gebrauch der erlangten Freiheit ein verſchiedner. Jener entledigt ſich aller irdiſchen Bande aus reinſter Liebe zu dem Prinzip, welches ihm einſt die entbehrten Freuden mit Wucher vergüten wird; der Zigeuner wirft die Ketten der Geſellſchaft verächtlich von ſich um ſich ohne Aufſchub an ganz andren Freuden zu laben. Der Einſiedler verläßt alle Annehmlichkeiten der Civiliſation um ſich anbetend dem höchſten Leiter des All's zu opfern. Der Zigeuner verläßt ſie aus Egoismus. Bewundernswerth in ſeiner

Verachtung unſres Ehrgeizes, unſrer Eitelkeit, Feigheit und Knechtſchaft erſcheint er uns zugleich erniedrigt weil er mit den Gebrechen der menſchlichen Geſellſchaft auch das Edle und Heilige verſchmäht welches ſie verbindet und erhält.

Egoismus nannten wir ſeinen unerſättlichen Durſt nach Freiheit, ſein ungezügeltes Verlangen nach Genuß in jedem Augenblick ſeines Lebens, ſeinen Widerwillen gegen jede Trennung von der für ihn an Freuden ſo reichen Natur. Der Egoismus führt zur Barbarei, verſtehe man unter dieſem Worte nun eine unmenſchliche Grauſamkeit oder einen gänzlich verwilderten Zuſtand. Die Civiliſation hat zwar die Rauhheit des urſprünglichen, dem Menſchen angebornen, von ſeiner Natur unzertrennlichen und folglich unmöglich ganz zu überwindenden Egoismus beſchränkt, das Auftreten des naiven, *poetiſchen Egoismus* im Individuum erſtickt, nichtsdeſtoweniger aber hat ſie die Keime eines anderen, heuchleriſchen, begünſtigt, den wir, als von jenem gänzlich verſchieden, den *proſaiſchen Egoismus* nennen möchten. Der erſtere entſteht aus dem Streben nach unendlicher Befriedigung des Gefühls, und kann *niemals* und durch *nichts* in menſchlichen Herzen vernichtet werden; er wurzelt ſelbſt in den ſchönſten und größten Seelen ſo tief, daß ſie, die ihn nicht zu tilgen vermögen, das Geheimniß ausfindig machen ſich eine Seligkeit in der Liebe zur Hingebung zu ſchaffen, wenn es ihnen nicht gegeben iſt im ſtolzen Beſitz einer wirklichen oder idealen Liebe,

habe ſie nun einen Gott, ein Volk, ein Weſen, eine Idee, Kunſt oder Natur zum Gegenſtand, ihr Glück zu finden. Der andere iſt nur der dem eigenen Selbſt zugeſtandene ausſchließliche Vorzug vor allem Übrigen, er iſt die Pflege des körperlichen, vergänglichen, beſchränkten Selbſt, die Sorge um ſein materielles Wohlbehagen, das gänzliche Eingenommenſein für ſeine phyſiſchen Genüſſe, für die Befriedigung ſeiner kleinlichen Begierden. Der erſte nährt ſich ſelbſt in ſeinen Senſationen von Gefühlsbewegungen, der andre tödtet dieſe um ſeine Senſation zu verſüßen, und trägt mit mehr oder weniger auffälligem Cynismus all' ſeine Triebe in dieſe hinüber. Der poetiſche Egoismus hat Stolz, der Stolz Tyrannei zur Folge; aus dem proſaiſchen Egoismus aber entſteht Selbſtgenügen, aus Selbſtgenügen Nichtigkeit. Iſt nicht der Menſch, der ſich ſelbſt genügt ſeinem Willen und der That nach ein Nichts für die Übrigen? Iſt nicht ſeine Nützlichkeit im großen Räderwerk der Welt eine für ihn abſichtsloſe, unfreiwillige? Der poetiſche Egoismus, ſoweit er in Selbſtgefühl beſteht, iſt nicht ſo ſteril, er iſt ſelbſt reich an Prinzipien der Fruchtbarkeit. In welcher Sphäre ſich auch ſeine Wirkſamkeit entfalte, er iſt die mehr oder weniger unmittelbare, mehr oder weniger eingeſtandne und wahrgenommene Quelle aus welcher der Menſch den Muth ſeiner Überzeugung ſelbſt ſeiner Hingebung ſchöpft; ohne die ſtillſchweigende oder ausgeſprochne Achtung vor ſich ſelbſt könnte die Thätigkeit des Geiſtes und Herzens nicht beſtehen; ſie giebt dem Bedürfniß nach jeder Art Kraftent-

faltung bis zur äußerſten Grenze (und im Übermaß über dieſelbe hinaus) und jedem Beſtreben nach Bethätigung und Genuß Leben und Wachsthum. Dieſer Egoismus iſt an einem bis zur Anmaßung getriebnen Hochſinn zu erkennen, er giebt ſich durch Energie wie durch Beharrlichkeit, durch Zorn wie durch Ungehorſam, durch Beſchirmung des Schwachen wie durch Auflehnen gegen den Starken, bald als Tugend bald als Fehler kund. Nur zu oft findet er ſeinen Untergang, ſeine Auflöſung in der tödtlichen Atmoſphäre der Geſellſchaft, deren Majorität ſich überall ſo gänzlich der rohen Befriedigung des Materialismus überläßt, ſollte ſie ſelbſt den höchſten Preis, menſchliche Würde, dafür hingeben; widerſteht er aber ihrem Einfluß, ſo verurtheilt, verbannt und unterdrückt man ihn durch die ihm als Zaum angelegten conventionellen Formen aus Furcht vor den, ihn wie jede lebendige Kraft begleitenden, obſchwebenden Gefahren. Wo er auf die Spitze getrieben erſcheint, führt er traurige Kataſtrophen mit ſich; wo er fehlt bleibt der Menſch ohnmächtig, willenlos, ohne Nerv. Von ihm erfüllt durfte ſich der Sklave Epiktet für freier halten als ſeinen unter das Joch geſellſchaftlicher Vorurtheile gebeugten Herrn; ohne ihn ſinkt die Geſellſchaft in einen verächtlichen Zuſtand, wie er Caligula zu dem Wunſche reizen konnte, daß alle ſeine Unterthanen nur einen Kopf haben möchten um ihn mit einem Streiche vom Rumpfe zu trennen, als den höchſten Ausdruck einer Verachtung die eben ſo ſehr ein ewiger Schimpf iſt für das Volk das ihn hervorgerufen als den Tyrannen der

ihn ausſprach. Aus jenem hohen urſprünglichen Egoismus entſpringt die ganze perſönliche Kraft des Menſchen nach der doppelten Anwendung des Wortes valor (valeo), und die in die Wiſſenſchaft von der menſchlichen Seele ſo tief eingeweihte katholiſche Theologie trägt dieſem, den edelſten Naturen unveräußerlich innewohnenden Gefühl ſo reichlich Rechnung, daß ſie denen welche in der Zeit ſich ſelbſt entſagen, den Beſitz Gottes für alle Ewigkeit verheißt. In dieſem poetiſchen Egoismus liegt das Lebensprinzip der Israeliten ſowohl als der Zigeuner; bei der Verſchiedenheit ſeiner äußeren Kundgebung kann aber nur die Analyſe die Verwandtſchaft der beiden Impulſe nachweiſen, deren ſo entgegengeſetzte Wirkungen durchaus keine Ähnlichkeit mit einander haben. Beide Völker ſind gleichmäßig von demſelben nationalen Sinn beherrſcht; nur wird durch ihn das eine zu gänzlichem Vergeſſen, das andre zu ausſchließlicher Liebe der Natur getrieben, das eine zu ſyſtematiſcher Böswilligkeit gegen die übrigen Menſchen, das andre zu dem unüberwindlichen Verlangen fern von ihnen zu bleiben; beide aber zu gleichem Schweigen über die Myſterien ihrer Nationalitäten; das eine zum Ausbieten der Kunſt der Heiden ohne Erguß des eignen Seelenausſtroms in dieſelbe, das andre zum Schaffen einer eignen Kunſt zum Ausdruck ſeines Innern, ohne das Muſter des Giorgio*) einer Nachahmung zu würdigen.

*) Giorgio — Herde

Wenn der von der Natur auf unſre Sinne geübte Reiz nicht einer höheren Art wäre als flüchtige Erſchütterungen derſelben, ſo möchte man den Zigeuner, der jeden andren menſchlichen Hang den Freuden unausgeſetzten Zuſammenlebens mit der Natur zum Opfer bringt, des proſaiſchen Egoismus verdächtig halten. Dieſer aber, der die Gefühlsbewegung abſchwört, weil ſie mit der Fähigkeit des Glücks gleichzeitig die Fähigkeit des Leidens ausbildet, macht zu künſtleriſchem Hervorbringen, wie zum Erfaſſen des innren Sinnes einer Kunſt unfähig; er bringt es höchſtens durch ein Raffinement von Verkommenſein dazu, ſinnlichen Genuß aus der Schönheit ihrer materiellen Kundgebung zu ſchöpfen. Da jedoch die Zigeuner eine unzweifelhaft eigenthümliche Kunſt hervorgebracht haben, muß ihr Egoismus reinerer und edlerer Natur ſein. Sie haben ihre Kunſt nach keinem Muſter, keinem Publikum zu Liebe gebildet. Im Gegenſatz zu den Israeliten haben ſie weder für die Chriſten, noch in chriſtlicher Weiſe Muſik getrieben. Sie ſangen, weil ſie des Geſanges bedurften; ſie haben ſich ſelbſt und für ſich ſelbſt geſungen. Wenn das Lebensprinzip der Zigeuner unverhüllter, ungezügelter Egoismus iſt, ſind ſie wenigſtens, da ſie der Kunſt ſeine Inſpirationen anvertrauen wollten, zu ſeiner lauterſten Quelle emporgeſtiegen. In ihren Klängen weht der Stolz des Egoismus, aber er ſpricht zu uns als das Bewußtſein des Menſchen von ſeinem innren Werth, ſeiner höchſten Individualitätsberechtigung, ſeinem ungetrübten Privilegium durch ſich ſelbſt und für ſich ſelbſt

da zu ſein, vom Werthe ſeines Willens als Ausſtrom ſeiner Seele, von ſeinem entſchiednen Überragen der Schöpfung. Wir ſehen hier den Stolz des Egoismus, wie er unveränderlich in der Totalität des Menſchengeſchlechtes ſich immer erhält, doch ſelten nur als vorherrſchender Zug einer Nation oder eines Individuums vorkommt. Wir ſehen ihn im vollen Glanze jener Kraft welche dem Menſchen das Gefühl verleiht daß er vermöge ſeiner Geburt vor allem ſich ſelbſt und die Natur als ihr Haupt, als ihr König, wir möchten ſagen als hingebender und innig erfaſſender Liebender beſitzt, die Natur, die man auch *lieben muß, um ſie zu verſtehen*. Die Muſik der Zigeuner iſt ganz von dieſer gebieteriſchen und nachhaltigen Affirmation, die ihr ſympathiſches Element bildet, durchdrungen, der Affirmation welche zur Quelle manches unſrer edelſten Triebe zurückführt.

Wenn ein Gefühl aus dem tiefſten Boden unſres Herzens emporſprießt und ſo erhabne Höhen zu gewinnen fähig iſt, ſo müſſen wir, welch' kläglichen Irrthümern in Völkern und Individuen es immerhin ausgeſetzt ſein mag, vom Augenblicke an wo es ſich in der Kunſt manifeſtirt und in den Formen des Schönen auftritt, die Erinnerung an ſeine Entartung vergeſſen und es in ſeinem angebornen Glanze bewundern. Wozu die angeſtammte Kraftfülle des Menſchen leugnen, weil ſie falſch angewendet auf Irrwege führen kann, wenn ſie vermittelſt der Kunſt ihre entſtellenden Auswüchſe abſtreifend in ihrer Pracht und Reinheit auftritt? So bedenklich es auf den erſten

Blick ſcheinen mag einen Keim des Edlen in Ergüſſen von Weſen wie die Zigeuner finden zu wollen, die ein Leben gleich den Thieren des Waldes führen und die man mit herkömmlicher Geringſchätzung behandelt, ſo können die Offenbarungen ihrer Kunſt dennoch einen ſolchen Verſuch rechtfertigen.

IV.

Man müßte oft unter dem Baldachin der entlegenſten Firmamente geſchlafen haben, man müßte oft im Morgenthau von den die Augenlider plötzlich wie mit Feuergerten treffenden Sonnenſtrahlen geweckt worden ſein, man müßte die wirren Melodien des Sturmes auf tauſendnadligen Tannenzweigen und vieltauſendröhrigem Schilf kennen, man müßte oft lange Tage ausgeſtreckt unter blauem Himmel, tief in hohen Wogen von Gräſern welche nichts von der Sichel wiſſen gelegen und die Heimlichkeiten verſtehen gelernt haben welche ſie leiſe einander zuflüſtern, man müßte daran gewöhnt ſein, die kalte klebrige Schlange ſorglos über den nackten Körper ſchleichen oder die Stirn umringeln zu fühlen, man müßte ſo zu ſagen jeden Baum nach dem Arom ſeines Saftes zu unterſcheiden und die Sprache der geflügelten Luftbewohner zu verdolmetſchen wiſſen, um zu begreifen, daß man dann nicht mehr leben kann ohne die Duftſpenden der Baumſtämme einzuathmen, daß das Ohr verſchmachtet wenn es

die Trauergeſänge des Abendwindes entbehren ſoll, daß das Auge brennt wenn es ſtatt des durchſichtigen Äthers bei Sonnenaufgang nur noch enge dunkle Mauern ſieht, daß man dann nicht mehr in ſteinernen Käfigen ſchlafen kann und daß unſre Zimmerdecken einer Bruſt den Athem verſetzen müſſen, welche gewohnt iſt in langen Zügen die Luft der azurnen Unendlichkeit einzuathmen. Was kann dem an ſolche Eindrücke gewöhnten Sinn die Scenen erſetzen die fern von menſchlichen Wohnungen aufgeführt werden? Was könnte der Wuth des Donners, dem gigantiſchen Chor der ihm antwortenden Wälder gleichkommen? oder dem Schauſpiel rother Wolken welche wie trauernde Helden den Untergang der Sonne umſtehen? und der elegiſchen Trauer eines Waldes, den der Wind ſeiner letzten Blätter entkleidet, um die welken Reſte ſeines Schmuckes ſchnaubend vor ſich her zu jagen? Was ließe ſich mit der liebeſehnlichen Schwermuth bläulicher Ferne vergleichen, welche die vom erſten Strahl eines Frühlingsmorgens überglänzten Höhen mit einem beweglichen Schleier umhüllt? Welches Behagen unſres Comfort kann ſich mit dem ſeligen, die Lebenskräfte verdoppelnden Schwelgen meſſen, wenn ein warmer Sommerregen die Pflanzen badet, den Boden erfriſcht, und der Himmel dann lächelnd, ſelbſtgefällig niederblickt. Welche Macht der Erde kann mit all' ihrem Glanz den funkelnden Wundern des Froſtes gleichkommen, der wie ein gefürchteter Tyrann bei ſeinem Erſcheinen das Sprudeln der Quellen hemmt, alle Lieder verſtummen, das Blut der

Pflanzen erſtarren macht und den Schoos der Erde verhärtet?

Die zum Bedürfniß gewordne Leidenſchaft für die Natur wird aber wie jede andre tyranniſch. Den Bevölkerungen wie den Individuen die in fortwährendem innigen Verkehr mit ihr leben, merkt man die Herrſchaft ihres Einfluſſes an. Der Lappe und Samojede wie der Alpen- und Pyrenäenjäger, der Steppen-Koſacke wie der bretoniſche Matroſe welkt und verſchmachtet wenn man ihn der Umgebung entreißt, in welcher er aufgewachſen. Sie alle aber beſchränken ſich darauf eine gewiſſe Natur, eine gewiſſe Region des Erdbodens und ihren beſondern Charakter leidenſchaftlich zu lieben. Für ſie wird die Pracht nordiſcher Beleuchtungen, die Majeſtät hoher Berge, die Endloſigkeit der Ebnen, das Toſen der Brandung zu ſo gehegten Gewöhnungen, daß fern von ihrer Betrachtung die Sehkraft eine überflüſſige, ihren Eindrücken entzogen die Empfänglichkeit der Seele eine unnütze zu ſein ſcheint. Außerdem ſind die Bewohner ſolcher Gegenden an eine ihren klimatiſchen Verhältniſſen entſprechende Lebensweiſe und Nahrung gewöhnt, die nirgend anders hinpaſſen, und die Hinneigung zu gewiſſen Natureindrücken befeſtigt ihnen nur die Liebe zum Vaterland, zum Herd, zur Familie. Nicht ſo die Zigeuner. Sie haben keine Auffaſſung für den Begriff der Familie und noch weniger für den des Vaterlandes, des Herdes, und am wenigſten des Eigenthums. Sie betrachten die ganze Erde als ihr Vaterland; der Boden den ihre Sohle berührt iſt der ihrige;

die vom Zufall zuſammen gewürfelte Bande iſt ihre Familie, ein über Zweige gebreitetes Zelt ihr Haus, und alles was ſie zum Genuß eines Augenblicks bedürfen ihr Eigenthum. Jedes Klima gefällt ihnen, in welchem ſie frei und zwecklos umherſchweifen dürfen.

Es iſt unmöglich ſich ein vollſtändigeres Aufgehen in der Natur als das des Zigeuners zu denken. Auch unterliegt ſeine Vernunft dieſem ſteten Wechſel des Schauens und der Senſationen. Sein Herz wird nach alledem von ruhigen und ſo zu ſagen halbdunkeln Stimmungen gelangweilt und angewidert, und behält nur einen gewaltſamen Geſchmack für ausſchweifende Erregungen, für Seelenzuſtände welche alle Gefühlsfähigkeiten in Anſpruch nehmen und keine Faſer ſeines ganzen Weſens in Ruhe laſſen. Das Extreme wird ſein Element, er gefällt ſich nur noch in auf die Spitze getriebnen innerlichen Bewegungen. Er verlangt immer und jedesmal den Genuß ſeiner ganzen und vollen Leidenſchaften. Sie zu mildern, zu bekämpfen, durch Hinhalten einzuſchläfern ſind ihm fremde Anſtrengungen, denn ſein wanderndes Daſein verleiht ihm eine Erregbarkeit die, indem ſie Unbeſtändigkeit zu ſeiner beſtändigen Luſt macht, ihm andrerſeits zum Gähren des Verlangens zu wenig Zeit läßt. Weil ſeine Wünſche unbeſtimmt ſind, wünſcht er unaufhörlich. Iſt ſein Begehren ein beſtimmtes, ſo befriedigt er es auf haſtige Weiſe, ohne daß Furcht oder Rückſicht ihm Einhalt zu thun vermöchten; kann er aber augenblicklich das Be-

gehrte nicht erlangen, ſo wandert er weiter. Er begreift nur Befriedigungen von einfacher, urſprünglicher Natur. Liebe zum Weibe, zur Luſtigkeit, zum Tanz, zum Trunk, zur Muſik, zum Schwelgen, und daneben zu Diebereien, zur Liſt, zur Myſtification, zur Lüge, weil ſie zum Speiſezettel ſeiner Unterhaltungsleckerbiſſen gehören und das Blut in den Adern ſeiner Abenteuerlichkeit ſind: darin beſtehen ſeine Freuden! Das ſind die Feſte die er feiert! Das iſt ſein Leben, wenn er im Birkenwald einſchlummert, wo ihn die Gruppen der weißen Bäume wie mährchenhafte Mädchengeſtalten umgeben denen das Haar unter lieblich ſchwankenden Bewegungen flatternd und wiegend den ſchlanken Leib umhüllt während ſie unter unſichtbaren Küſſen beben, deren harmoniſchen Mordent er trunken in's Ohr ſaugt; das iſt ſein Leben, wenn er Stunden lang in den Himmel ſtarrend die wechſelnden Linien eines Rabengeſchwaders verfolgt, oder in Raſchheit und Liſt mit der ſcheuen naſchhaften Trappe wetteifert, und die hinſchießende Forelle in Haſt überbietet um die goldgeſtirnte Beute mit Virtuoſenhand wegzuſchnappen; das iſt ſein Leben, wenn er einen ſaftigen Fruchthagel von den wilden Obſtbäumen über ſich herunter ſchüttelt, oder die rothen ſäuerlichen Beeren vom Strauch naſcht und mit den Broſamen ſeines Mahls den Raſen wie mit einem Regen von Blutstropfen überſäet; wenn er dem emſig hackenden Specht oder dem ſchäumenden Waldbach lauſcht, oder in den Spiegel eines laichbedeckten, ſchlummerträgen wie von einem Vorgefühl

des Winters befangnen Teiches ſchaut und ſeine Gedanken wie einen ruderlos treibenden Kahn auf ihm ſich ergehen läßt, ſich auf hohen Äſten wie auf Hängmatten ſchaukelt während jedes Blatt wie von Nachtigallgeſchmetter laut wird; das iſt ſein Leben, wenn er mit einem Schauer von Behagen den Blick über die vom erſten Sonnenſtrahl roſig beleuchtete Welt ſchweifen läßt, wenn er die im Frühreif wie rieſige Reiherfedern ſchimmernden jungen Weiden lachend abſtäubt und dann über ihre Nacktheit ſpottet, wenn er dem ſatten Ochſen ſein reſpektvolles Compliment macht, den Ziegenbock zum poſſierlichſten Zweikampf herausfordert, der Schildkröte ihre Schleichwege ablauſcht, oder ſich mit einer Hetzjagd auf Eichhörnchen gaudirt; wenn er ſich einen Liebling unter den goldnen ewig tanzenden Sternen auswählt, oder mit einer breitbüſcheligen volldufteuden Hollunderblume liebängelt, der Haſelſtaude oder dem Weißdorn einen Zweig raubt oder gar eine ſchillernde Pfauenfeder aufgabelt und ſie wie eine Trophäe auf die Mütze ſteckt; wenn er des Nachts ein höchſt ernſthaftes Zwiegeſpräch mit dem röhrenden Hirſch hält oder ſich nach dem Befinden eines girrenden Taubenpaars erkundigt; wenn er blinzelnd die zwiſchen alten Ulmen und Eichen verſtreuten Herdfeuer muſtert oder wie immer die Üppigkeit einer reichen Vegetation genießt oder verdirbt, dem tummelnden, liebkoſenden Kinde gleich, das der Mutter die prächtigen Falbeln des Kleides zerwühlt, und mit den vierfüßigen und geflügelten Grundbeſitzern der Waldeinſamkeit ſeinen feindſelig

traulichen Verkehr fortſpinnt, ſie lockt und haſcht und wieder frei läßt, ſie prügelt und liebkoſt, wie ein junger Prinz ſeine Spielkameraden. Ihm heißt leben: die Stromwellen der Natur durch alle Poren einſaugen, ſeine Augen naſchhaft an all' ihren Farben und Formen ſättigen, mit geſpitztem Ohr all' ihre Klänge und Akkorde ſchlürfen, ihren berauſchenden Dufthauch einathmen, auf Moos und Blumen hingeſtreckt den Beſitz aller dieſer Güter durch die Phantasmagorien des Branntweins verhundertfachen, bis zum Erſchöpfen aller Kräfte lachen, tanzen, ſingen, muſiciren und ſich dann der ebenſo lebhaften Reaktion gegen alle dieſe Genüſſe zu überlaſſen, wie er denn eben nur noch heftiger und flüchtiger Erregungen fähig iſt; ein Zuſtand den vielleicht das Alterthum in ſeiner merkwürdigen Diviniſation ſymboliſirte, indem es mit einer ganz beſondren Art Wahnſinn Diejenigen beſtrafte welche die ſingende Alraunwurzel aufgefunden, welche der Natur mehr von ihren poetiſchen Geheimniſſen abgelauſcht, mehr von ihren myſteriöſen Schönheiten entſchleiert hatten als der Schwachheit unſrer Conſtitution zu kennen dienlich iſt.

Die Harmonie der Schöpfung manifeſtirt ſich in ſo rieſigen und mannigfaltigen Verhältniſſen, daß die Fähigkeiten des Menſchen erſchlaffen ehe er ſie in ihrem Ganzen zu erfaſſen vermag. Wenn erſt einmal in endloſe Perſpektive verſenkt er den Verſuch machen will, ihre Windungen zu erforſchen, ſo wird wie von einem Nektar den ſeine kühnen Lippen berührten ſein Geiſt berückt. Da er in ſeinem beſchränkten Weſen den Begriff der unzählbaren

Entwicklungswege der Natur nicht zuſammenfaſſen kann, verwirrt ſich die Anlage ihres Planes vor ſeinen Augen. Die periodiſche Wiederkehr, die zahlreichen Analogien, die wundervolle Beſtändigkeit, die nie abſpannende Monotonie, die ſymboliſche Verkettung ihrer Erſcheinungen, die verhüllte Einheit ihrer Geſetze werden ihm durch die Vielheit ihres Details, die Fülle ihrer Abwechſlungen, den Reichthum ihrer Formen unerfaßbar. Kein Blatt gleicht dem andren, keine Stunde der verfloſſenen, kein Tag dem vergangnen; die Vögel wirken aus allen Kräften zu einer Menge Conzerten mit, deren Programme nie dieſelben bleiben; die Beleuchtung hat zu jeder Stunde eine andre Färbung, die Landſchaft gewährt jeden Morgen einen andren Anblick, macht jeden Abend einen andren Eindruck. Der Baum bewegt mit ſanftem oder feierlichem Rauſchen, je nach der Beſtimmung des Augenblicks ſein Laubwerk; die dünne Luft iſt von Duftwogen durchwallt welche ſelbſt ihre vollſte Ruhe mit zitterndem, wechſelndem Athem erfüllen; das Gras des Raſenplatzes und das Moos des Felſens färbt und zackt ſich auf jeder Spalte, auf jeder Scholle verſchieden, und dieſe Scholle ſelbſt nimmt jede Tagereiſe weiter beſondre Veränderungen an — ſo daß der Menſch beſtürzt, verwirrt vor dieſem Chaos der ungleichſten Schönheiten ſteht, daß ſein Gedanke ſich zerſtreut und nicht mehr dazu gelangt die weiſe Ordnung all' dieſer Dinge in ſeinen engen Spiegel zu faſſen. Der menſchliche Geiſt durchläuft in ewiger Betrachtung zu häufig die ganze Scala der Gefühlsbewegungen, von der Bezaube-

rung zarteſter Anmuth bis zur zerſchmetternden Wirkung grauſenvoller Schrecken, vom ſchwelgeriſchſten Hingeben bis zum behutſamſten Mißtrauen, vom ſüßen Geſpötte des Vogelgezwitſchers bis zum Angſtſchrei des mit dem Adler ringenden Opfers, von der klarſten Ruhe heitrer Tage bis zur beängſtigenden Aufregung der Gefahr, um nicht durch das anhaltende Spiel all' dieſer Triebfedern erſchöpft zu werden. Der Menſch verwildert mit dem Thier des Waldes, er girrt koſend mit der Taube; er ruht träumend zwiſchen Blumen und ſpringt glühend und lechzend wie der Panther empor; ſein Stolz kennt keine Grenzen wenn die Sonne ihn berauſcht, ſein Zorn iſt unbeugſam wenn er drohender Noth entronnen iſt; vor gähnenden Abgründen flammt ſein Muth auf und erliſcht wieder auf lieblichen rebenbepflanzten Hügeln; unaufhörlich wird ſeine Ruhe Heftigkeit, ſeine Spannkraft Furcht. Dieſe ſchnelle Folge widerſprechender Bewegungen entnervt ſeinen Geiſt, und breitet nach und nach Dunkel über ſeinen Verſtand. Man möchte ſagen daß in dieſem ewigen Gehen und Kommen widerſprechender Emotionen ſeine Ideen gerinnen, der Brennpunkt ſeines Geiſtes ſich trübt und die Strahlen des Alls nur noch verworren zurückwirft. Seine Vergleichungsfähigkeit erſtarrt, das Urtheil, dieſe leuchtende Ader welche ſich durch alle Theile des Hirns verzweigen ſoll, vertrocknet; ſeine Denkorgane erſchlaffen, während die magnetiſche Sympathie, der Inſtinkt, zunimmt. Sein Verſtändniß wird ſtumpfer, je ſchärfer ſeine Sinne werden. Gleich dem Thier ſtürzt er ſich nun auf

jede Beute welche ſein Begehren erregt und liegt dann unbeweglich dem Geſchäft des Wiederkäuens hingegeben, erwärmt ſich ſchmachtend und unthätig an jedem Strahl des Wohlbehagens, heult unter jedem Biß der Schmerzen und windet und ſträubt ſich mit einer Tollheit voll gedankenloſer, vorübergehender Heftigkeit unter ihren umſtrickenden Netzen. Er gleicht einem Liebenden, deſſen reizbare Leidenſchaft einen krankhaften Charakter annimmt, der ſich bis zum Verluſt aller Herrſchaft über ſich ſelbſt der Vergötterung des geliebten Gegenſtandes überläßt, ſich zum Spielzeug jeder Unbeſtändigkeit macht, jedes Verſagen, jede Strenge für einen Mangel an Gegenliebe hält und ſo nach jedem Sturm und jedem Lächeln in ärgere Sclaverei geräth, ſich immer feſter von allen Zauberbanden umwinden läßt, immer ſtolzer wird auf ſeine hohe Liebe und zuletzt, die Fähigkeit ihr Ideal zu erkennen verlierend, nur noch ein vagues Bewußtſein ihrer Erhabenheit und eine zugleich wollüſtige und rohe Neigung behält welche in ihren äußeren Wirkungen an Monomanie ſtreift. In dieſem Beſeſſenſein von der Natur, dieſem fortwährenden Aſſimiliren der von ihr erregten unzuſammenhängenden Affekte, entſagt er ſeiner menſchlichen Oberherrſchaft, jener Königswürde der Intelligenz welche ſein höchſtes Attribut iſt. Es geht in ſeinem Geiſt ein verkehrter Prozeß vor, in welchem ſtatt einer Concentrirung der von der Natur empfangenen Eindrücke, welche ähnlich dem Cryſtallbrennſpiegel die Strahlen des Lichts ſammeln und die Flamme der Poeſie in ihm entzünden ſollte, er im Gegentheil von

den Flammen ſelbſt ergriffen wird, daß ſein Bewußtſein, wie ein unter dem Strahl der Canicular-Sonne verſiegendes Waſſer, ſich verflüchtigt. Wenn der Menſch die poetiſche Sammlung und Erhebung verlernt, durch welche die Bedeutung der von der Natur (oder Kunſt) hervorgebrachten Eindrücke ſich ſelbſt Zweck ſind, wenn er vergißt, daß ſie nur einen vorbereitenden Sinn in einer höheren Ordnung der Dinge haben, daß ſie nur dazu beſtimmt ſind durch die Verhärtungen unſrer Seele ſchönen Thaten einen Weg zu bahnen, wenn er ſeinen Blick unausgeſetzt ſtarrend in die ſchwindelnden Tiefen der Natur verſenkt, ſo verzehrt, ſo überwältigt ſie ihn. Beſtürzt, betäubt von tauſendfachem Lärm, tauſendfachen Farben, Düften und Linien die ſich um ihn kreuzend ihn in ununterbrochnes Schwanken verſetzen, entgeht ihm die Auflöſung all' dieſer wirren Akkorde und er begreift nicht mehr wie mitten in dieſer Anhäufung ſcheinbarer Diſſonanzen und wirklicher Gegenſätze die Natur unter allen Theilen ihres großen All's eine feierliche Einheit, einen innigen Zuſammenhang, eine ſichre Folge erhält, und daß die vielformigen Conturen die in unendlichen Verſchiedenheiten vor unſren Augen auf und nieder tauchen ſich ordnungsvoll in dem wunderbaren Plan ihres Ganzen verketten und verſchmelzen.

Wenn keines Tages Licht dem geſtrigen gleicht, oder das morgende vorausſagt, ſo kommt doch richtig der Tag und richtig die Jahreszeit; die Sterne die nie mit demſelben Glanz für uns leuchten kehren nicht weniger genau an die Stelle wieder die ihnen im Raum angewieſen iſt;

wenn die Regenbogenſpiegelungen der Ströme ſeit ſie ihr flüſſiges Haargeflecht von den Spitzen der Berge herabwallen laſſen niemals denſelben Schimmer ergoſſen haben, ſo höhlt wiederum die Beharrlichkeit des regelmäßig fallenden Tropfens den Stein aus; wenn die Blüthe jeder Pflanze auf jedem Stengel an Fülle, Anmuth, Entfaltung verſchieden iſt, ſo bringt doch jeder Samen in keuſchem Gebären nur die Frucht hervor, die er zu bringen beſtimmt war. Die Vegetation fürchtet nicht die Erde welcher ſie entſproßt zu verbrauchen; der Strom fließt in denſelben Bett ohne es abzunutzen. Der Löwe kommt in ſeine Höhle zurück wie die Grasmücke in ihr Neſt und der wandernde Kranich kehrt wärmeſuchend zum ſelben Klima zurück, das es verließ.

Jene Stetigkeit der Wiederkehr, jene Permanenz der Erneurungen, welche den Reiz der Gewohnheit hervorbringen, fehlen nicht in der Natur, weil aber die Ausdehnung ihrer Bewegungen über die phyſiſche Wahrnehmungsfähigkeit des Menſchen hinausgeht, ſinkt dieſer, ſobald er unternimmt einzig den Verlauf ihrer Entwicklung zu verfolgen, erſchöpft vor den im Unendlichen des Raumes und der Zeit ſo ſehr von einander entfernten Grenzpunkten zuſammen. Wenn er ſich immer jeder ihrer Veränderungen bewußt werden will, verliert er, wenn nicht das Gedächtniß, doch die Erinnerung; er verſinkt in ein dumpfes Vergeſſen der Beobachtungen welche ſeinen Geiſt erhellen konnten, er vermag nicht mehr durch Beſtändigkeit ſeines Wollens ſeine Eindrücke zu verbinden, er verſteht

nicht länger ſie zur ſelben Zeit, zur ſelben Stunde wieder aufzunehmen, zu ſammeln. Seine Seele verhaucht gleich einem Fluidum das durch einen poröſen Körper entrinnt. Wenn dann der erſcheinende Moment ihm den verfloſſenen zurückruft, iſt er ihm ſtatt einem feſtlichen Jahrestag derſelben Freude, derſelben Empfindung nur die läſtige Wiederkehr eines verwelkten Eindrucks. Seinem Bewußtſein entgeht es, daß dieſe Aufeinanderfolge in ihrer Ähnlichkeit verſchieden iſt, wie die Intonationen einer und derſelben Stimme. Unſre Sinne, unſre geiſtige Organiſation und das Weltmedium in welchem wir leben erlauben uns nur bis zur Begriffsbildung einer ununterbrochenen Seligkeit zu gelangen, und alle Glaubensmeinungen ſetzen dieſe in ein künftiges Leben, weil ſie ihr Bild nicht auf die dieſſeits herrſchenden Verhältniſſe anwenden können, — das einzige Vorgefühl jenes Zuſtandes iſt die Gewohnheit: ſie allein gewährt, ſoweit es bei unſren organiſchen Anlagen möglich iſt, ein andauerndes Vorhandenſein von Gefühlsbewegungen, in deren unaufhörlicher Fülle die Glückſeligkeit beſteht; ſie allein iſt Syſtole und Diaſtole unſres Glücks, ſie allein gleicht ihr auch ſo ſehr, daß weder Sinnenluſt noch Leidenſchaft uns ſo ganz beherrſchen können als dieſe Beſiegerin der Überſättigung. Indem aber die Seele im ewigen Ausſtrahlen nach den auseinandergehendſten Anziehungspunkten ſich das gewaltſame Bedürfniß des Wechſels einimpft, verlernt ſie nicht allein ſchließlich den Reiz der Gewohnheit, es überkommt ſie vielmehr ein immer lebhafterer Widerwille ge-

gen ſie, der ſich bis zur Angſt vor ihr ſteigert. Im Verlangen nach fortwährender fieberhafter Aufregung, die ſie doch nur ausnahmsweiſe ertragen kann wenn ſie ihre geiſtige Geſundheit das Gleichgewicht ihrer Fähigkeiten erhalten will, geräth ſie in eine Art intellektuellen Somnambulismus, in welchem ſie allen moraliſchen Einflüſſen zu entgehen ſucht um nur dem inſtinktiven Trieb des Organismus zu folgen. Unter keinen Umſtänden kann der Menſch, ohne einem krankhaften Zuſtand anheimzufallen, ſich von dem in ſeiner Weichheit und Dehnbarkeit ſo ſüßen Band der Gewohnheit gänzlich befreien, ſich dieſem Geſetz der Schwere, welches uns wie die Planeten in einem beſtimmten Kreislauf zurückhält, entziehen. Wenn ihm jede Tangente fehlt geräth er in jene haltloſe Unſtetigkeit deren Oscilliren uns an das rathloſe Zittern der Magnetnadel erinnert die ihren Pol nicht mehr erkennt. Er verliert die Kraft ſeine Empfindungen zuſammen zu halten und geht dadurch zugleich der Anwartſchaft auf den Genuß des vollſten Vorgeſchmacks eines unwandelbaren Glücks verluſtig.

V.

Wer vermöchte dem Abgrund von Schmerzen auf die Tiefe zu ſehen, welche dieſe Outcaſts im Laufe langer Generationen erduldet haben, von denen nicht Einer bei ſeiner Geburt eine andere Zukunft, ein beſſres Horoſkop zu erwarten hat als Elend, Niedrigkeit, Zufall und Be-

dürfniß. Es läßt ſich wohl denken wie manchesmal ein Zigeuner nachdem er auf den Wieſen der Ländereien die er ſein Eigenthum nennt weil er ſie betrachtet, oder ſich im zaubriſchen Dunkel ſeiner Wälder, die für ihn Wundergärten ſind, wie ein Reh müde getummelt hatte, von ſeinem Faullenzen und Hindämmern bis zum Überdruß geſättigt, plötzlich aus ſeiner ſtummen Ekſtaſe erwachend ſich in Gedanken in die ſo ganz verſchiednen Lebenskreiſe voll ruhigem Behagen verſetzte, deren rauchende Schornſteine er durch das Laub ſeiner Blätter, an dem Horizont ſeiner Steppen in der Ferne auftauchen ſah. Da mußte ſich der in's Gras gebettete, regendurchnäßte oder ſonnverbraunte Wolf mit der Fuchsnaſe wohl manchmal fragen, ob es ihm möglich wäre in der erſtickenden Enge eines Daſeins zu leben welches der Nomadenfreiheit, den Freuden des urſprünglichen Menſchen entſagt? ob er ſich je dazu entſchließen könne, ſein Zelt ſo feſt aufzuſchlagen, ohne es beim erſten Aufruf ſeines Gottes, des Wunſches, des freien Beliebens wieder abbrechen und nach andren Gegenden mit ſich ziehen zu können? Dann mußten zweifelsohne gleich ungeſtalten Viſionen Bilder einer andren Luſt, eines andren Looſes als des ſeinigen an ſeiner Seele vorüberziehen. Sie mußten ihm wie die ferne verworrene Luftſpiegelung eines verlornen Edens erſcheinen, deſſen Thüre ihm nahe, aber auf immer verſchloſſen iſt. Und wenn er die unüberſchreitbare, nicht breite doch tiefe Kluft ſchaute, die ihn davon trennte, ſo mußte er all' ſeines Entzückens im Schoos duftender Wieſen, unter dem

blauen Ätherzelt gedenken um jede Überlegung zu erſticken welche die Fülle ſeiner Freuden ſchmälern, die Kühnheit verweichlichen könnte mit welcher er dieſelben den Elementen abringt um ſich einen glänzenden Traum vor die Seele zu zaubern: einen Goldſchaum des Glücks. Wenn er aber über den ſchreienden Mißklang dieſes Wortes zu den Verhältniſſen des gebrochnen, gedrückten Menſchenlebens nachſann, ſo mußte er ſich ſagen daß es gegen dieſe große Miſere kein Mittel giebt als verzweifelte unmittelbare Befriedigung aller Launen. Es muß aber ein ſolches leidenſchaftliches Verzweifeln in jede energiſche Seele, ſei ſie unwiſſend und roh, oder verfeinert und geſchmückt wie die des Poeten einen düſtern Schein werfen ähnlich dem Flackern von Feſtfackeln welche zu Leichenfackeln werden. So lange Freude und Lachen herrſcht, ſo lange Betäubung unſre Sinne in den Wirbel des Tanzes zieht und bachiſche Geſänge die Seele umfluthen, grüßen wir jubelnd ihr Licht. Kaum aber lähmt Müdigkeit unſre Glieder, kaum kehrt der Geiſt erſchöpft in ſich ſelbſt zurück, kaum ſchweigt die heiſre Stimme, kaum iſt der ſchwermüthig irrende Blick den Trauerfackeln begegnet, ſo richten ſich bleiche Geſpenſter vor den Augen auf und der mit ſo fröhlichem Rundreim begonnene Geſang wird betrübt bis auf den Tod.

Sich ſelbſt überlaſſner Stolz und maßloſer Freiheitsdrang gelangen, auf ihre eignen Hülfsmittel zurückgewieſen, bald zum Gefühl ihrer Unmacht den ſo prekären Bedingungen unſres Beſtehens, unſrer Natur gegenüber, und

in froſtigen Stunden des Hungers, der Krankheit, der Langweile, der Müdigkeit verſinken ſie in trübe Schwärmerei. Wenn dann die Seele die in ihr hauſenden Stimmungen gleich rieſigen Schatten zuſammen drängt, wenn plötzlich ein Verlangen in ihr erwacht, ſie in Klänge zu faſſen, welche ihr die eignen Eindrücke verſchönen, ſo wird das bleiche Geſpenſt ſich vor ihr aufrichten, welches in ſchlafloſen Nächten alle Menſchen heimſucht: der Schmerz. Dann werden kräftige Organiſationen, die unter ſcheinbarer Ruhe wilde Heftigkeit verbergen, eine Sprache reden, von welcher unſre in Überſättigung verwelkten, durch oberflächliche Leidenſchaften und erkünſtelte Begierden entkräftete Herzen mit ihrer verweichlichten Trauer, ihrer nebelhaften Schwermuth keine Ahnung haben können.

Alle menſchlichen Gefühle ſind der Reihe nach vergöttert und verketzert worden. Unſre reinſten und höchſten Begeiſterungen wurden eine nach der andren bekämpft und verſpottet. Man hat alle Tugenden erörtert, alle Leidenſchaften herabgewürdigt. In dieſem Gewirre von Verherrlichungen und Verdammungen jeder Erhebung unſrer Seele iſt ein einziger Zuſtand unſres Innern unangetaſtet geblieben und hat dem Läſtrer Ehrfurcht abgezwungen: der Schmerz. Selbſt wo man ihn gefühllos erſtickte, wie ein Hinderniß aus dem Weg räumte, konnte man ihm einen ſtummen Zoll der Achtung nicht verſagen. Auch heftet ſich nicht ohne Grund, bei ungebildeten wie bei ihrer Kraft bewußten Weſen der Stolz an die Ferſen des

Schmerzes, denn der Schmerz iſt ein Pfand unſrer Größe. Inſtinktiv gefühlt, wird dieſer Inſtinkt vom Nachdenken beſtärkt. Der Schmerz iſt es, welcher die Sonde in die Tiefe unſres Seelenlebens ſenkt, er iſt das Entſetzen vor dem Zwieſpalt, das um ſo fühlbarer wird, je größeres Bedürfniß der Einheit in uns wohnt. Nach der Intenſität des Leidens iſt der Durſt nach dem Ideal zu bemeſſen; je untröſtlicher der Schmerz iſt, deſto höher erhebt er ſich über die mit fadem Wohlbehagen ſich begnügende Gemeinheit. Jedes Kunſtwerk, aus dem dies Element uns anhaucht, wird nie verfehlen, ſelbſt in mancher Bruſt die man dafür am wenigſten empfänglich halten mochte, geflügelten Widerhall zu wecken. Das Schauſpiel, der Ausdruck des Schmerzes erfüllt uns mit unwillkürlicher Andacht; denn hier wird Niemand ſagen: „Ich kenne Dich nicht!“ oder „Du wirſt mir fremd bleiben!“ Der Menſch kann Gott und die Liebe leugnen, aber den Schmerz zu läſtern iſt gegen ſeine Natur, wo er ihm ſelbſt in Ungeheuern begegnete die ihn mit vollen Händen ausgeſä't. Schmerz zufügen, iſt ihm leicht: Schmerz verhöhnen, unmöglich. Es werden ſich Henker finden zum Vollziehen der grauſamſten Urtheile, aber nie werden Zuhörer ſich verſammeln um einer Entwürdigung, einer Verhöhnung des Schmerzes Beifall zu ſpenden.

Aus welcher Quelle er entſproſſen ſei, zu welcher Verwirrung er antreibe: ſobald er ſich zeigt, tritt jedes andre Intreſſe in den Hintergrund und er ſtellt ſich uns vor Augen wie ein in der ganzen Strenge ſeiner finſtern Herr-

ſcherwürde wieder erſcheinender verbannter König. Hätte er ſich mit jedem Vergehen beſudelt, wäre er wie ein Lüſtling zu allen körperlichen und geiſtigen Laſtern hinabgeſtiegen: ſobald er die Maske von ſich werfend ſich zeigt, erſcheint er im unauslöſchlichen Gepräge ſeiner königlichen Größe. Von Lumpen oder Flittern bedeckt wirft er im Auftammeln des Erwachens beides weg und legt ſeinen Trauerflor an. Im Strohkranz Lears oder mit Brutus Narrenpeitſche ſpielend vermag er mit einem Hauch jede Spur des Wahnſinns zu verſcheuchen um in ſeiner ſtrengen Nacktheit, ſeiner Unerbittlichkeit vor uns zu treten. Für jedes Verkennen ſtraft er mit gerechteſter Verachtung; er verbannt die ſeine Größe und Schöne Verleugnenden zu ſtumpfen, blos vegetirenden Racen. Die Bruſt welche er zu ſeinem Wohnſitz auserſieht, in welcher er zu geheimen Zuſammenkünften in ruheloſen Nächten und durchweinten Tagen einkehrt, weiht er mit einem unendlichen Hochmuth. Er lehrt ſie tiefſte Verachtung gegen jede Macht, jede Rückſicht, jedes Geſetz, jede Luſt, jede Täuſchung. Er fragt ſeine Auserwählten nicht ob ſie groß oder klein, reich oder dürftig, Verfolgende oder Verfolgte. Gelehrte oder Arme im Geiſte, Gute oder Böſe ſind; er ſtiehlt ſich in tauſend Verkleidungen zu ſeinen Lieblingen, beſucht ſie auf Thronen und in Lehmhütten, ſetzt ſich zu den Gefeierten des Tags an's Lager, theilt mit dem unterdrückten Gerechten das Mahl, ſchleicht in des Künſtlers Werkſtätte, in des Gelehrten Studierſtube, begleitet die Almoſenſpenderin auf ihren Wegen und den Vergeltenden

am Tag nach ſeiner Rache. Und ſo reich iſt er an Verkleidungen daß nur ſeinen Heimgeſuchteſten, ſeinen Eingeweihteſten und Getreuſten gegeben iſt, ihn als wilden gewaltigen König unter jeder Schminke, jeder ſtolzen Gleichgültigkeit, jeder verſtellten Freude, jedem unverſöhnlichen Haß zu erkennen deren Maske er vornimmt um mit giftigen Pfeilen bewaffnet durch die offenſtehende Spalte, durch das Gewebe jedes Bruſtſchleiers, durch die Lücke jedes Harniſches zu dringen. Beherrſcht er einmal eine Seele ganz, dann wirft er ſie widerſtandslos nach ſeiner Laune in Höhe und Tiefe. Die Einen erhebt er bis zum myſtiſchen Glanz überſinnlicher Welten, er reinigt ſie bis ſie durchſichtig und blendend werden wie Flammengeiſter; die Andern wirft er keuchend in Schlamm und Staub, ſie niederpeitſchend in Abgründe. Aber immer ein König hohen Urſprungs, erhabner Größe bleibend, behält er ſich das Recht vor, ſeine geliehenen Verhüllungen weg zu reißen und plötzlich in ſeiner ſchreckenden Einfachheit zu erſcheinen und dann alle Kniee nieder zu zwingen vor ſeinem Antlitz in welchem alle Qualen ihre Spuren zurückgelaſſen, ohne daß der Stempel ſeiner Göttlichkeit von der Stirn verwiſcht werden konnte, vor dieſem Antlitz, welches die Feuerſilhouette ſeines Widerſcheins, die Gewiſſensangſt, dem Geiſte des Bedrängers, des Siegers, des Starken, des Gottloſen aufpreßt.

Im Bereiche der Kunſt verändert dieſe Herrſchaft des Schmerzes ihren Charakter; ſie wird impoſanter und zugleich ruhiger, indem ſie die Herzen mit Rührung und

Weihe erfüllt. Der Schmerz iſt hier augenblicklich von allem Gram befreit, der ihn in der Wirklichkeit begleitet. Er zeigt ſich hier, unbeweglich oder heftig, in ſeiner Wahrheit, zeigt ſich leidenſchaftlich oder leidend, aber immer mit ſympathiſcher Kraft begabt. Der Ausdruck hochſtrebender Geſinnungen, edlen Wollens findet meiſt nur ein zögerndes Echo in den Maſſen; ausgeſprochner Schmerz aber weckt unmittelbaren und vielfältigen Widerhall. Jeder trägt unter den Flicken der Dürftigkeit oder den Kleinodien des Überfluſſes irgend einen Riß, irgend eine ſchlecht geheilte Narbe. So bleiben auch die uns in's Ohr tönenden Klänge des Vagabunden, des aus unſrer Geſellſchaft Verbannten, des Outlaw, wenn er die Dominante der Schmerzen bebend in ſeinen Liedern vernehmen läßt, nicht unverſtanden. Wir lauſchen begierig und fragen uns, wo die edle Tonika dieſes Akkords liegt, denn Niemand zweifelt daran, daß der ſich ſelbſt ſingende Schmerz auf einem Gefühl ruht welches jeden Irrthum, jedes Vergehen ſühnt.

Wenn der Zigeuner durch Vermeiden der Arbeit den Schmerz zu fliehen glaubte, ſo überfiel er ihn im Schooße ſeiner Trägheit, und lispelte ihm Geheimniſſe zu, die ihm das Herz um ſo ſchwerer bedrücken mußten, als er von ſeinem Joch ſich zu befreien gedacht hatte, indem er den Zwang jeder Beſchäftigung von ſich wies. Er hatte ſich geweigert ſein Brod im Schweiße ſeines Angeſichts zu eſſen; er hatte ſich jedem Felddienſt entzogen; er hatte die Erde nicht durch Saaten um Ernten bitten

wollen, ſich keiner Feſſel, ſo vergoldet und überblümt ſie ſein mochte, bequemt. Aber der Schmerz ereilte ihn darum nicht weniger auf ſeinen Tag und Nacht nicht ruhenden Schwingen. Er verfolgte ihn in die Einſamkeit der Wälder und Wüſten, und ſparte die brennendſten Thränen für ihn auf, der nie weinen, nur die Sonne anlachen wollte. Zugleich vereinte er die unglückliche Familie welche durch Abweiſen jeder phyſiſchen oder geiſtigen Arbeit ſich von aller Verwandtſchaft mit den übrigen Menſchen losſagen und mit den Bevölkerungen des Waldes ſich aſſimiliren zu wollen ſchien, durch das Verbindungsmoment ſeines Gepräges mit der allgemeinen menſchlichen Brüderſchaft. So blieb der Schmerz der einzige Punkt der Berührung, des Verſtändniſſes, der Sympathie zwiſchen ihnen und uns; er blieb der einzige Affekt der Seele über den wir uns verſtändigen, um ſo lange er redet unſre gegenſeitige tiefeingewurzelte Verachtung ſchweigen zu laſſen.

Schwerlich möchte man irgendwo *mehr* verſucht ſein, bei der Betrachtung phyſiſchen Elends von allem geiſtigen Leiden abzuſehen, als bei dem Volke von dem wir reden; und doch wer weiß ob dies für die Zeiten ſeiner früheſten Geſchichte das Richtige wäre. Gewiß, es möchte jetzt ſehr ſchwer ſein, in dem einzelnen Individuum Spuren von dem moraliſchen Bewußtſein der Erniedrigung wiederzufinden; aber wie viel ſchwerer möchte es ſein, ſich mit ihnen über die Auffaſſung eines Gegenſtandes ſo weit zu vereinigen, daß einer der beiden Redenden ſich dem Standpunkte des Andren annähern wollte, ſo daß der Eine die

Art und Weiſe ſeines inneren Leidens enthüllen, der Andre das Enthüllte verſtehen könnte. Wie ließe ſich auch nur auf den kürzeſten Zeitraum der Widerſpruch unſrer Sitten, unſrer Vorurtheile gegen ſie mit ihren Sitten, ihrem Mißtrauen gegen uns aufheben? Wie ſollten wir mit ihnen reden und welche Antwort ſollten wir von ihnen erhalten, die wir ſie nur mit Gleichgültigkeit und Widerwillen betrachten, während ſie uns geringſchätzen und fürchten. Wie ſollte der civiliſirte Menſch die Verkettung von verſchwiegenen Syllogismen dieſes Wilden errathen, da er verbrennt was dieſer liebt, anbetet was jener vermeidet. Der Erſtere geht von dem Grundſatz aus, Sicherheit ſei die vornehmſte Grundbedingung des Glückes, Friede ſein Hauptelement, Gewohnheit ſeine ſchönſte Gabe, materielles Wohlleben ſeine köſtlichſte Frucht, Stabilität ſeine unentbehrlichſte Folgerung. Der Letztere ſpottet der Sicherheit, die ihm in unzugänglichen Höhlen niemals fehlt; der Frieden iſt ihm gleichgültig, denn er liebt den Kampf und entzieht ſich dem Kriege; er weiß nichts von Gewohnheit und würde ſie nie anders als verabſcheuen können; er kümmert ſich nicht im geringſten um materielles Wohlleben und verſchmäht die Stabilität weil ihn die Freuden ſeines Wanderlebens entzücken. Beide können alſo von den erſten Worten an die Entfernung ermeſſen, welche ihre Pole voneinander trennt. Dem Einen würden die Liebhabereien des Andren Schrekken einflößen, dieſer würde in der vornehmſten Hoffnung des Erſten das allertraurigſte Loos erkennen. Der Gebil-

dete würde von ſittlichen Begriffen reden, der Wilde aber ſie nicht zugeben, oder was ſchlimmer iſt, nichts davon verſtehen. Wie ſollen ſie alſo jemals dazu gelangen Einer dem Andren den Ausgangspunkt ihrer Gefühle deutlich zu machen? Nur eine Sprache vermag ohne Hülfe und Umweg der Erklärung die Intusſusception eines Gefühls zwiſchen zwei Seelen zu bewerkſtelligen: die Kunſt. Und unter allen Künſten war die Muſik die geeignetſte um Gefühle gleichſam auf ihrem Goldſieb zu klären und ſie von der unſren Herzens- und Geiſtesgewöhnungen ſo widerſtrebenden Spren gereinigt im ungetrübten Glanz vor uns leuchten zu laſſen. Unter den Gefühlen welchen die Zigeuner in der Muſik Ausdruck verleihen konnten iſt das hervortretendſte: Stolz, das zugänglichſte: Schmerz.

Selten haben Stolz und Schmerz ſich vereinigt, ohne den Haß zu erzeugen. Bei den Zigeunern jedoch, was als eine bemerkenswerthe Thatſache gelten dürfte, iſt dies nie der Fall geweſen. Man glaubte eine ſyſtematiſche Verabſcheuung der Chriſten in ihnen wahrzunehmen und täuſchte ſich wenn man ſie darin mit den Israeliten zuſammenſtellte. Sie verabſcheuen ſo wenig den Chriſten als den Muſelmann oder den Bhuddhiſten, ſie verſchmähen einzig die Civiliſation mit ihrem ganzen Geleit ſtabiler, geſelliger Formen. Sie haben unter den kläglichſten Abſchweifungen der Aufreizung zum Groll widerſtanden, wie er ſo leicht in Weſen gährt die von der glücklichen Welt ausgeſchloſſen ſind. Die Zigeunergeſinnung, wie wir es nennen möchten hat dieſe düſtre harte Modu-

lation vermieden um nur ihrem Charakter eines unbestimmten, unüberlegten Schweifens und Streifens, ihrer Liebe zu sorgloser, zweck- und zielloser Freiheit, ohne den Zündstoff des Hasses oder den Thau der Sympathie, treu zu bleiben. Sie leben ein Kindheitsleben der Seele, das von Dauer und Zusammenhang keine Ahnung hat, alles Abgeschlossne und Vorherbestimmte scheut, und alle Eingriffe in sein zügel- und pflichtloses Dasein nicht mit Märtyrerenthusiasmus und stoischem Stolz aber mit dem Leichtsinn erträgt, mit dem ein von sich selbst gänzlich erfülltes Treiben Alles außer Acht läßt was ohne Beziehung auf seine Launen und Spielereien ist. Sie hören nie auf in dieser Kindheit zu leben, welche wie die wirkliche Kindheit nur die Wirkungen hinnimmt ohne nach den Ursachen zu fragen. Ganz und ausschließlich mit sich selbst beschäftigt versetzen sich diese großen Kinder wie die kleinen niemals auf den Standpunkt Andrer und vermögen noch weniger sich einer Idee zu bemächtigen. Weiß doch Jeder, daß die Kindheit in ihren unschuldigsten Spielen wesentlich ungehorsam, oft grausam ist, daß Widerspruch sie nicht zum Nachdenken reizt, sondern Verdruß über denselben sie nur in ihren Neigungen bestärkt, daß sie gleichgültig bleibt bei dem Geschick aller Wesen und Gegenstände die nicht mit ihrem augenblicklichen Vorhaben in Berührung stehen, daß sie ebenso unüberlegt fremdes Gut sich aneignet als sie ihr Eigenthum Andern überläßt. Die einfachste Kenntniß des menschlichen Herzens lehrt uns, daß dieser Leichtsinn den Egoismus erzeugt und daß

man der Lockung eigenſinniger Laune und der Verwirklichung jeden Begehrens nur mit Außerachtlaſſung des Beeinträchtigens Andrer nachgeben kann. Der Zigeuner hat wie ein übelbehandeltes Kind alles Vertrauen, alle Achtung, Rückſicht und Nachgiebigkeit für eine ſtiefmütterliche Geſellſchaft verloren und macht ſich kein Gewiſſen daraus den Gliedern einer Familie als deren Sproß er ſich nicht betrachten mag, Schaden zuzufügen.

Nur flößt der tägliche Kampf um dieſe ſchwierige, volle und übertriebne Freiheit, deren Bedürfniß aus einer tollen Liebe zur Natur entſteht, die Zügelloſigkeit womit die Zingari die von dieſer Freiheit dargebotnen Genüſſe verfolgen, der beſtändige Sieg über die fortwährend aus dieſer vergötterten Natur neu erwachſenden Gefahren ihnen jenen geheimen Stolz ein, der uns in ſo geächteten Menſchen überraſcht, und uns ihre hochfahrende Reſignation erklärt. So bedauerlich indeß ein ſo beharrliches Wollen, ſo beklagenswerth der mit ſo ſtörriſchem Widerſtand feſtgehaltne Entſchluß ſein mag, mitten in einer erleuchteten und von der gnadenvollſten Religion erwärmten Civiliſation in einem verwilderten Zuſtand verharren zu wollen, ſo müſſen wir nicht vergeſſen, daß das Gefühl von welchem er diktirt iſt aus den edelſten Gefühlsregionen entquillt und mehr als eine ſolche durchſchreitet in der es eines poetiſchen Schimmers fähig iſt. Wir ſagten es bereits früher: um die Anziehungskraft zu begreifen welche dieſer aus der Gemeinſchaft menſchlicher Racen gleichſam vertriebene Stamm immer auf die Einbildung

der andren Völker übte, müssen wir voraussetzen daß das innere Licht, die duftige Spur eines erhabnen, edlen Gefühls sich rein und unberührt in ihm erhalten hat; daß um den Moment zu ermöglichen, in welchem dies Volk der Kunst Etwas anzuvertrauen hatte und die Kunst das Dolmetscheramt seiner Empfindung entgegenkommend übernahm, die Ausartung dieses Gefühls seiner angebornen Berechtigung noch keinen Eintrag gethan hatte.

VI.

Wenn die Zigeunerkunst mit ihrem Ausdruck des Empörens gegen jede Fessel, wenn der von jedem conventionellen Zwang befreite Zigeunertypus Künstler und Dichter mächtig anregte und beide dadurch in dieser selben Gesellschaft populär wurden welche sich jede Gleichstellung mit den Gipsies verbitten würden, so muß es seinen Grund darin haben, daß die in seiner Kunst ausgesprochnen und sein Leben beherrschenden Neigungen weniger sein ausschließliches Eigenthum sind als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Es finden sich in jeder Gesellschaft ausnahmsweise Individuen die gleichfalls alle Zügel ihrer Wünsche und Begierden abzuschütteln streben. Nur bleiben sie vereinzelt, weil die Atmosphäre der Civilisation solche Naturen von Kindheit auf durch ihren auflösenden Dunst erkältet und schwächt, doch erscheinen sie unter der Form des Excentrischen vielleicht häufiger als wir es glau-

den mitten unter uns. Wir betrachten ſie als Ungeſunde, weil ſie unfähig ihr aufgegebnes Penſum in der großen ſocialen Schulſtube abzuarbeiten; die poetiſche Pathologie hat vorzügliche Schilderungen dieſer Krankheit geliefert. Dieſe ſind unter verſchiednen Titeln und Formen in verſchiednen Zeiten und Sprachen immer wieder vorgekommen. Es giebt deren von Fürſten der Poeſie mit den ſchönſten Fresko- mit Aquarellverzierungen und getuſchten Skizzen. Wir führen ſie nicht an, denn Jeder wird dieſe Typen am liebſten unter ſeinen Lieblingswerken ſelbſt aufſuchen. Da übrigens in einer Identität des Gefühls, in Ähnlichkeit der Seele weder Identität noch äußre Ähnlichkeit des Looſes liegt, würden dieſe Helden durch ihr Coſtüm vom halbnackten Zigeuner zu ſehr abſtechen, obwohl ſie halb traurig, halb glücklich, halb grauſam, halb gutherzig, halb frech, halb ehrerbietig ſind, wie er. Indeſſen bewundern wir manche ideale in Haltung und Rede unähnliche Figur blos weil ſie unter andrer Form uns in die Stimmungen verſetzt welche die Geige und der Geſang des Zigeuners uns enthüllt und in uns wachruft.

Andrerſeits konnte das Contraſtirende und Überraſchende ſeiner Art Nomadenlebens, ſein ſchnelles Verſchwinden und plötzliches Wiederauftauchen, ſein häufiger Verkehr mit den hohen Ständen und ſeine hö'niſche Überlegenheit über dieſelben ſowie, trotz ſeines Elends, über die arbeitenden Klaſſen, nicht verfehlen die für das Pittoreske empfänglichen Gemüther zu intreſſiren. Alle europäiſchen Literaturen bemächtigten ſich dieſes, gleich einem

geſchmeidigen reichen Stoff zu den phantaſtiſchſten Stickereien ſich eignenden Motivs. Wenn wir nicht irren war es Spanien zuerſt welches dies romantiſche Element in dichteriſchen Werken acclimatiſirte. In Cervantes Gitanilla geht es ſchon aus ſeiner bisherigen epiſodiſchen Stellung zum Hauptgegenſtand über. Im Deutſchen enthält Spindler's Jude die lebhafteſte Schilderung der Lagerſtätten welche im Mittelalter (und heute noch ebenſo) dieſe Horden mit Trommelgewirbel und ſchrillem Pfeifenklang, Kindergeſchrei, Frauengelächter, Maulthiergeklingel, mit dem Glanz ihrer Scharlachkittel, ihrer grüngewürfelten Mäntel erfüllten, wenn ſie ſich den drolligſten Bajazzoſprüngen überließen. Die kräftig illuminirten Blätter aus Notre Dame de Paris laſſen ſelbſt das hervortretendſte was andre Autoren erfunden matt und farblos erſcheinen. Wenn man die prägnante Häßlichkeit der im Cour des Miracles Sabbat haltenden Larven betrachtet ſo hält man Hugo's Arbeit für ein Relief, und glaubt doch andrerſeits wieder ein Gemälde zu ſehen wenn man die Perſpektive, die künſtleriſch verſchleierte Beleuchtung, die gemilderten Töne und glücklich vertheilten Luftpartien wahrnimmt welche auf dieſe zu einem ſcheußlichen Knäuel zuſammengeballten Köpfe verwandt ſind. Manche in Crayon ſkizzirte Anekdote von Borrow bietet uns analoge Phyſionomien, ähnliche Scenen, nur daß wir ſie hier gleichſam durch ein mit dem Schleier des Mitleids überdecktes Glas wahrnehmen welches die zu ſchreienden Farben dämpft, während dennoch in dieſer keuſchen Mä-

ſigkeit der Zeichnung mehr Realität athmet als in dem üppigen Realismus des Heros der franzöſiſchen Proſa. Der Zingaro der Spanier, die Meg Merrilies Englands, die Esmeralda der Pariſer, die ruſſiſche Zemphira, Webers Precioſa und Meyerbeers Vielka, um nur die bekannteſten Schöpfungen aufzuzählen, ſind die poetiſchſten Typen, die berühmteſten dieſer Zigeunerfiguren, wie ſie mit einem bald düſtren bald anmuthigen Gefolge in der Kunſt hauſen.

Den Poeten, Romanſchreibern und dramatiſchen Dichtern konnte auf ihrer Jagd nach Allem was des Leſers Neugier und Intreſſe zu ſpannen vermag, die Fülle hervortretender Gegenſätze nicht entgehen welche ſich aus der Annäherung eines ſo ſtruppigen Geſellen wie der Zigeuner an die friedlichen Banalitäten bürgerlichen Geſchicks ergeben mußten. Es fiel ihnen leicht, die Vortheile ſolcher, von keiner Gewohnheit unterjochten, von keinen Prärogativen gefeſſelten Naturen vor dem Philiſter geltend zu machen und in dem Zauber darzuſtellen den die Unmittelbarkeit einer abſolut freien an kein Vorurtheil gebundnen Geſinnung ausüben mußte. Sie konnten leicht die mächtigen Wirkungen der Gewalt anſchaulich machen welche über den an tägliche Pflichten Gefeſſelten der Furchtloſe, jeder Gefahr Trotzende, an keine Scholle Gebannte erlangen kann. Genie und Talent haben in der glücklichſten Weiſe aus dieſen immer pittoresken Verhältniſſen Nutzen gezogen und viele Dichtungs-, Theater- und Romanfiguren geſchaffen die in der allgemeinen Erinn-

rung ſtets fortleben werden. So ward dieſe Mine durchſucht und ausgebeutet, man könnte ſagen erſchöpft, wenn ſie nicht rediviv wäre. Jedes Land hat ſeinen Autor gehabt, der in der Vorausſetzung eines unter der rauhen Hülle des Zingaro ſchlummernden Edelmuths, dieſe von jedem Gepäck der Vergangenheit und jeder Furcht vor der Zukunft befreiten Weſen Thaten der Güte, des Mitleids ausführen laſſen. Sich den Zigeuner ſo zu denken, wie er erſcheinen würde, wenn er zu den Bedingungen ſeiner unabhängigen Exiſtenz Herzens- und Geiſtesbildung genug beſäße um wie ein befreundeter oder feindlicher Genius vorſätzlich in die verworrenen und leicht zerriſſnen Fäden unſrer Begebenheiten einzugreifen, war ein allen möglichen Peripetien einer Fabel zu günſtiger Hebel um vernachläſſigt zu werden. Die ſchönen, gebräunten, elektriſch glühenden Frauen dieſes Stamms, deren Coſtüm das orientaliſche Gepräge, den Reiz der Farbenpracht, den Luxus funkelnden Metalls nicht entbehrt, traten auf dem dunklen Hintergrund ihres geheimnißvollen Daſeins hervor, wie die wogenden Palmen eines Teppichs von Bagdad auf ſchwarzem Grund ſo in's Auge fallen als erſchienen ſie ohne Stütze in der Luft ſchwebend. Die Wirkung welche das Inſceneſetzen dieſer aſiatiſchen Race hervorbringen mußte iſt ſo wohl begriffen worden daß man ſich ihrer oft genug bediente um es auf die Dauer ermüdend zu machen. Es iſt damit jedoch nicht geſagt, daß ſich nicht dieſen bisher meiſt als eine Art Deus ex machina mißbrauchten Figuren dennoch ein friſches In-

treffe ſichern ließe, wenn man ſie einmal aus ihrem eignen Anſchauungskreis, nicht wie gewöhnlich geſchieht aus dem unſrigen betrachtet, darſtellen wollte.

Außer den Schriftſtellern welche Perſonen, ohne äußre Beziehung zu der Race und ihr nur durch gleiche Züge von Stolz, Schmerz und Freiheit verwandt, von Gefühlen beſeelt darſtellten welche den in der Zigeunerkunſt ausgedrückten entſprechen, außer jenen andren welche die Zigeuner als dramatiſche Hebel, als intreſſante Figuren benutzten, haben manche Poeten ſich im Geiſte in einen dieſer Menſchen zu verſetzen, die Herzſchläge eines ſolchen Daſeins zu belauſchen geſucht, um ſie uns wieder zu erzählen. Puſchkin hat ein aus dem Munde der Zigeuner in Südrußland gehörtes Lied, wie es heute noch dort geſungen wird, dem Gedicht einverleibt das er ihnen widmete und deſſen Bau jenen Dichtungen ähnlich iſt welche Byron »a tale« betitelte. Die ruſſiſche Sprache verleiht durch den Reichthum ihrer Aſſonanzen, ihren ſtoßweiſen Rhythmus dieſen Strophen eine ganz beſondre Energie.

Alter Gemahl, unmenſchlicher!
Würge mich, wirf mich in Flammen!
Ich kann's erdulden. Ich fürchte nicht
Weder Eiſen noch Feuer.

Ich haſſe Dich!
Ich verhohne Dich!
Ein Andrer iſt es, den ich liebe.
Ihn lieben will ich im Tode.

Erwürge mich, wirf mich in Flammen!
Alter Gemahl, unmenſchlicher!
Ich weiß zu ſchweigen,
Du ſollſt ihn nicht kennen.

O er iſt ſüßer als der Frühling,
Brennender als ein Sommertag!
Sein die Jugend, ſein die Schönheit
Aber mein ſeine Liebe!

O wie preßt' ich ihn an den Buſen
In tiefer Stille der Nacht!
Und wie lachten wir Beide da
Deiner und deines grauen Bartes!

Fegner hat einen Vers von Goethes Lied: Vanitas zum Motto ſeines Buches über die Zigeuner gewählt.

Ich hab' mein Sach' auf nichts geſtellt,
Juchhe!
. . . . . .
Und wer will mein Kamerade ſein,
Der ſtoße mit an, der ſtimme mit ein
Bei dieſer Neige Wein.

Nur um zum Verſtändniß der einzelnen Elemente beizutragen aus deren Zuſammenhang wir das Zigeunergefühl anſchaulich machen möchten, wollen wir bemerken, daß dieſer Vers nicht gut gewählt iſt. Dies Lied drückt die Frivolität und den Cynismus, mit welchen das ihm zum Titel dienende Wort Salomos ausgerufen werden kann ganz vollkommen aus; der Cynismus findet ſich jedoch nur ſehr accidentiell im Zigeunergefühl;

wo er vorkommt iſt er nur die bittre Rinde, die man ungeduldig mit den Zähnen zermalmt um die ſüße Frucht zu koſten und deren Reſte man wegwirft. Der blaſirte Menſch kann ſeinen Einſatz auf ein Nichts ſpielen; der Zigeuner hat keinen Einſatz und iſt weit entfernt zu glauben daß die Freiheit ſeines Lebens und ſeine leidenſchaftlichen Naturgenüſſe Nichts ſeien. Man muß die Annehmlichkeiten der Geſellſchaft gekannt und geſchätzt haben um an die Wahl eines fahrenden Lebens den Begriff der Annihilation zu knüpfen. Ebenſo iſt auch nicht wer da will Kamerad des ſtolzen und bis unter den Galgen hochmüthigen Zigeuners; bei ſcheinbarer Umgänglichkeit iſt er nichtsdeſtoweniger ſehr ausſchließlich. Mit Allen anbindend, verbindet er ſich nur mit den Seinigen; Männer und Frauen haben ſtatt allem Cultus, Vaterland und ſocialer Einrichtung nur den Sinn für die Race. Wie ſie iſt, ſoll ſie erhalten bleiben, und ſie wollen ſie weder durch Zulaſſung von Fremden noch durch Hinüberverirren zu ihnen vermengen.

Lenau gab die träumeriſche, träge, all' ihrer Philoſophie unbewußte Weltverachtung wie ſie dem Zingaro eigen iſt unübertrefflich in ſeinen drei Zigeunern wieder. Er hat es geſchickt vermieden ſie ſprechen zu laſſen und ihnen ein Verſchmähen geſellſchaftlicher Vorzüge in den Mund zu legen von denen ſie nichts wiſſen, von denen ſie keinen Gebrauch gemacht und deshalb von ihrer Vanitas keinen Begriff haben. Sie ſehen dieſe Vorzüge der Geſellſchaft als etwas Großes an, weil ſie aber ihre Freiheit

um keinen Preis verkaufen wollen, laſſen ſie ſie links liegen und ſind zu eifrig mit ihrem Far nieute beſchäftigt um ſie zu ergründen und ihre geheime Wichtigkeit einſehen zu lernen. Lenau hat ſie prächtig ſilhouettirt und man nimmt in ihrer Haltung die ganze Beredtſamkeit einer auf der That ertappten, die Stimmung der Seele unwillkürlich enthüllenden Poeſie wahr.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch ſandige Heide.

Hielt der Eine für ſich allein
In den Händen die Fidel,
Spielt' umglühet vom Abendſchein
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund
Blickte nach ſeinem Rauche,
Froh als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich ſchlief
Und ſein Cymbal am Baume hing;
Über die Saiten der Windhauch lief
Über ſein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber ſie boten trotzig frei
Spott den Erdengeſchicken!

Dreifach haben ſie mir gezeigt
Wenn das Leben uns nachtet
Wie man's verraucht, verſchläft, vergeigt
Und es dreifach verachtet.

Nach den Zigeunern lang' noch ſchau'n
Muſt' ich im Weiterfahren,
Nach den Geſichtern dunkelbraun,
Den ſchwarzlockigen Haaren.

Cervantes hat dem Enthuſiasmus der Zigeuner für die Natur den beredteſten Ausdruck verliehen indem er einem ihrer Alten die folgenden Worte in den Mund legt. „Wir ſind Könige der Felder und Wieſen, der Wälder, „der Berge, der Quellen und Ströme. Die Büſche bieten „uns ihre Zweige, die Bäume ihre Früchte, die Reben „ihre Trauben, die Gärten ihre Gewächſe, die Waldbäche „ihre Waſſer, die Flüſſe ihre Fiſche und der Forſt ſein „Wild. Unter Felſen finden wir Schatten, in Grotten „friſche Luft, in Höhlen Wohnungen. Uns ſind Stürme „nur fächelnde Lüfte, der Schnee erfriſcht, der Regen ba„det uns; der Donner iſt unſre Muſik, der Blitz entzün„det uns ſein Feuer wie ein Fackellicht. Unſren gehärte„ten Gliedern iſt der rauhe Schoos der Erde weich wie „Eiderdunen; unſre ſchwielige Haut iſt uns Schutzwehr, „iſt uns ein Panzer; unſre Behendigkeit wird von keiner „Feſſel gehemmt, von keiner Schwierigkeit zurückgeſcheucht, „von keinen Mauern abgeſchreckt. Kein Galgen erwürgt „unſren Muth, kein Beil erſchlägt ihn, keine Tortur macht „ihn wanken. Für uns giebt es keinen Unterſchied zwiſchen

„dem Ja und dem Nein; welches uns am beſten gefällt,
„ſagen wir, und wollen lieber Märtyrer als Beichtende
„ſein. Kein Adler, kein Stoßvogel ſtürzt ſich ſchneller als
„wir auf eine erlauerte Beute. . . . Wir ſingen im Ge-
„fängniß, wir ſchweigen auf der Folter; wir marodiren
„am Tag, wir ſtehlen des Nachts, oder beſſer geſagt wir
„erinnern die Leute daran daß ſie ihr Eigenthum wohl zu
„wahren nicht vergeſſen. Die Furcht unſre Ehre einzu-
„büßen, oder der Ehrgeiz, ſie zu vermehren, beunruhigen
„uns nicht. Wir werben nicht um Gönner, und verkürzen
„unſren Schlaf nicht um Bittſchriften einzureichen und
„hinter großen Herrn her zu laufen um Vergünſtigungen
„zu erbetteln. Wir ziehen unſre zerriſſnen Zelte goldnem
„Getäfel, Marmorpaläſten und flamändiſchen Bildern
„vor, deren Landſchaften uns minder ſchön erſcheinen als
„die Anſichten der Natur mit ihren hohen öden Felſen,
„ihren Schneegipfeln oder weiten Wieſen, ihren Wäldern
„die die unſren ſind, ſobald unſer Fuß ſie berührt, die uns
„anlächeln ſobald wir unſren Blick zu ihnen wenden. . . .“

Wie könnte man von den Zigeunern reden, ohne deſſen zu gedenken, der an ihrem Leben theilnehmend ihr Gefühl vielleicht am innigſten begriff, der ſich ihnen aus gleicher Liebe zur Freiheit, Natur und Laune geſellte, und eine geheime tiefe Abneigung gegen unſre Inſtitution von ihnen mit zurückbrachte, deren Barbarei er durch eine Schilderung der Übel des Krieges brandmarkte. Wie könnte man Callots, des verliebten Knaben vergeſſen, der von den Zigeunern aufgenommen, genährt und gehegt wurde,

und immer erkenntlich blieb gegen die Männer, deren Jagden er mitmachte, und die Frauen, deren Schönheit er bewunderte. Er reiſte auf ihren Wagen, ritt auf ihren Schultern, freute ſich mit an ihren Freuden und fühlte ſich leidenſchaftlich hingezogen zu dieſem grillenlos heitren, aufblühenden Daſein, denn ein ſolches ſchufen ihm die unverhofften Gönner zu denen er vor den Predigten väterlicher Strenge geflohen war. Er lernte nur die anziehenden Seiten ihres Looſes kennen. Wenn er Hunger oder Froſt bei ihnen ausſtand, ſo that er es frohen Muths, denn er zog ihren Hunger und Froſt den weiſen Abſtinenzmaßregeln und eiſigen Ermahnungen vor, die ihm in ſeiner Familie zu Theil wurden. Als er wieder von ihnen ſcheiden mußte, that er es nicht ohne ihr Bild in jene ideale Welt mit hinüber zu nehmen in welche der frei ſchaltende Dichter Alle ladet die er in myſtiſche Schönheit eingekleidet zu Gäſten ſeines Königreiches macht, wo ihnen mit Ruhm vergolten wird, was ihre Güte ſpendete. Jaques Callot war mit den Zigeunern Zigeuner geworden; er malte ſie nach der Natur mit allem Wohlgefallen eines Faibles für ſie, das ſeinem Crayon eine Wärme, ein Leben und eine Wahrheit verlieh mit denen ihre Seelen noch treuer als ihre Züge dargeſtellt erſcheinen.

Der Hochmuth und die Geringſchätzung einzelner Kaſten hat ſich nicht auf Indien beſchränkt, welches wenigſtens, um das vom Sieger dem Beſiegten ewig wiederholte vae victis zu rationaliſiren, für die verſchiednen geſellſchaftlichen Klaſſen mit ihrer ungleichen Vertheilung

von Mühe und Beſitz einen mehr oder minder edlen Urſprung vorausgeſetzt hat. Das Chriſtenthum hat jenen Hochmuth zu entwurzeln geſucht, und ſtrebt noch heute danach, ihn zu vernichten; der philoſophiſche Geiſt trägt viel dazu bei die Formen dieſer Geringſchätzung zu bemänteln. Weder Erſteres noch Letzteres konnten indeſſen, wiewohl ſie ihn zur Verſtellung zwangen, die Grundlage erſchüttern auf welche ſich der Hochmuth des Starken und ſeine Geringſchätzung des Schwachen ſtützt, die hochfahrende Miene der Kinder des erobernden Geſchlechts und die ſchüchterne, wenn auch grollende Unterwerfung der Söhne des Beſiegten bedingend. So hat auch der in der ſchweigenden Proteſtation des Zigeuners gegen das angemaßte Vorrecht des geſellſchaftlichen Staates liegende eigenthümliche Stolz am Herde der Civiliſation noch andre Sympathien als die der Poeten geweckt, welche eine vorherrſchende Liebe zur Natur und das Bedürfniß in Freiheit ihrer göttlichen Gemeinſchaft zu genießen, zu Fürſprechern des unabhängigen irrenden Lebens der Zingali machte. Eine beträchtliche Anzahl begabter junger Männer, deren geiſtiges Schwelgen und phyſiſches Entbehren, deren überſprudelnde Luſtigkeit und rückſichtsloſes Fortſtürmen die große Welt mit Geringſchätzung anſah, wurde auf die Dauer von einer ſchlecht verhehlten Bitterkeit gegen dieſe Welt erfüllt, welche das aus einem armen unſichern Leben ſich emporringende Kunſtwerk mit allem darin entwickelten Talent aller Inſpiration und Geſchicklichkeit nur als ein Spielzeug achtet, das gut genug iſt die

Tage faden Müſſiggangs zu kürzen. Gleich den Zigeunern zahlten ſie denen endlich Verachtung mit Verachtung zurück, die ſich dem in ihnen lebenden höheren Gefühl nicht zu identificiren vermögen und ſie nur von dem Tag an beachten würden, wo der Eine von ihnen Soldat, der Andre Arzt, der Dritte Advokat, u. ſ. w. werden würde. Junge Schriftſteller und Künſtler in welchen die Dithyrambe der Freiheit die lebhafteſte Exaltation und den tiefſten Widerwillen gegen Geſetz und Regelzwang erweckt hatte, junge Talente, glänzende, ungezügelte Imaginationen durchdrangen ſich ſo vollſtändig mit den Eindrücken, die ein poetiſcher Geiſt bei einer aufgeklärten, wiſſenſchaftlich gebildeten Bande von Zigeunern entwickeln könnte, daß ſie deren Namen und zugleich eine entfernte Ähnlichkeit mit deren Sitten annahmen. In Paris nannten ſie ihre zufällige Vereinigung, ihre abſonderliche Lebensweiſe Bohème. Statt einer erdachten, mythiſchen, von ihrer wilden Realität entkleideten und zur ganzen Höhe ihrer Intelligenzen ſittlich emporgehobnen Perſon die Impulſionen zu leihen welche ſie verherrlichen wollten, verkörperten ſie das Symbol, dieſer Typus in ſich ſelbſt. Sie nannten ſich ohne Weiteres Bohémiens und beſangen das Bohème der Poeten und Künſtler als echte Poeten und große Künſtler. Zu Ehren dieſer Heimath der Paſſion, der Phantaſie und Laune wurden ſchwungvolle Blätter geſchrieben. Da war in ſchönen Gedanken alle Verachtung gegen die Verkehrtheiten ergoſſen welche die Welt unter dem Schatten ihrer Heuchelei birgt, gegen Alles

was ſie an Verträglichkeit mit dem Schlechten und Unedlen hingehen läßt, wenn ſie das Abfallen von unſrem heiligen Zorn und unſrer reinen Entrüſtung mit Pfründen belohnt. Da ſind herrliche Saaten des Geiſtes eingeſäet in begeiſterten Zeilen edler Naturen die nach einer hohen Glückſeligkeit, dem Ziel großer Seelen, ſtreben.

VII.

Je länger man ſich mit dieſem ſeltſamen Geſchlechte der Zingari beſchäftigt, deſto mehr fragt man ſich, welches die erſten Quellen ihrer Abſonderlichkeiten ſein mögen, an denen wir ſo viel Anſtoß nehmen? woher die anomale Thatſache einer ſo völligen Ermanglung jedes religiöſen Elements? woher die unüberwindliche Abneigung gegen Alles, was ſie zur Nachahmung einer oder der andren Civiliſation führen könnte? woher dies abſolute Abwehren aller Verbrüderung mit der übrigen Welt, als hätten ſie ihrem Humanitätstitel entſagt und wollten im Fall eines Namensaufrufs aller Nationalitäten ſich nicht mit einſtellen? Wir ſagen allerdings, daß das fortwährende Leben im Schooße der Natur, der von ihr hervorgerufne Rauſch wechſelnder Gemüthsbewegungen ſchließlich zu einem eben ſo herriſchen Bedürfniß wird als der Genuß des Opiums denen, welche die von ihm hervorgebrachten wonnigen Erſchütterungen oft empfunden haben; daß aus dem Begehren nach unausgeſetzter Aufregung

eine Nothwendigkeit unbegrenzter Freiheit und Unabhängigkeit und folglich eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen alle ſittlichen Rückſichten, intellektuellen Bedürfniſſe, eine unüberwindliche Scheu gegen alle Arbeit entſteht, welche dieſer einzigen Leidenſchaft ſtörend und hemmend in den Weg treten könnte. Es bliebe aber zu ergründen, wie dieſes gänzlich in der Natur aufgehende Leben urſprünglich veranlaßt wurde? Seit wann ſind die Zigeuner von der übrigen Menſchheit ausgeſchloſſen? Was führte ihre Erniedrigung herbei? Und warum iſt ihr Feſthalten an derſelben ſo hartnäckig, daß es uns unbegreiflich wird? Durch wen wurden ſie eranctorirt? Woher kommt dieſe Übereinſtimmung in Sprache, Conſtitution, Sitte und Ausſehen unter ihren in die entfernteſten Gegenden mit den verſchiedenſten Civiliſationen und Religionen zerſtreuten Stämmen? Warum iſt der Zingali des Himalaya dem deutſchen und braſilianiſchen Zigeuner, der ungariſche dem in Perſien, Rußland oder England hauſenden, der ſpaniſche dem in Egypten oder Schweden ſo ähnlich? Dies Problem hat die Gelehrten als eine der merkwürdigſten Thatſachen der Geſchichte des Menſchengeſchlechts vielfach beſchäftigt.

Wenn es wilde Völkerſchaften giebt, welche eine gleiche Averſion gegen alle von chriſtlichen Erobrern oder Koloniſten mitgebrachten Begriffe zeigen ſo iſt ihnen der Keim derſelben dennoch nicht fremd, ſie verweigern nur die entwickelteren und den ihren entgegengeſetzten Formen welche ſie bei Jenen angenommen haben. Wie roh auch

ihr Kultus des großen Geiſtes ſein möge, ſie kennen einen ſolchen; wenn ſie auch nur ein inſtinktives religiöſes Gefühl für die Gräber ihrer Väter haben, es iſt doch eines; wie loſe auch das Gewebe ihrer politiſchen Organiſation ſein mag, es iſt doch immerhin eine; in wie ſchwachem Anſehen ihre Kaziken ſtehen mögen, es iſt immer eine Autorität; ſo unbeſtimmt ihre Begriffe von Vaterland ſich ausnehmen, ſie beſitzen einen Boden, deſſen Herren, nach unſrer Definition des Eigenthums, ſie ſind, den ſie nach freiem Willen gebrauchen und mißbrauchen können, von dem ſie ſich bei einem vorkommenden Einfall zurückziehen, um ihn möglicherweiſe durch einen andren zu erſetzen. Wie ſeltſam oder empörend auch die in ihren Sitten herrſchenden Widerſprüche ſein mögen, ſie haben doch eine Idee von Gutem und Böſem. Die Niederlage der Feinde, welche das Gefühl der Nationalität, den Schutz der Familie und des an ihr theilhabenden Individuums repräſentirt, iſt ein Ruhm; man feiert ſie feſtlich und bewahrt die Siegestrophäen. Der Muth iſt eine Tugend und wird als ſolche von ihnen geübt und geehrt. Von einer ſiegreichen Nation umgeben und gedrängt, laſſen ſie ſich, wenn ſie ihrem Kultus, ihren ſocialen Zuſtänden, ihren Sitten nicht entſagen wollen, ausrotten, oder ſie vermiſchen ſich in mähliger Fuſion mit ihr, wie dies, jenachdem der Widerwille der Beſiegten ſchroffer, oder die von den Erobrern gebotenen Vortheile hervortretender waren, oft ſchon in einem kürzeren oder längeren Zeitraume ſtattgefunden hat. Aber die Zigeuner leben auf

einem Boden, den ſie nicht als Eigenthum beanſpruchen; gleich dem zwiſchen loſen Steinen wuchernden Mauerkraut vegetiren ſie in den von den Agglomerationen der andren Völker freigelaſſnen Spalten; nicht proviſoriſch, nicht in der Hoffnung eines Tages ein Land, welches ſie als ihren Antheil an dem gemeinſamen Erbe aller Völker, dem Erdenrund, in Anſpruch nehmen könnten, zu erlangen, ſondern durch eigne Wahl, aus eignem Entſchluß und Willen. Uneingedenk jeder vor ihrem gegenwärtigen Nomadenleben innegehabten Heimath haben ſie während ihren zielloſen Wanderungen nie danach geſtrebt, ein Eckchen unbebauter, noch nicht in Beſitz genommener Erde zu gewinnen, um es das ihrige zu nennen, um darauf zu leben und zu ſterben, zu erndten und zu ruhen. Wenn man ihnen ein ſolches anwieſe, wüßten ſie nichts mit dem Geſchenk anzufangen, denn ſie würden ſich nie bequemen wollen zu jagen, zu fiſchen, zu ſäen, zu ackern, der Viehzucht, dem Handwerk, dem Handel obzuliegen. Sie wollen weder eine Nation neben andren Nationen bilden, noch mit einer der beſtehenden ſich vermiſchen.

Da jedoch die unverwiſchbare Ähnlichkeit ihrer entfernteſten Stämme nicht allein Gemeinſamkeit der Race ſondern auch der ſittlichen Principien bezeugt, da ſie nothwendig irgendwo von Anfang an einheimiſch ſein mußten weil ihr Ausgehen über die ganze Erde doch nicht anders als aus einem Mittelpunkt beginnen konnte, ſo müſſen es eigenthümliche Umſtände geweſen ſein die eine von der erſten Entwicklung andrer Völkerfamilien ſo verſchiedne

Lebensweiſe zur Folge gehabt, und ſie müſſen dieſe lange Zeit in Maſſen geführt haben, daß ſie ſo ganz in ihr Blut überging um endlich eine Natur in ihnen auszubilden die man auf den erſten Blick als der menſchlichen Gattung nur entfernt angehörend bezeichnen möchte. Eine verhängnißvolle Nothwendigkeit mußte, und zwar Jahrhunderte lang fortgeſetzt, auf einer Nation laſten, die ſicher beträchtlich genug war um in ihren Exiſtenzbedingungen nicht ganz unterzugehen, und doch elend, nieder gedrückt genug um ſie anzunehmen, denn ihre Lebensweiſe ſetzt die Nachbarſchaft andrer in andren Verhältniſſen lebenden Völker voraus, und die ausnahmsweiſe Art ihr Leben zu friſten rechtfertigt keineswegs die Vermuthung als hätten ſie in einem Zuſtande des Herrſchens, der Unabhängigkeit in derſelben Weiſe gelebt. Dieſe Nothwendigkeit muß mit einem einmüthigen und ſehr intenſiven Gefühl von einer immenſen Anzahl Individuen ertragen worden ſein, um in ihren ſpäteſten Abkömmlingen ſolche Spuren zu hinterlaſſen, um jedem Glied ihrer Gruppe eine nationale Färbung mitzutheilen deren Charakter nur durch unendlich vervielfachte Beiſpiele ein ſo unauslöſchlicher werden konnte. Nur durch eine Folge von gemeinſamen, während Epochen von langer Dauer und vor einer völligen Zerſtreuung empfundnen Einflüſſen kann die Einbildung eines Volks ſo mächtig berührt werden, kann es den Eindruck eines typiſchen Gepräges ſo treu feſthalten. Einer ſolchen Halsſtarrigkeit gegen alle Wohlthaten des ſocialen Lebens wie ſie die Zigeuner in Europa bewieſen haben

mußte eine mindeſtens ebenſo anhaltende frühere Beharrlichkeit vorausgehen. Um ſie ſo herb gegen alle Süßigkeiten eines Glaubens, eines Vaterlandes, der Familie, des häuslichen Herdes zu machen muß dieſe freiwillige Lebensweiſe ſich durch viele Generationen übertragen haben, ehe der Augenblick eintrat, wo die über die ganze Erde ſich Verbreitenden einer ſo mächtigen Verſuchung, ihren Grundſätzen untreu zu werden, ſich ausſetzen konnten.

Unſrerſeits können wir vom pſychologiſchen und poetiſchen Geſichtspunkt keine Hypotheſe für wahrſcheinlicher halten als die, welche auch von den mit dieſem Phänomen beſchäftigten Gelehrten am allgemeinſten angenommen wird, die aus der Ähnlichkeit ihres Idioms mit dem Sanskrit und der Ähnlichkeit ihres Geſchlechts mit den Racen Indiens ihren Urſprung aus dieſem Lande herleiten und ſie namentlich als Abkommen der Paria betrachten. Nun waren die, in der ſacroſankten Hierarchie der Hindus unter die vier bramaniſchen Kaſten und folglich unter und außerhalb der Menſchheit geſtellten, Parias (das Dogma bezeichnet ſie als nicht gleichzeitig im Anfang der Dinge Geſchaffene) zweifelsohne ein unter irgend einem Himmelsſtrich jenes Welttheils vor den Anbetern des Brama anſäſſiges Volk, welches von dieſen beſiegt und vertrieben, in Folge unbekannter Urſachen, ſei es aus Rache und Erbitterung wegen heftigem Widerſtand oder kraft der einfachen zerſchmetternden Logik des vae victis mit unmenſchlicher Strenge, mit einer in den Annalen der

Eroberungen unerhörten Härte behandelt wurde. Man bezeichnete ſie als unrein, ihre Nähe und Berührung, ihr Athem und Blick wurde von der Religion, und von einer mit unbeugſamen Vorſchriften ſo durchdrungenen Religion wie die bramaniſche, als eine Verunreinigung erklärt. Aus Städten und Dörfern vertrieben, wo ihnen auch der flüchtigſte Aufenthalt nur zur Ausübung der niedrigſten Verrichtungen vergönnt wurde; unreinen Thieren gleichgeachtet, deren Leben mindren Werth hatte als das der andren Thiere; des Rechtes beraubt, Häuſer zu bauen, einen Kultus zu begehen, durch deſſen Ceremonien die wichtigſten Vorgänge ihres Lebens zu heiligen, irgend ein Geſetz zu ihren Gunſten in Anſpruch zu nehmen, nach feſten Grundſätzen regiert zu werden, mußten ſie wohl einen uneingeſtandnen Stolz darein ſetzen, das Zelt als Wohnung anzuſehen und lieber frei und armſelig zu leben als einer grauſamen Geſellſchaft das Recht einzuräumen ſie durch tiefſte Unterjochung zu beſchützen, und ſich mit einem ſtoiſchen Muthe entſchließen keinen Gott im Himmel, keine Regierung auf Erden anzuerkennen. Einer der augenſcheinlichſten Beweiſe dafür, daß wir in ihnen ein von einer cultivirten Nation beſiegtes Volk ſehen, deſſen Religion, Geſetze und innre Einrichtung von den Überwindenden in ihrer trotzigen Überlegenheit bis auf die letzten Spuren vernichtet wurden um es in einem faſt thieriſchen Zuſtand zu erhalten, iſt die Ermanglung jeder Autorität unter den Zigeunern, denn den Schatten eines Oberhauptes, das ſie wählen ohne ihm ein andres Recht als

das Wittern der Beute, die Wahl des Lagerplatzes und die Bestimmung der von den schweifenden Banden zu nehmenden Richtung zuzugestehen, wie wir es auch bei wandernden Vögeln finden, kann man kaum mit diesem Namen belegen. Man muß voraussetzen, daß sie ohne Weiteres glaubten, jedes Volk habe einen Gott, nur die Zingari keinen, und daß sie ohne Haß und Blasphemie sich entschlossen mit Verzichtleistung auf jede Vorsehung und jede Hülfe sich einzig der Natur hinzugeben. Die Seelenwandrung bot ihnen eine unbestimmte Hoffnung mit welcher sie sich begnügten, und dies einzige, unklar in ihnen fortlebende Dogma genügte zu ihrem Trost, so erstickt wurde ihre naive und zweifelsohne wenig entwickelte Intelligenz durch den Druck eines subtilen, philosophisch raffinirten Glaubens wie der bramanische war. Ihren auf eine in vielen Beziehungen wirkliche Überlegenheit stolzen Siegern gegenüber mußten sie deren Behauptungen wohl als Wahrheit annehmen und sich sogar dergestalt davon durchdrungen fühlen, daß von nun an nichts mehr sie von einer Blutsverwandtschaft mit dem gesitteten Menschen überzeugen konnte. Man hatte ihnen versichert, daß sie nicht derselben Gattung angehörten; das war ihnen wahrscheinlich vorgekommen und sie betrachteten fortan ihr Verhältniß zu dem überlegenen Menschen ebenso wie das ihrige zu dem untergeordneten Thier, und sie, die immer Verachteten, immer Verfolgten, konnten in allen theilweise mit ihnen angestellten Versuchen der Civilisation nur Fallen und Hinterlistigkeiten erblicken. Sie muß-

ten glauben, daß man ſie zähmen wolle um Laſtthiere aus ihnen zu machen, aber ſie hielten ſich doch als zu hoch über dieſen ſtehend um ſich durch dieſelben Schlingen und Köder einfangen zu laſſen. Und es wird faſt unmöglich ſein je darüber aufzuklären, denn als die Geſellſchaft ſie von der Theilnahme an ihren Wohlthaten wegſtieß, entzogen ſie ſich zum Entgelt dem Antheil an ihren Laſten, und nahmen als einziges Prinzip ihres Verfahrens, als einziges Nationalgeſetz Verwerfen jeder Arbeit an, unter welcher Form ſie ſich immer zeigen möge und ſobald ſie bindend werden will, denn jede Arbeit wurde in ihren Augen gleichbedeutend mit Sklaverei. Die Geſellſchaft kann indeſſen ihre Rechtsbriefe nur unter dieſer bindenden Verpflichtung ertheilen.

Wenn man nur die Verkettung moraliſcher Urſachen und Wirkungen betrachtet, möchte Nichts wahrer erſcheinen als dieſer Urſprung der Zigeuner. Sobald man ihn zugiebt, erſcheinen ſie in weniger räthſelhaftem Lichte, denn wenn man die Ungerechtigkeit bedenkt, deren Opfer ſie waren, die eine einzig daſtehende Monſtruoſität iſt, weil nie und nirgends die Sieger dem Beſiegten gewiſſermaßen ſyſtematiſch ſeine Eigenſchaft als Menſch abgeſprochen haben, ſo wird man zugeben daß dies Volk von ſehr ſanftem demüthigen Charakter geweſen ſein muß um nicht bei irgend einer allgemeinen Cataſtrophe in gegenſeitiger Vernichtung furchtbare Vergeltung zu üben. Wie die Erfahrung oft bewieſen hat, fehlt es ihnen nicht an

Muth und ihre Unterwerfung kann deshalb nicht bloßer Feigheit zugeschrieben werden.

Wenn die Zigeuner, als sie nach Europa kamen, die Meinung von ihrer untergeordneten Rolle in der Menschheit schon seit langen Jahrhunderten in ihrem Geist hatten wurzeln lassen, so konnte dieser schwerlich die Überlegenheit des Christenthums über andre Religionen begreifen. Sie betrachteten eben jedwede Religion als eine bei ihnen nicht gebräuchliche Sache; jede war in ihren Augen gleich willkürlich, sei es nun, daß sie von jeder Theilnahme an ihren Ceremonien als unrein ausgeschlossen wurden, oder daß sie zu einer Annahme ihrer Formen, ihrer Gebräuche gezwungen werden sollten. Die anhaltende Humanitätsacht in welcher sie lebten, hatte sie überzeugt daß sie nicht zur Menschheit gehörten und daß im Himmel der Gottheiten kein Gott für *sie* sei, kein Gott *ihnen* lebe. Ihr Gott, wenn sie wie man voraussetzen muß vor langer Zeit einen anbeteten, hatte sie den grausamen Anhängern eines andren Gottes überliefert und so hatten sie, als diese sein Dasein leugneten, ihnen keine Beweise entgegenzusetzen. Sie haben im Laufe der Zeit so viele Nationen unter verschiedenem Kultus blühen sehen, daß sie wohl voraussetzen mußten, Alle haben dort Oben einen unsichtbaren Schirmer und Gesetzgeber, der sich ihnen durch Wunder offenbart, der sich ihnen fortwährend durch die Segnungen eines gedeihlichen Zustandes verkündet, nur die Zigeuner haben keinen zu dem sie flehen können weil in keinem Kampf, in keiner Niederlage

eine höhere Macht ihnen geholfen, ſie wieder aufgerichtet hat. „Wir ſind verworfen! verworfen werden wir bleiben!“ riefen ſie aus. Sie nahmen die Verbannung aus der Geſellſchaft an, aber ſie ſagten ſich gänzlich von ihr los. Man überhäufte ſie mit Schmach, ſie wandelten dieſe Schmach in ewige Scheidung. Man verſagte ihnen das Eigenthum de jure, ſie verſchafften es ſich de facto. Man ſtellte ſie außerhalb des Geſetzes, ſie nahmen die Liſt zur Hülfe, das Gelingen wurde ihnen Geſetz. Man hat ſie in den Schoos der Natur verwieſen, ſie klammerten ſich anbetend, fanatiſch an ſie feſt; ſie verſtanden, was ſie denen die nur ſie lieben zu geben vermöchte, und gaben den feſten regelmäßigen Geſellſchaften ihre Geringſchätzung zurück, die Stumpfheit der Civiliſirten jenen Reizen gegenüber belächelnd, welche alles Elend alle Schmach verſüßen können. Wenn man an die Leiden denkt, durch welche ſolche Geſinnungen herbeigeführt wurden, iſt man nicht länger überraſcht, die Zigeuner ihren ärmlichen Unterhalt durch die Beeinträchtigung einer Geſellſchaft gewinnen zu ſehen die barbariſch an ihnen gehandelt hat, und man kann nicht umhin die unzerſtörbare Größe der menſchlichen Seele, ihre nicht einzubüßende Erhabenheit zu bewundern, da ſie nach ſo langer Erniedrigung noch den Inſtinkt ihres Adels aus ſich ſelber ſchöpft und ſtolz auf ihre angeborne Kraft und Freiheit ihre Ohnmacht und Gebrechlichkeit beweint und das Schönſte dieſer Erregungen in einer wundervollen Kunſt zum Ausdruck bringt.

VIII.

Es konnte nicht ausbleiben daß die zähe Lebensfähigkeit und das unglaubliche Beſtehen der Zigeuner viele Forſchende zu dem Verſuch reizte, die Geheimniſſe ihres Urſprungs, ihrer Sitten, ihrer Dialekte zu durchdringen. Fegner und beſonders Grellmann haben bis auf weniges faſt alle Anſichten die das Mittelalter darüber hatte und mit mehr oder weniger Wahrhaftigkeit auf ſpätre Zeiten übertrug, ſowie Alles was man in unſren Tagen darüber ſammeln konnte, reſümirt. Die magyariſche Literatur beſitzt mehrere in verſchiedenen Jahrhunderten ungariſch und lateiniſch darüber geſchriebne Werke, die meiſt breit in's Kleine gehend auf Daſſelbe übereinkommen, ein Beweis, welch' geringe Änderungen die Zeit in dem Volke von dem ſie handeln hervorbrachte. Es ſind dies ſehr ſchätzbare Quellen, indeſſen können ſie die von Grellmann mit der gewiſſenhafteſten Sorgfalt geſammelten Nachweiſungen nur durch wenige Züge vermehren. Pott hat ihre Sprache in einem ſehr gelehrten, rein linguiſtiſchen Werk behandelt. Borrow hat ſie nach der Natur, nach dem was er von ihnen geſehen, nicht blos nach Hörenſagen, geſchildert.

Grellmann beſchaut ſie mit dem froſtigen Blick des Naturforſchers der ein unſaubres Thier beobachtet und dabei ſeinem Ekel aus wiſſenſchaftlicher Aufopferung Gewalt anthut. Obgleich er ſie edelmüthig gegen den Vorwurf der Menſchenfreſſerei in Schutz nimmt und ſich

gegen die Verfolgungen und Hinrichtungen ereifert welche dieſer Verdacht über die armen Rommys gebracht hat, kann er es doch nicht über ſich gewinnen einen geheimen Abſcheu vor ihnen zu unterdrücken und noch weniger will es ihm gelingen auch nur die verwittertſten Spuren eines Vorzugs, das leiſeſte Zeugniß ehemaliger Nobleſſe in ihnen zu entdecken. Seine Beſchreibungen von ihren in den Schnee eingegrabnen Hütten, von ihren zerfetzten Kleidern deren Schmutz ihrer Vorliebe für ſtechende Farben, für den Purpur der Phönizier, das Grün der Orientalen keinen Eintrag thut; ſeine Details über ihre Nahrung, in welchen er die verzweifelten Erfindungen des Hungers für Liebhabereien eines entarteten Geſchmacks hält, ſeine empörenden Muthmaßungen über die vorgebliche Promiſcuität in ihren Sitten, ſeine aufgeſpeicherten Erzählungen ihrer Betrügereien, Diebſtähle und Plünderungen beweiſen mehr als hinreichend, wie häßlich, läſtig, ſchlecht, gemein, der Berührung unwerth ihm Alles vorkommt, was nur von fern an Zigeuner ſtreift. Nichtsdeſtoweniger iſt ſein mit Recht geachtetes Buch über dieſen Stoff eine Quellenſammlung alles Wiſſenswerthen; ſeine Schlüſſe ſind Reſultate mühſamer, gelehrter Unterſuchung.

Borrow iſt halb und halb Zigeuner geweſen. Er hat nicht allein ihr Wörterbuch ſtudirt, er hat ihre Sprache geſprochen. Die Gypſies liebten ihn wie einen Bruder, einen Roma*), einen Mann. Sie ſagten ihm, wenn er kein

*) Borrow überſetzt das Wort Roma durch welches ſie ſich ſelbſt bezeichnen durch husband, Männchen. Wenn es in der Sprache der

Gypsyblut in den Adern habe, müsse sein Geist früher einmal in einem ihres Geschlechts gewohnt haben. Er nahm Theil an ihrem Mahl und wurde mit ihren Mysterien und Erkennungszeichen bekannt; er hat ihre Tänze bei Bivouakfeuern in tiefen Wäldern gesehen, ihre Hochzeiten und Begräbnisse mitgefeiert, er war Zeuge des Lachens und Weinens ihrer Frauen, wie sie verfolgt wurden und Andre hintergingen, die eigne Keuschheit bewahrend die Andrer verkauften, wie sie ihre Kinder liebten und die Kinder der Giorgios verabscheuten. So spricht er denn auch von ihnen ohne Anpreisung der Tugenden die sie nicht haben, ohne Enthusiasmus für die Vorzüge, die man

Romany wirklich ursprünglich diese Bedeutung hat, könnte man wohl eine Spur ihres alten Pariastandes darin erkennen. Da die Sieger die vier menschlichen, aus den vier Körpertheilen Brahma's hervorgegangnen Kasten (Priester, Krieger, Ackerbauer und Handwerker) unter sich vertheilt und keinen Platz mehr für sie in den Reihen der Menschheit hatten, gaben sie ihnen wahrscheinlich den Namen Mann, Männchen, um dadurch anzuzeigen, daß sie nur zu ihrer eignen Fortpflanzung da seien, nicht aber den Klassen anzugehören welchen die ehrenvolle, geehrte Arbeit nach verschiednen Graden zukam. Die Parias mögen den Spottnamen angenommen und ihm später eine stolze Bedeutung unterlegt haben indem sie die Verachtung aller Unmännlichkeit auf die Giorgios wälzten. „In ihrer „Sprache, die kein Rothwelsch, sondern ein indischer Dialekt ist, nen„nen sich die Zyngary Rommischels oder Söhne des Weibes. Im „tiefsten Elend, wenn sie oft nur den Himmel zum Dach, gestohlne „Lebensmittel zur Nahrung haben, halten sie sich für die Herren der „Schöpfung. . . Ihr Stolz tröstet sie für die Geringschätzung mit „der man sie behandelt."

S. Ungarn und die Wallachei v. Eduard Thouvenel. 1846.

ihnen ohne Grund beilegen möchte, aber auch ohne jene augenſcheinliche Verachtung andrer Schriftſteller, ohne Ärger über ihre Entartung, deren naive Logik er mit einer Art Sympathie durchzufühlen ſcheint.

Es iſt ſonderbar daß grade unter den Engländern von denen man glauben ſollte die Laſter des Gypſy müßten ihnen am antipathiſchſten, ſeine vergütigenden Eigenſchaften am unverſtändlichſten ſein, ſich derjenige gefunden hat der ſie am beſten gekannt, am nächſten geſehen, ihr fahrendes Leben ohne Mitſchuld an ſeinem Taumel, ſeinen Ausſchweifungen getheilt hat. Sonderbar, daß grade ein Engländer ihnen die Bruderhand reichte, ſie, gleich ihm ähnlichen Weſen ſtudirte, ſich ihnen ſogar zu Dank verpflichtete indem er ihr Brot brach und aus ihrem Krug trank um inniger mit ihnen bekannt zu werden, wozu er weder aus Nahrungsſorgen noch aus Verlegenheit um ein Verſteck veranlaßt war. Wenn er von ihnen ſpricht, hört man eine Saite des Mitleids in ſeinem Herzen anklingen; er enthält ſich des Urtheils und iſt ſelbſt da wo er keine klare Entſchuldigung angeben kann, geneigt, unſchuldige Beweggründe vorauszuſetzen. Wir erklären uns dieſe eigenthümliche Annäherung erſtens aus der großen Empfänglichkeit des Engländers für die Schönheiten der Natur, welche ſeinem Verſtändniß den unvermittelten Reiz den ſie auf den Zigeuner übt näher bringt. Und dann konnte ein zweiter Grund den Engländer dringender als Andre dazu auffordern, unpartheiiſch des Zigeuners

nähere Bekanntſchaft zu machen: es iſt ſeine angeborne Achtung perſönlicher Freiheit, welchen Gebrauch man immer von ihr mache. In ſeinen Sitten beſchränkt allerdings das Geſetz dieſe Freiheit mit einer eben ſo geachteten Schranke; ein geringer romantiſcher Anſatz reicht aber hin gegen das Übertreten dieſer Schranke nachſichtig zu machen und für ein unbändiges, der Unabhängigkeit zu Liebe wildes Gefühl einige Sympathie einzuflößen. Wie kann man Borrow's Blätter leſen, ohne ſich mit ihm für dieſe Armen zu paſſioniren, deren Geſellſchaft er aufzuſuchen geht und dabei den Zufall ſo trefflich benutzt, der bekanntlich nur denen ſich dienſtlich erweiſt, die ſich ſeiner zu bedienen wiſſen. Wer bewundert nicht die Conſequenz und Kaltblütigkeit mit welcher ſich der prächtige Menſch bei ihren Diebereien benimmt, ohne an den Perfidien ſeiner Wirthe Theil zu nehmen, ohne aber auch ſie zu verrathen, um nicht die Hoffnung auf den durch ſeine Predigten und Schriften für ſie zu erreichenden Vortheil aufgeben zu müſſen. Spannend iſt es, mit welcher Klugheit und Vorſicht er ſeiner ſeltſamen Gemeinde die ſittlichen Ideen und Glaubensſätze des Chriſtenthums mittheilt, mit welcher Zärtlichkeit für dieſe gleich einem Unkraut vernachläſſigten Seelen er ſie aufzuklären ſucht indem er ſich zugleich Aufklärung über ſie ſelbſt verſchafft. Er iſt über die unglaubliche Vergeßlichkeit aller Confeſſionen ihnen gegenüber empört. Und in der That, welche Sorge widmet man entfernten Miſſionen! Rom ſendet Märtyrer nach China und Japan, England ſäet ſeine Bekehrenden

unter den Wilden Auſtraliens und Amerika's aus, und die mitten unter uns, in ſteter Berührung mit uns lebenden Zigeuner haben nie die Aufmerkſamkeit irgend einer Kirche, irgend eines Predigers auf ſich gelenkt. Ein Laie iſt es, ein Menſch voll Poeſie und Gemüth, der aus rein menſchlicher Hingebung unter ſie ging, ihre Parole erforſchte um ſie das Vaterunſer zu lehren, ſich mit ihren Stämmen vertraut machte um ihnen die Erlöſung durch göttliches Blut zu vertrauen, Brüderſchaft mit ihnen trank um ſie zur geiſtigen Brüderſchaft zu erheben, der ihre Sitten, ihre Sprache lernte um ihnen ein Stückchen der guten Botſchaft in ihrer Wildniß zu verkünden.

So lange ſich keine Fortſetzer und Nachahmer Borrow's, ſo lange ſich nicht Männer finden werden die es ſich angelegen ſein laſſen fließend genug im Romany-Dialekt zu ſprechen, um für einen Rommy gelten zu können, ſo lange man nicht durch Geſetze die ganze Race zur chriſtlichen Gleichheit zulaſſen wird um die von Carlo terzero in Spanien begonnene Fuſion wieder aufzunehmen, ſo lange man nicht das auf ihre braune Stirn gedrückte Siegel der Schmach abnimmt, werden ſie nie aufhören zu ſein, was ſie ſind. So lange es Ausnahmsgeſetze für die Zigeuner giebt, werden die Zigeuner außerhalb dem Wirkungskreis jedes Geſetzes bleiben. Wo Unrecht und Beleidigung überſtrömte, muß Liebe und Hingebung überſtrömen. In der Geſchichte der Menſchheit ſind Generationen wie Individuen, Nationen wie Familien ſolidariſch verpflichtet; die gebildete Geſellſchaft muß in eini-

gen ihrer Glieder mitten in die Verworfenheit ſich begeben in welcher ſie die Zigeuner gleich ſprachbegabten Thieren verkommen läßt, ſie muß die Speiſe koſten welche ihre Ungerechtigkeit ſie zu verzehren gelehrt hat, ſie muß die ganze Ausdehnung ihrer Entbehrungen ermeſſen, wenn ihr Herz lernen ſoll, ſie wieder zu lieben. Und man möchte behaupten, der Paria-Cygan warte darauf, daß die Civiliſation ihre Lippen an dem Becher der Schmach und der Schmerzen netze, den ſie ihm ſo überall eingeſchenkt, denn er hat, vielleicht ſeit Jahrtauſenden, einem verthierenden Princip Widerſtand geleiſtet. Er iſt Menſch geblieben, weil er noch Poet iſt, und ſchon dadurch wird es ihm ſchwer zu vergeſſen daß man ihn wie einen Wolf gehetzt, daß man ſeinen Kopf dem Mörder preisgegeben, daß man ungezählt Blut und Thränen ſo vieler auf ihre Noth ſtolzer, ihrem Elend ihren Gefährten getreuer Herzen, ſo vieler Gottesgeſchöpfe, denen man ihren Gott raubte, erpreßt hat.

Von religiöſem Gefühl und einer ſchönen Humanität beſeelt nahm ſich Maria Thereſia nachdrücklich der Zigeuner an und machte den Verſuch auf neuen von ihr ſelbſt angelegten Grundlagen ihr Loos zu beſſern und ihren Leiden abzuhelfen. Mit welch hingebendem Eifer aber auch immer die an der Spitze der europäiſchen Staatenverhältniſſe ſtehende große Kaiſerin ſich der beſondren Pflege ihres getreuen Ungarlandes widmete, welches ihr durch dieſe Horde von gut- und gottloſen Menſchen gewiſſermaßen wie von einer Plage heimgeſucht ſchien, ſo

war es ihr doch durchaus unmöglich Muße und Gelegenheit zu finden dem eigentlichen Sinn und Trieb dieſes Stammes nachzuſpüren, deſſen armſelige Glieder nicht allein auf die tiefſte Sproſſe der geſellſchaftlichen Leiter, ſondern ſelbſt unter dieſelbe hinabgedrückt waren. Wie hätte ſie, da ihre Rathgeber, ihr Volk natürlich dieſe Meinung theilten, ſie anders als die verächtlichſten niedrigſten Weſen betrachten, wie darauf kommen ſollen, ſich zu fragen wer ſie wären, und warum es ſo mit ihnen ſtünde? Jahrhunderte hatten die Geringſchätzung mit der man ihnen begegnete, befeſtigt; die Niedrigkeit ihrer Herkunft wie ihrer geiſtigen Anlage ſchien eine ſo unerſchütterliche Thatſache, daß kein Zweifel gegen ſie aufkommen konnte. Demnach mußte wohl alle Güte, alles Mitleid ſchon in ihrem kaiſerlichen Willen die Spitze finden und durfte es als ein Beweis von Gerechtigkeit und eingehendſter Sorgfalt gelten wenn ſie unternahm, die Zigeuner in eine Art beſondre Kaſte einzupferchen, ſie zum Ackerbau zu zwingen, ſie den Lockungen ihres wandernden, herdloſen Lebens zu entziehn, ſie mit Pathenſchaft der Polizei taufen zu laſſen, und ſie mußte natürlich die für unverbeſſerliche Vagabunden halten, die ſich nicht geehrt und beglückt durch dieſe Proſamen kaiſerlicher Gnade zeigten.

Bei Einführung dieſer Maßregeln von der Abſicht geleitet eine gute Staatseinrichtung, man möchte ſagen eine tadelloſe Reinlichkeit in der inneren Verwaltung, im Ineinandergreifen der verſchiedenen Elemente der Staatswirthſchaft bis in die kleinſten Details herzuſtellen, mußte

ſie um ſo mehr verletzt ſein, da nur Schwierigkeiten und Widerſtand zu begegnen, wo ſie Erkenntlichkeit, ja warme Dankbarkeit erwartet hatte. Überdies entging es ihr, wie in ſolchen Fällen öfter zu geſchehen pflegt daß der edle Trieb der ſie zur beſondren Pflege eines ſo untergeordneten Zweiges der Landesverwaltung angeſpornt hatte in der engherzigen Bewerkſtelligung ihrer menſchenfreundlichen Pläne gänzlich verkümmern mußte. Denn man dachte bei Ausführung der von ihr erlaſſnen Befehle nur ſtrikt an Erreichung des ſo wünſchenswerthen Zweckes, ohne im mindeſten wähleriſch im Ergreifen der Mittel zu verfahren. Die Zigeuner ließen ſich freilich taufen, weil ſie mußten, das war ihnen eben doch nur leere Ceremonie; aber wo eine geſchmeidige ungreifbare Maſſe entgingen ſie nichtsdeſtoweniger allen Planirungsmaſchinen, aller Einreihung und Abgränzung ihres Verhaltens innerhalb der geſellſchaftlichen Schranken. Man mochte immerhin Gewalt anwenden um ſie auf einen der ſchwarzen oder weißen Felder eines großen Schachbretts feſtzuhalten, um ſie etwa als Bauern mit eng vorgezeichneten, beſchränkten Schrittbewegungen zu gebrauchen, ſie machten ſich über dieſe Anſtalten nur luſtig und gaben ſich nicht einmal die Mühe die linkiſch dargebotnen Vortheile abzuwägen um derentwillen ſie ihre Alma Mater, ihr liebetolles Leben, die ſchnaubende Wildheit ihres urwüchſigen Hanges und die geheiligten Anrechte auf lungernden Müſſiggang aufgeben ſollten. Sie ſträubten ſich beharrlich gegen alle Beſchlüſſe welche darauf hinausgingen gewiſſermaßen eine

feſte Maſſe aus dieſem Queckſilbervolk zu machen, das ſich ſchlängelt und auseinander kugelt, ſich dehnt und hebt, verdunſtet und verdichtet ohne daß man weiß wie und warum. Um ihren Eigenſinn zu bändigen, ſtutzte man ihnen die Flügel, man verfolgte, quälte, folterte ſie. Man war über ſie entrüſtet; je weniger ihnen die Lockſpeiſen munden wollten deſto empörter wurde man, deſto unwilliger zeigten ſich beſonders die Subaltern-Beamten, die es ſchon als eine Herabſetzung empfanden daß ſie ſich mit dem Heidenpack befaſſen ſollten, ſie deswegen für bösartig ausgaben und einen Vortheil darin ſuchten ſie auch von Oben ſo angeſehen zu wiſſen, was eben nicht allzuſchwer gelingen mochte. Aus Schmeichelei für die erhabene Geſetzgeberin beeilten ſich Verläumdung und Denunciation den über die Widerſpenſtigen verhängten Grauſamkeiten Patente zu verſchaffen. Die armen Beglückten hatten viel zu leiden, leiſteten öfter Widerſtand, entkamen manchmal und ermüdeten zuletzt die Obrigkeit ohne ſich ausrotten zu laſſen, ohne jedoch auch die Liebe zu Ungarn aufzugeben, wo ſie bisher minder gequält als anderswo hatten leben dürfen, und dem ſie dieſe nagelneuen Vexationen nicht zur Schuld anrechneten. Die Zeit verging ohne daß ihre zerſtörende Sichel an den tauſendjährigen Gewöhnungen des freien Zigeuners auch nur das Mindeſte änderte.

Karl der Dritte von Spanien der, wie die unter ſeiner Regierung gebauten ſchönen Denkmäler beweiſen, vielen Sinn für Symmetrie hatte, übertrug ſeinen Sinn für Linien

nach der Meßſchnur glücklicherweiſe nicht in das Bereich der Verwaltung. Er begriff daß man mit Gefühlen nicht wie mit Steinen umgehen darf die ſich nach den Erforderniſſen eines allgemeinen Plans beliebig ſchneiden und quadriren laſſen, und daß man Menſchen nicht wie die Pflanzen eines botaniſchen Gartens claſſifizirt. Er gab keine Geſetze um die Zigeuner zu dem oder dem zu machen wie er es eben für gut halten mochte. Er öffnete ihnen die Pforten ſeines Königreiches und lud ſie ein zu den Vortheilen Aller, indem er dekretirte daß jeder Zigeuner der ein feſtes Gewerbe triebe als Spanier betrachtet werden, dieſelben Rechte genießen ſolle, dieſelben Privilegien in Anſpruch nehmen könne, und daß es verboten ſei ſeiner Geburt nachzuforſchen oder ihm dieſelbe vorzuwerfen — kurz, ſie ſollten an allen Wohlthaten der Civiliſation theilnehmen, ſobald ſie ſich anheiſchig machten das entſprechende Quantum Laſt der Arbeit tragen zu helfen. Was Borrow von dem wohlthuenden Einfluß ſagt, den ähnliche, im Sinne Karls des Dritten fortſchreitende Erlaſſe hätten üben können, berechtigt faſt dazu die energiſche Abwehr jedes nicht auf Baſis der Gleichſtellung mit der Geſellſchaft geſchloſſnen Vertrags als eine gewiſſe Würde im Zigeuner anzuerkennen.

IX.

Die Berichte über die Zigeuner ſind deswegen ſo unzuſammenhängend, unvollſtändig und beweisunkräftig, weil die europäiſchen Geſchichtsſchreiber ſich nie mit dieſem ſeit fünf Jahrhunderten ruhig und ohne Theilnahme für unſre ſtaatlichen Entwicklungen unter uns verharrenden Volke beſchäftigten. Es hat alle Cataſtrophen und alle guten Zeiten in Krieg und Frieden unter uns erlebt ohne das Beſtehen irgend einer Autorität zu beunruhigen, oder ſich Eingriffe in ihren Wirkungskreis zu Schulden kommen zu laſſen. Ohne jede Abſicht den am Bankett der Civiliſation Theilnehmenden läſtig zu fallen, kriecht es um ihre Füße jenachdem Hunger, Durſt oder Froſt es treibt einige Krumen mit den Haushunden, mit Lieblingsaffen oder Maſtſchweinen zu theilen. Der Pflüger auf dem Lande, der Handwerker in den Städten, der in Liebeshändel verwickelte Adlige, die große Dame mit ihren mehr oder minder begierigen und eingeſtändigen Leidenſchaften wurden von ihm ausgebeutet; ihre Schwächen wurden als Nahrungszweig benutzt und dienten als Zielſcheibe für die Pfeile ſeines ſchlauen, boshaften Schelmengeiſtes. Selten hat der Zigeuner den mit Lügen umwunden dem die Lüge fremd war, aber von der großen Lehre: „auf einen Schelmen anderthalbe," machte er die ausgedehnteſte Anwendung und dies beſonders gegen die Juden, welche in ihm ihren einzigen Meiſter in Sachen der Gaunerei, Schurkerei

und Betrügerei fanden. Die Literatur des kleinruſſiſchen Dialekts in der Ukraine hat den Stoff zu ihren ergötzlichſten Produkten den Myſtificationen entlehnt welche der Cygan den ernſthaften Betrüger des Bauern erleiden läßt.*) Der Zigeuner iſt der Obrigkeit und Geiſtlichkeit aller Staaten mit einer verſtellten Ehrfurcht begegnet; er hat dem Herrn und dem Gott aller Nationen mit derſelben Indifferenz dieſelbe Unterwerfung geheuchelt. Ebenſo verlachte er alle Geſoppten, weil Alle durch ihre eignen kleinlichen Leidenſchaften hintergangen waren. Er benutzte die Laſter des Einen zum Nutzen des Andren; er entſchlüpfte immer dem Geſetz, indem er durch Beſtechung der Mächtigen den Kleinen die Hülfe ſeiner Gaunereien bieten konnte, er war nie um Liebestränke, Verſprechungen und Erdichtungen verlegen, um Gold und Protektionen zu erhaſchen.

Taub gegen jeden Rath, ſelbſt gegen den des eignen wohl erwogenen Intreſſes, wird der Zigeuner den beträchtlichſten Gewinn nicht durch einige Stunden täglicher, regelmäßiger Arbeit erkaufen wollen; die Nothwendigkeit ſich ein Stück Brot zu verſchaffen, denn er ſäet und erntet

*) Wir fuhren unter andern einen Roman in zwei Bänden an, welcher den Titel trägt: Dyd horodaty Cygan worowaty (Vom langbärtigen Juden und vom Zigeuner Diebe). Dieſes faſt durchgehends, wie der Titel, aus gereimter Proſa beſtehende Buch iſt eine Folge höchſt burlesker Scenen, in welchen die Habgier und Liſt des Israeliten durch die kühnere Gewandtheit und genialere Liſt des Cygan beſtändig vereitelt und gegeißelt werden.

nicht, ein Stück Leinwand zu bekommen, denn er ſpinnt und webt nicht, hat ihn höchſtens dazu vermocht den Schmiedehammer zur Hand zu nehmen, Eiſen und Feuer in freier Luft, am Strand eines Bachs wo gewöhnlich die Dorfſchmieden ſtehen, zu handhaben. Das läßt er ſich gefallen! Das Schnaufen des Blaſebalgs ergötzt, die Gefahr des Feuerfunkens reizt ihn, das rhythmiſche Fallen des Hammers auf den Amboß erquickt ſein Ohr. Das Pferd zu beſchlagen macht ihm Vergnügen; in der Beſchäftigung mit einem lebenden Weſen wird ſeine Arbeit von hundert Zufälligkeiten belebt, welche die Langeweile fern halten. Dies Handwerk, das er nur zeitweilig treibt, feſſelt ihn an keinen beſtimmten Ort, legt ihm höchſtens den Zwang einer kleinen Habe von Werkzeugen auf. Selten treibt er die Induſtrie weiter als Nägel machen, Pflug und Egge ausbeſſern, Pferde beſchlagen zu lernen. Nichtsdeſtoweniger nimmt der Zigeuner nur in der äußerſten Noth zu dieſem Gewerbe ſeine Zuflucht und iſt dann gewiß, in jeder Hütte etwas Holzgluth und weniges Eiſen zu finden. Er bedient ſich des Handwerks auch meiſt nur als Vorwand zum Pferdetauſch, zu Diebſtahl und Betrug, zur Kameraderie mit dem freigebigen Bauern, deſſen Leichtgläubigkeit ſchnell am Vogelleim ſeiner Suada kleben bleibt. Seinen Groll, ſeine Verfolgung und Vergeltung fürchtet er nicht, da er nach ausgeführtem Streich ſich alsbald Strafloſigkeit ſichert, ſich mit den Seinigen wieder verbindet um ſein Glück anderswo zu ſuchen oder ſich in ſein öſtliches Egypten zurückzuziehen, eine Reuen-

nung, die heute noch eine ſchlecht entzifferte Hieroglyphe geblieben iſt, welche ſie ſorglos hüten, wie verlaſſne Kinder geheimnißvolle, in ihren Wiegen gefundne Zeichen, die vielleicht Andenken und Hoffnung bedeuten. So lange ſie ausdauern können, verlaſſen ſie die freie liebe Einſamkeit, ihr Königreich, nicht, wo ſie ſchwer zugängliche Plätze noch mit Reihen von rumpligen Karren verbarricadiren, mit denen ſie ihr Bivouak vor dem Hereindringen wilder Thiere bewahren. Nur wenn der Hunger ſie treibt, machen ſie Ausflüge nach Dörfern und Städten.

Borrow beſchreibt die von Zigeunerſchmieden gebildeten Gruppen ganz trefflich und citirt dabei eine Stelle aus einem ihrer Geſänge welcher ſich auf dieſe Arbeit bezieht, aus den „Funken“: „Sie erſcheinen roſig, purpurn, wie ein Schwarm prächtiger Mädchen, und vergehn dann im Augenblick nachdem ſie die anmuthigſte Runde getanzt.“ Außer dem Eiſen handhabt der Zigeuner auch wohl das Gold in ſeinem rohen Zuſtand. Man erblickt ihn in manchen Ländern als Goldwäſcher, beſonders in Ungarn, wo er an Waſſern welche dies Metall mit ſich führen faſt einzig zu dieſem Geſchäft verwandt wird. Dieſe Thätigkeit in der freien Luft, an einem ebenſo lebhaften Element als dem Feuer, ſagt ihm zu, weil er dabei in fortwährender Berührung mit der Natur bleibt; er beſorgt es aufmerkſam und die Regierung läßt ihn gerne bei dieſer harmloſeſten ſeiner Beſchäftigungen. Vielleicht reizt ihn bei dieſer Thätigkeit auch der Nebengedanke, daß er der Geſellſchaft die ihn ge-

ächtet daſſelbe Gold zubereitet das ihre Laſter nährt, und der Preis ſo mancher Erniedrigung iſt.

Unter den Thieren hat er zwei Lieblinge, und ſeine Wahl charakteriſirt ihn. Seine Vorliebe für das Pferd (oder in deſſen Ermanglung das Maulthier) bekundet ſeine Sympathie für den, wir möchten ſagen heroiſchen Inſtinkt des Roſſes, des einzigen unter unſren vierfüßigen Gefährten der ſich zur Divination unſrer geiſtigen Triebe erhebt und auch nur unſren wenigſt materiellen Bedürfniſſen dient, ſolchen die nicht unſrer Erhaltung ſondern geiſtiger Thätigkeit entſprechen. Das Pferd allein ſcheint die ſchmerzliche Ungeduld unſres Herzens, die Angſt der Liebe, die Gluth unſres Haſſes, die ehrgeizige Illuſion unſres Muthes theilnehmend zu verſtehen; es wetteifert gewiſſermaßen mit unſren Gedanken, um den Raum ſchneller zu durcheilen, uns an's erſehnte Ziel zu führen. Es liebt nicht mit ſklaviſcher Dankbarkeit die gleichgültige Hand die ihm Nahrung reicht, es hat eine verſtändige Zuneigung zu dem der mit der rechten Kunſt ſeine Kraft zu lenken, ſeine Anmuth geltend zu machen und mit ihm zugleich die Ausbildung ſeiner edlen Fähigkeiten zu genießen weiß. Nicht an dem Reitknecht, an ſeinem Reiter hängt das Pferd in Leben und Tod, wie man mit Recht ſagen kann, da es freiwillig ſein Leben opfert um mit einer faſt menſchlichen Hingebung durch ſeinen Leichnam dem Beginnen des Freundes Vorſchub zu leiſten. Seine Treue dehnt ſich nicht wie die des Hundes auf Bewachung des Menſchen und ſeines Eigenthums aus; als ſtünde es über

dergleichen bürgerlichen Verrichtungen, behält es ſich die Ehre vor zu ſterben, um ihn einen Augenblick früher in die Arme der Geliebten zu führen, ihn den Vorſprung vor dem verrätheriſchen Feind gewinnen zu laſſen, oder ihn als den Erſten in die ſiegenden Reihen zu tragen. Entgegne man nicht, daß die Zigeuner Pferdehändler, aber keine guten Reiter ſind! Das gilt gleich. Ihre Lebensweiſe erlaubt ihnen keinen Luxus und macht den Beſitz des Pferdes unnöthig; ſie fühlen aber die Überlegenheit dieſes Individuums über die andren Racen der Hausthiere und wiſſen daß es allein unter allen ihnen eventuelle Hülfe gewähren kann, indem es ihnen die Flucht erleichtert; ſie ſind überdies für das ganz beſondre Gefühl empfänglich welches die Kräfte des Menſchen zu verdoppeln, ſeine Glieder zu dehnen ſcheint wenn er, ein Centaur, auf dem Rücken des Pferdes dahinfliegend deſſen Stärke wie die ſeinige gebraucht und in ſolchen Augenblicken gleichſam nur *ein* Weſen mit ihm bildet. Ohne das Reiten als Kunſt zu betreiben, weiß der Zigeuner das Roß zu beherrſchen, mit ihm umzugehen, ſich mit ihm zu verſtändigen, ſich ſeiner Geſellſchaft zu freuen. Er hat die Überzeugung daß das Pferd höhre Triebe kennt als Eſſen und Trinken, daß es Held und Poet auf ſeine Weiſe werden kann, und er der es auch in der ſeinigen iſt, und von denen die *ſeines Gleichen ſcheinen* ſich ſo wenig verſtanden ſieht, verbrüdert und geſellt ſich gern dieſem ſtummen Kameraden.

Aus einem ganz andren Grunde liebt er auch den

Bären, fängt ihn, und zähmt ihn ſo lange bis er ihm durch das Schauſpiel ſeiner grotesken Tänze ein vorübergehendes Verdienſt abwirft. So ſucht und jagt er beſonders den Bären in den Karpathen, der von Natur weniger wild iſt. Das Spiel mit dieſem abgerichteten Thier entſpricht ſeiner Liebhaberei am Poſſenhaften, Burlesken, an allem was Lachen und Heiterkeit bis zu krampfhaften Paroxysmen geſteigert erregt, deren man, wenn man ihn im ernſten Stolz über einen neuen Kaftan oder apathiſch in einem Faulfieber, düſter in ſchmerzlichen Momenten ſieht, nicht für fähig halten ſollte. Wenn er aber ſeinen Bären ſpazieren führt, amüſirt er ſich ebenſo wie der Zuſchauer an ſeinen ſchwerfälligen Sprüngen, an den komiſchen Bewegungen des ungeſchlachten Thiers, das dumm genug iſt ſich einen Maulkorb anlegen zu laſſen und nach andrer Leute Pfeife zu tanzen. Der Zigeuner verachtet den Bären ebenſo als er dem Pferd achtungsvoll zugethan iſt. Das Geſchrei des verſammelten Haufens gereicht ihm zu nicht geringer Befriedigung, denn er denkt dabei, daß ihm doch Keiner einen Maulkorb anhängt, und daß er nicht nach Andrer Pfeife tanzt. Wenn ihm dies Vergnügen noch obendrein einige Groſchen Gewinn einbringt, ſo gehören dieſe zu den willkommenſten Accidentien ſeines nutzlos raſtloſen Lebens.

Die ſchwachen, zarten Conſtitutionen unter den Zigeunern werden durch die häufige Wiederkehr der auf ſie einſtürmenden Eindrücke eines allen verzehrenden, phyſiſchen und geiſtigen Elementen ausgeſetzten Lebens bald tödtlich

angegriffen. Die Stärkeren halten es länger aus, wiewohl nicht ohne eine geheime Abnahme ihrer Kräfte, und nicht ohne eine oder die andre ihrer lebendigſten Fibern, der feinſten Faſern ihrer Seele gelähmt zu fühlen. In dem Widerſtandsfähigen aber bringen dieſe Gefühlserſchütterungen oft eine Macht magnetiſchen Hellſehens hervor welche ſelbſt auf die Sinne und die Funktion ihrer Organe ihren Einfluß erſtreckt. Die Leidenſchaft ſtrahlt dann aus einem immer intenſiveren Brennpunkt wider, der bald alle andren Thätigkeiten des Geiſtes abſorbirt, den Willensäußerungen eine gewiſſe Magie verleiht und die Wahrnehmungsfähigkeit in eigenthümlicher Weiſe ſchärft. Beſonders die Frauen in welchen das Gegengewicht reflektirenden Vermögens, vergleichender Geiſtesbethätigung immer ſchwächer iſt, gelangen in dieſem tropiſchen Klima der Leidenſchaft zu einer übernatürlichen Kraft des Schauens, welche ihnen durch Vorausſehen und Vorausfühlen die Kenntniß von Geheimniſſen ermöglicht, die ihnen durch keine Mittheilung bekannt ſind, die aber pſychologiſche Deduktionen von wunderbarer Beweglichkeit ſie augenblicklich ahnen laſſen. Überdies theilt ſich die Lebhaftigkeit ihrer Eindrücke gleich einer Anſteckung mit, ſie impfen ſich wie der Keim einer Krankheit unfehlbar ein, ſie verbreiten ſich durch Berührung. Einige in Unterredungen fallende Ausrufe, einige ſcheinbar einfache Worte, die aber dem von brennbarem Gas umgebnen Diptam gleichen, das jeden Augenblick in Feuer aufgehen kann, einige Verſe oder Strophen, welche die Leidenſchaft, wie

der ſchwer niederfallende Münzſchwengel das Relief einer Medaille, ausgeprägt hat, reichen hin um Alles zu erwecken was in einem ganzen Auditorium von heimlichem Groll, unterdrückter Gluth, ſchlummernder Begierde in Charakteren ſich bergen mag, welche unter dem auferlegten Zwang gebeugt aber noch nicht gebrochen ſind.

Wer möchte ſich darüber wundern, daß man das Verborgne der Zukunft von denen erfrägt, welche die Geheimniſſe der Seele, der Leidenſchaften ſo genau kennen! Obgleich die Wahrſagergabe, deren Vorrecht die Zigeunerinnen immer und überall geltend gemacht und die ihnen einſtimmig zuerkannt worden, in der Praxis nur ein grober Empirismus, und ein noch gröberer Köder iſt, gründet ſie ſich doch auf einen Glauben, der zu tief im Volke wurzelt, um dieſem nicht von einem ſelten trügenden Inſtinkt für gewiſſe Wahrheiten eingegeben zu ſein, von deren Bedeutung und Tragweite es ſich nicht genau Rechenſchaft zu geben weiß. Jede Leidenſchaft beſitzt die Intuition von der Gegenwart einer anderen, beſonders wenn ſie es ſich hat angelegen ſein laſſen, ihr auf den Geſichtern geſchriebnes Zauberbuch zu entziffern, ihre Indicien in allen Gewohnheiten des Körpers, ihre Betonung in allen Bewegungen und Geberden kennen zu lernen. Das Volk erkannte das Richtige in den Enthüllungen dieſer wandernden Sibyllen und konnte ſich ihren Blick in die tiefſte Seele nur durch einen übernatürlichen Zuſammenhang erklären, in welcher Vermuthung es durch die Beharrlichkeit beſtärkt ward womit ſie den Bequemlichkeiten eines wirth-

lichen Daches all' ihr Ungemach unter dem ſchattigen Gewölbe des Waldes vorziehen.

Die mit den Symptomen der Leidenſchaft vertraute Zigeunerin unterſcheidet auf den erſten Blick die abgemagerte Wange und das glühende Auge einer Frau und erkennt ob ſie ihr mit einem Gefühl haſtiger Hoffnung oder ſchmerzlicher Furcht die Hand hinreicht, aus welcher ſie Glück oder Leid leſen ſoll. An dem unmuthigen Zug des Mundes, oder an der tiefen Falte zwiſchen den Brauen des Jünglings merkt ſie alsbald, ob ihn Angſt bewegt, ob er Rache ſinnt, ob ihn Langeweile plagt, oder ob ihn ein Zwang empört. Dieſer feine Takt für Gefühle und Empfindungen Andrer, welchen uns häufige Zuckungen eigner Leidenſchaften lehren, iſt wirklich eine verborgne Kraft, eine Fähigkeit des Hellſehens, und nicht ohne Grund ſetzt ſie das Volk auf Rechnung eines höheren Zuſammenhanges, und nicht ganz ohne Grund ſehen wir tauſendmal Fürſtinnen und Bäuerinnen und vornehme Herren nach der Reihe das Geheimniß ihres Schickſalknotens von dieſen ſchönen braunen Frauen erfragen, deren glänzendes Haar faſt bläulich ſchimmert, deren Lippen wohlklingende myſtiſche Worte ausſprechen, deren Augenlider mit einer ſo magiſchen Wolluſt ſich ſenken, deren Buſen ſich mit ſo reizenden Seufzern des Mitleids hebt, daß es ſcheint als zauberten ſie ein Ohrenklingen verlockender Verſprechungen herbei, während das Volk ſich um ein Orcheſter drängt deſſen ſchrille Cymbaltöne die Cadenzen des Geigers begleiten der nachdem er einige glänzende Paſſagen, wie

Fanfaren eines Elfenmarſches, ſeinem Inſtrument entlockte, nun plötzlich den Ton wechſelt und in immer tiefere, herbere Schwermuth zurückſinkt. Es iſt nicht ohne allen Grund daß dieſe Scenen ſich ſo beſtändig wiederholen; ſie wären nicht in ſo vielen Ländern und in allen geſellſchaftlichen Schichten ſo oft vorgekommen, wenn der mit Furcht gemiſchte Reiz dieſer von buntem Flitterſtaat behangnen Geſchöpfe nicht eine Urkraft natürlicher Sympathie in ſich trüge.

Man hat vergebens verſucht, ihre Amulette, Beſchwörungsformen und chiromantiſchen Prinzipien mit den Myſterien irgend eines poſitiven Glaubens in Verbindung zu bringen. Höchſtens mögen dieſe unter ſich gänzlich unverbundenen Praktiken manchmal von der Idee, von der Hoffnung ausgehen, das Übel zu beſchwören, die Schläge einer dem Menſchen feindlichen Macht abzuwenden. Die Furcht vor den zerſtörenden Naturkräften mag unter den Zigeunern ähnliche Gebräuche erzeugt und erhalten haben, die dann Vorwand und Urſprung ihrer vorgeblichen Hexereien, ihres Verkehrs mit dem Teufel wurden.

X.

Mehr als eine Art perſönlicher Sympathie hat uns ſeit langer Zeit zu den Zigeunern hingezogen und veranlaßt, uns näher eingehend mit Allem zu beſchäftigen was ſie betraf, und was gewiſſermaßen als Randgloſſe und

erklärender Text zu ihrer Kunſt gelten konnte, welcher wir von jeher viel Aufmerkſamkeit und Studium gewidmet hatten. Das Andenken der Zigeuner verknüpft ſich mit unſren Kindheitserinnerungen und mit einigen ihrer lebhafteſten Eindrücke. Später wurden wir wandernder Virtuoſe, wie ſie es in unſrem Vaterland ſind. Sie haben die Pfähle ihrer Zelte in allen Landen Europa's aufgeſteckt, und wir durchliefen das wirre Netz von Wegen und Pfaden, auf dem ſie im Laufe der Zeiten umherirrten in einigen Jahren, ihre geſchichtlichen Geſchicke gewiſſermaßen in gedrängtem Bilde wiederholend. Wir blieben dabei gleich ihnen den Bevölkerungen jener Länder fremd, verfolgten gleich ihnen unſer Ideal in einem unausgeſetzten Aufgehen in der Kunſt, wenn nicht in der Natur.

Wenige Dinge haben uns in unſrer frühſten Jugend ſo lebhaft ergriffen als das von den Zigeunern an der Schwelle jedes Palaſtes, jeder Hütte aufgegebene Räthſel, wenn man ihnen das Almoſen ſpendete um ein paar leiſe in's Ohr geflüſterte Worte oder ein paar laut geſpielte Tanzmelodien, um ein paar Lieder wie ſie kein Minſtrel ſingt, bei welchen Liebende in Entzücken verſinken, und welche Liebende doch nicht ſelbſt erfinden können! Wie oft frugen wir uns nicht um eine Erklärung dieſes Zaubers der über Allen waltet und von Keinem gebrochen wird! Als ſchmächtiger Lehrling eines ſtrengen Meiſters kannten wir noch keine andre Perſpektive in der Welt der Phantaſie als das architektoniſche Gerüſt künſtlich aneinander gereihter Taſten und waren um ſo begieriger den Reiz zu

begreifen den dieſe ſchwielenbedeckte Hände ausübten wenn ſie mit den Pferdehaaren über die elenden Inſtrumente ſtrichen oder ſo gewaltig herausfordernd das Metall erklingen ließen. Unſre wachen Träume waren von dieſen kupferfarbigen, durch den Wechſel der Jahreszeiten und ausſchweifender Erregungen frühzeitig welken Geſichtern erfüllt, mit ihrem trotzigen Lächeln, ihren fahlrothen Augen, wo neben Blitzen, welche glänzen ohne zu leuchten, eine ſardoniſche Ungläubigkeit lacht. Immer ſchwebten uns im Geiſt ihre Tänze vor, ihre weichen und elaſtiſchen, prallenden und herausfordernden Bewegungen dabei! Und dann ihre eiligen Rückzüge nach den Waldverſchanzungen, zu ihren Lagerſtätten die man von fern im Scheine des Feuers wahrnehmen konnte deſſen harzige Reiſer balſamiſche Dreifüße für die Wahrſagerinnen zu bilden ſchienen. Halb und halb tauchte vor unſrem geiſtigen Blick die Einſicht auf, daß ſtatt der Reihenfolge nebliger, glanzloſer Tage, wie ſie den Hintergrund unſrer Exiſtenzen bilden, auf dem ſich dann hie und da einige freudenſtrahlende oder ſchmerzflammende hervorheben, dieſe Menſchen ſich ein dichteres Gewebe von Freuden und Leiden bilden, welche wechſelnd von Liebe, Geſang, Tanz und Trunk, wie von vier Elementen der Wolluſt, des Taumels erweckt und beſchwichtigt werden.

Bei unſrer erſten Rückkehr nach Ungarn wollten wir unſre Jugenderinnerungen wieder auffriſchen und dieſe Horden lieber in Wäldern und Feldern, in dem pittoresken Durcheinander ihrer Wanderungen und Lagerplätze,

mit allen von conventionellem Firniß unbedeckten Contraſten der Leidenſchaften und Stimmungen auf den verſchiedenſten Lebensſtufen, als in den dumpfen Straßen der Städte wiederſehen, deren Staub ſie gerne abſchütteln und die Füße lieber an Dorn und Ginſter der öden Heide, als dort am holprigen Pflaſter ritzen. Wir beſuchten ſie draußen in ihrem Reich, ſchliefen mit ihnen unter freiem Himmel, ſpielten mit den Kindern, beſchenkten die Mädchen, plauderten mit den Herzögen und Häuptlingen, lauſchten ihren Conzerten vor ihrem eignen, nicht bezahlenden Publikum, im Schein ihrer Feuer, deren Herdplätze der Zufall anwies.

Auf die dichten krauſen Haare ihrer Bundas*) hingeſtreckt, aus denen ſie uns ein Ehrenbett hergerichtet hatten mit einem Sockel aus kaum gepflückten, friſch duftenden Blumen; vor uns eine Colonnade hoher Eſchen, deren ausgeſtreckte Zweige den wie von blauem Atlas in weitem Pavillon ausgebreiteten, mit einigen Vorhängen dunſtiger Wolken geſchmückten Himmel zu ſtützen ſchienen; zu unſren Füßen eine von den bunteſten Heideblumen geſtickte Moosdecke, gleich jenen von Colibrifedern überwebten Teppichen der mexikaniſchen Caziken, brachten wir Stunden mit dem Anhören eines der beſten Orcheſter von Zigeunern zu, die von der Schönheit des Tags und von reichlicher Fülle ihres Lieblingsgetränks angeregt, mit unbeſchreiblichem Feuer die Tänze ihrer Frauen begleiteten,

*) Mantel aus doppelten Lammhäuten.

deren Tamburins unter glühend leiſem Aufſchrei und zauberiſchen Geberden erklangen. Während den eintretenden Ruhepunkten vernahm man das ſchrille Kreiſchen der ſchlecht geſchmierten Holzachſen an ihren Wagen, die, um den Tänzerinnen mehr Raum zu ſchaffen, weiter weg gerückt wurden, Hurrah's der Buben in ihrem eignen Dialekt, die von den Muſikern höflicherweiſe in Eljen Liszt Ferencz überſetzt wurden. Überraſchungsjubel beim Anblick eines Mahls, das ſaftiges Fleiſch und aromatiſchen Honig bot, ein raketenlärmartiges Nußknacken der Kinder unter tollem Lachen, frenetiſchen Sprüngen, Purzelbäumen und einem erſtaunlichen Geſchwirr und Skandal. Förmliche Schlachten wurden um einige Säcke Erbſen geliefert und zerlumpte Megären mit aufgeſträubten Haaren, triefenden Augen, zahnloſen Kiefern, mit eſpenhaft zitternden Händen tanzten wilde, unglaubliche Sarabanden um dieſe Geſchenke von denen ſie ſich weidliche Befriedigung ihrer Naſchhaftigkeit verſprechen durften. Die Männer, denen ſchöne Pferde geſchenkt worden waren, zeigten lachend die glänzend weißen Zähne, ließen die Fingergelenke wie Caſtagnetten klappern, warfen ihre Mützen hoch in die Luft, ſtolzirten wie die Pfauen umher und nahmen dann die geſporuten Rhythmen ihrer Friſchkas mit einem Feuer wieder auf, welches ſich bald zur Tollheit ſteigerte und zuletzt jenes taumelnde, keuchende Drehen hervorzubringen ſchien, wie es den Culminationspunkt in der Ekſtaſe der Derwiſche bildet.

Wir unterhielten uns auch lange mit den Greiſen der

Horde; wir baten ſie, uns einige Epiſoden aus ihren Erinnerungen zu erzählen. Ihre Chronik geht eben nicht weit über die lebende Generation hinaus und man muß ihnen dabei behülflich ſein den Lauf der Begebenheiten zurückzugehen, damit ſie dieſelben wieder aneinander zu reihen vermögen. Man muß ihnen jedes Detail mühſam entwinden um ſich ein Ganzes daraus zu geſtalten; hat man ſie aber erſt dahin gebracht, ſich den Faden eines Abentheuers wieder zu vergegenwärtigen, ſo finden ſie unglaublich viel Gefallen daran und die alten, längſt unter ſpäteren Eindrücken begrabnen Empfindungen ſteigen mit ihrer ganzen Intenſität wieder in ihnen auf. Je ſeltner ihnen dieſe Freude zu Theil wird, deſto größer iſt die Lebendigkeit mit welcher ſie den Ton ehemaliger Zeit wieder anſchlagen und mit ſteigendem Intreſſe, oft mit einer bizarren Poeſie, mit Bildern die mehr und mehr orientaliſche Färbung gewinnen, ſchildern ſie die Scenen, die man ihrem Gedächtniß abſchmeichelt. Sie beſchränken ſich im Allgemeinen auf Erzählung von Selbſterlebtem. Ihre biographiſchen Dramen verwickeln und löſen ſich ſchnell, weil die in ihnen enthaltnen Begebenheiten nur Manifeſtationen zufälliger Leidenſchaften, nicht ſolche ſind, wie ſie durch Verkettung überlegten Vorhabens, beharrlich durchgeführter Pläne entſtehen und weil dieſe heftigen, regelloſen, zwangsfreien Leidenſchaften die Nothwendigkeit der Verſtellung ausſchließen. Ihre Originalität beſteht in der mehr oder minder energiſchen, phantaſtiſchen Impulſion des Helden, die dann meiſt mit einem

unvorhergeſehenen Nebenumſtand in Verbindung tritt. Die äußerſte Einfachheit ihrer gegenſeitigen Beziehungen ſchließt jene Folge von Begebenheiten, jenen Wechſel der Umſtände aus, denen wie gährenden Saaten der Seele allmälig die Gefühle entſproſſen welche in ihrer vollen Reife die Peripetien unſrer Geſchicke herbeiführen. Geduld und Abwarten ſtehen ihrer eigenwilligen, cyniſchen Weiſe zu fern, ſie bemächtigen ſich eben ſo raſch des Begehrten als ſie ſchnelle Rache für jeden Widerſtand nehmen, wenn nicht manchmal Einer von ihnen den Pfeil wie ein verwundetes Wild mit ſich fortträgt; in ſolchem Falle verläßt er, um die Wunde zu verbergen, ſeinen Stamm, geht zu einem andren über, wie dies nach einem Kampf, nach Liebeshändeln, nach einer gewaltſamen That zu geſchehen pflegt.

Übrigens hält es ſchwer andres von ihnen zu erlangen als anekdotiſche Fragmente, die bald dem Einen bald dem Andren unter ihnen zugeſchrieben werden. Die vollſtändige Biographie eines Einzelnen zu liefern dürfte zu den Unmöglichkeiten gehören. Es iſt eine große Seltenheit aus dem Munde eines Individuums grade die Geſchichte zu vernehmen, in welcher neben ſeinen Streichen und Gaunereien ſeine innerlichſte Leidenſchaftlichkeit eine Hauptrolle ſpielt, obwohl ſich bei manchen hinter aller Verſchlagenheit mit der ſie die milde Spende hervorzulocken wiſſen ein ſehr poetiſcher Sinn für die Scenen bekundet, deren Zeugen ſie waren. Sie beobachten über ihre eignen Herzenskriſen ein mit Stolz und Scheu gemiſchtes

Schweigen, wie aus einem Gefühl männlicher Verſchämtheit. Wenn ſie von ihren Gefährten reden, hört man nur über die Verſtorbnen und Abtrünnigen etwas, und ſelbſt dann halten ſie ein Wort, ein Kopfnicken, eine Anſpielung für genügend um alles geſagt zu haben. In der That laſſen ſich dieſe wie Perlen von gleicher Farbe an einen Faden reihen.

Wir kehrten ein zweites Mal nach Ungarn zurück, auf dieſelben Hochebnen, in daſſelbe Oedenburger Comitat deſſen Flächen unſer erſter Horizont geweſen waren. Wir hatten unſre alten Wirthe nicht vergeſſen, aber auch ſie hatten unſrer gedacht und als wir aus der ärmlichen kleinen Kirche traten in der wir als Kind mit ſo glühender Andacht gebetet hatten, als wir die Meſſe verließen in welcher alle Beiwohnenden laut mitſangen zu Ehren deſſelben Kindes welchem die guten Frauen des Dorfes bei ſeinem Abſchied prophezeiten, daß es „im gläſernen Wagen" zurückkehren würde, empfing und bewillkommte uns eine große Menge Zigeuner die feſtlicher, polternder und ergötzlicher als je um uns ſchwärmten. Es war eine ihrer berühmteſten wandernden Truppen. Ihr Orcheſter richtete ſich alsbald in einer naheliegenden Eichenwaldung ein. Umgeſtülpte, mit Brettern bedeckte Fäſſer bildeten Tiſche von römiſchen Betten aus Heuhaufen umgeben, darunter ein wahrer Thron aus Thymian, violetten Schmetterlingsblumen mit gewundnen Ranken, Flachsblüthen in eleganter Halbtrauer, Anemonen in weißen Tuniken, wilden Malven in hellen Farben, Kornblumen, Schwertlilien

und Goldglocken, würdig einer Titania ſeine Kräuterſtufen darzubieten. Nachtſchatten mit breiten ſchildförmigen Blättern bildeten einen koloſſalen Fächer um das ländliche Feſt. Bienen in Schaaren, vom Dufte des friſchgemähten Heues gelockt verließen ſummend ihre Stöcke in den alten Baumſtämmen der nächſten Umgebung, in Weizen- und Roggenfeldern zirpten die Grillen, die Horniſſe und die dünkelhafte Wespe brummten ihren Alt, raſchelnden Flugs kamen die Waſſerjungfern mit ihren wie Taffet knitternden Schwingen, Wachtel und Lerche ſangen, aufgeſcheuchte Spatzen ſchrieen dazwiſchen, die kleinen Smaragdfröſche überquakten den rieſelnden Bach und eine ganze Bande obdachloſer Inſekten ſchwärmten mit den konfuſeſten Melodien um uns her. Welche Polyphonie! Welch' ätheriſche Muſik! Welche Smorzando's auf Orgelpunkten! So etwas muß Berlioz vorgeſchwebt haben als er ſeinen Sylphentanz komponirte.

Die Nacht kam eher als die Müdigkeit. Um das Dunkel zu ſcheuchen loderte bald ein Dutzend Pechfackeln im Umkreis. Die Flammen ſtiegen grade in die Höhe wie Cylinder von glühendem Eiſen, denn kein Hauch bewegte die gluth- und duftſchwere Luft, die alles unſichtbare aromatiſche Blut der Morgens gemähten Kräuter in ſich geſogen hatte. Dem halbgeſchloſſnen, träumenden Auge erſchienen die Fackeln wie tragende Feuerſäulen des Himmelgewölbs. Der Rauch wogte langſam empor, das goldne Sternenmeer wie ein Vorhang bald bedeckend bald enthüllend. Die Finſterniß war wie ein dichter Wall um

den phantaſtiſchen Waldpalaſt gezogen, und bizarr gewundne Zweige knorriger Bäume ragten wie Skulpturen daran empor. Die Kinder ſprangen wie Gnomen umher, und zerzauſten die Büſche. Immer traumhafter, unzuſammenhängender wurde der Anblick. Geſpenſtiſch waren die Frauen anzuſehn, wenn ſie mit kohlenglühenden Augen, mit liebewinkender oder zauberkundiger Hand plötzlich aus irgend einer dunklen Ecke hervortraten und näher kamen um „gutes Glück“ zu weiſſagen. An einem Abend wie dem heutigen konnte das Epithet nicht für lügneriſch gelten.

Am andern Morgen wollten die Männer der Bande nichts von einer ſofortigen Trennung wiſſen, und geleiteten uns, theils zu Pferd, theils nebenher laufend, bis zum nächſten Dorf. Der Gluth des geſtrigen Tages war in der Nacht Sturm gefolgt und es regnete heftig. Die Zigeunercohorte ſetzte ſich in Bewegung. Alle waren rüſtig, ſchon von einem Scheidetrunk angefriſcht. Sie funkelten vor Vergnügen und hatten ihr Gaudium am ſtoßweis niederpraſſelnden Regen. In ihre Bundas mit nach außen gekehrtem Pelz gehüllt nahmen ſie ſich wie Bären auf wüthenden Hengſten aus und ließen die Sporen klingen daß die Pferde wie Karpfen in die Höhe ſprangen. Die Luſtigkeit dieſer Race die nun und nimmer weiſe wird war ſchon kaum mehr zu zügeln, doch Dank dem erfriſchenden Einfluß des Morgens erlangten wir das Ziel unſrer kleinen Reiſe ohne andre Zufälle als fortgeſetztes Freudengeſchrei den Weg entlang und profane Segensrufe welche

im Stande waren alle geflügelten und vierfüßigen Thiere der Umgegend erſchreckt in's Weite zu jagen. Wir erreichten in anhaltendem Galopp eine nicht ſehr entfernt liegende Schenke, welche zum Halt- und Scheidepunkt auserſehen war und wo wir noch ein Morgenſtändchen anhören ſollten. Kaum waren wir unter einen großen Schoppen eingetreten wo man eben that, als glaubte man, es regne nicht, ſo machte die berittne Truppe Anſtalt uns einen Ohrenſchmaus zu geben. Die Symphonie begann con estro poetico. Der circulirende Wein und der Branntwein der geſtern circulirt hatte, führte alsbald ein rinforzando con rabbia herbei. Wie ein Baſſo continuo grollte der Donner in der Ferne. Das hohe Gebälk des Daches und ſeine kleinen halbzerfallnen Mauern gaben mannichfachen Widerhall, ſo daß jeder Ton mit doppelter Kraft an's Ohr ſchlug. Die paſſionirten Paſſagen, die virtuoſen Kraftſtellen und Fiorituren verfolgten und vermiſchten ſich. Das muſikaliſche Wogengeheul wurde von unartikulirten Tönen durchſchnitten und im ungeſtümen Finale war es, als ob alle Töne und Klänge wie Bergkämme zuſammenſtürzten, wenn ſie mit furchtbarem Krachen ſich in einen mit Felſen und Steinen vermengten Sandteppich auseinanderrollen. Man war wirklich nicht ohne Sorge ob nicht auch das alte Gebäude niederbrechen würde, ſo betäubend war die Inſtrumentation dieſes Conzerts, das gewiß dem Anathem keines Conſervatoriums entgangen wäre und das ſelbſt wir diesmal für etwas gewagt erklären mußten.

XI.

Man hat uns nicht ſagen können wie und woher die Frauen dieſer Race, die in Moskau ſeit vielen Jahren eine fortwährende Senſation hervorgerufen haben, dorthin gekommen ſind, noch auf welche Weiſe ſie ſich neuen Zuwachs verſchaffen. Wer wäre in Moskau geweſen, ohne ſich dieſer zauberiſchen Zigeunerinnen zu erinnern. Man hat viel von den Bajaderen und Stegreifdichterinnen Indiens, von dem wollüſtig Berauſchenden ihrer Schönheit geſprochen; als jedoch die berühmteſten von ihnen in Paris geweſen waren ſchieden ſie kaum bemerkt wieder von dort. Die Zigeunerinnen würden Moskau nicht unbemerkt verlaſſen. Sie nehmen in den Archiven der erſten Familien des Reichs eine Stelle ein, eine mit roth und ſchwarz, als mit unvergleichlichem Vergnügen und unerſetzlichen Verluſten bezeichnete Stelle. Sie ſind zum Schrecken der Mütter und Erzieher geworden und wenn man dieſe erzählen hört kommen gar manche Geſchichten von Fürſten und Grafen zum Vorſchein, die in wenig Sommern Millionen väterlichen Erbtheils zu Feſten und Gelagen, Tänzen und Gaſtmählern, Freuden und Fahrten mit ihnen verſchwendeten; von Andern, die ſich aus Verzweiflung, nicht mit den Erſteren rivaliſiren zu können, das Leben nahmen, und noch Andren, welche einen Ekel gegen die Welt und ihre Feſſeln aus dem Umgang mit

ihnen ſchöpften. Minder Mächtige und Jugendliche finden dann wieder eine Art Theriaki-Genuß darin, ſie immer und Alle im Anſchauen zu beſitzen. Wer vermöchte alle ihre weniger berühmten, weniger glänzenden Opfer aufzuzählen? In der That — ſie ſind ſchön und wer ſelbſt gegen ihr verführeriſches Äußere unempfindlich bliebe, dem müßten ihre Sirenenlieder die Sinne berücken.

Weil wir den wirklichen Werth von Modeproduktionen, für welche die High-Faſhion ſchwärmt meiſt in Zweifel ziehen, waren wir vielleicht zu wenig für ſie eingenommen, wenn wir auch die bei ihren Geſängen verbrachten Abende immer noch für beſſer angewandt halten durften, als wenn wir eine Romanze girren hören oder den ſchüchternen Verſuchen eines „jungen Talents“ hätten beiwohnen müſſen. Im Ganzen fanden wir ſie in Betreff der Muſik unter ihrem Ruf und bei weitem unbedeutender in ihrem Genre als die mindeſt berühmten ungariſchen Virtuoſen in dem ihrigen. Die Moskauer Truppe zählt nur einige männliche Mitglieder die ſehr im Hintergrunde bleiben, den Dirigenten ausgenommen, welcher die einzelnen Partien einſtudirt und dabei oft genöthigt iſt, ſie dem weiblichen Perſonal durch ein mit Faſten und Prügel gewürztes mnemoniſches und Straf-Syſtem förmlich einzutrichtern. Der zu unſrer Zeit mit dieſer Stellung Betraute hatte einen kräftigen Sinn für den Rhythmus und betonte ihn ganz in nationaler Weiſe; auch beſaß er die deklamatoriſche Emphaſe ſeines Stammes. An ſeinem Orcheſter war ſehr wenig; es hatte weder Geige noch Cymbal und

diente nur zu Begleitung und Unterſtützung der Stimmen. In der erſten Linie waren die Schönſten der Schönen aufgeſtellt, die voll magiſchem Reiz als Armiden mit hundertfachen Schlingen, als herriſche Feen von einer unentrinnbaren Tyrannei erſchienen. Neben ihnen dienten einige Alte von wirklich grimmiger Häßlichkeit als Repouſſoirs.

Sie ſingen oft ruſſiſch und haben ſich viele dort nationale Melodien angeeignet. Eines ihrer beſten damaligen Stücke war das Lied von der Sichel, und das beliebteſte die „Gänſehüterin“. Sie endigen in Refrains mit Chören. Wir führen einige Verſe an, um ihre Art und Weiſe zu charakteriſiren, in welcher idylliſches Colorit mit Zigeunerherbigkeit ganz eigenthümlich gemiſcht iſt.

Die Sichel.

„Ich will gehen das Rohr zu ſchneiden, nicht weit von ihr.
„O meine wohlgeſchärfte Sichel, ſei nicht bang' ich will
„weiches Gras für dich finden.“

„Hüte dich vor der Liebe, armes Herz! Du würdeſt von
„Bitterkeit überfließen wie meine Sichel vom Safte
„der Gräſer.“

„Die Schönen ſind flatterhaft; den Lerchen gleich ſind
„ihre Schwüre; ſie grüßen den Frühling und fliegen
„davon.“

Die Gänsehüterin.

„Die Schöne kehrt mit den Gänsen heim am Abend;
„das ſchwarzäugige, rundwangige Mädchen
„ſang ihren Gänſen: Tega, Tega, Tega ꝛc.

„Suche mich nicht, Du, den ich nicht lieben kann;
„Du gefällſt meiner Seele nicht. Was ſoll
„ich in ſeidnen Gemächern? Mit dem Geliebten
„iſt mir das zerriſſne Zelt ein Paradies. Tega,
„Tega.

„Mit ihm reicht die Liebe für Ewigkeiten aus,
„aber mein Herz mag nicht weinen auf goldnen
„Kiſſen. Tega, Tega.

In andren Liedern finden wir Verſe von großer Anmuth und Friſche und innigem Gefühl, wie in dieſem:

„Mit ihr iſt die Sonne mir glänzender, grünender
„die Erde; zum Frühling wird der Herbſt, zum
„Paradies die Wüſte.

Dieſe Romanzen beginnen leiſe, die Seele einwiegend; beim Anhören der lang gehaltnen Noten ihrer Melopöe glaubt man ſich in einer Hängmatte geſchaukelt. Erſt beim zweiten oder dritten Refrain ſtimmt der Chor mit mehr Leben und Feuer in den Geſang. Dann ſind die Gäſte meiſt Alle verſammelt; die Befangenheit der erſten Momente des Abends verſchwindet. Der Punſch wird angeſteckt; ſeine bläuliche Flamme kontraſtirt anfangs mit den

glänzenden Glocken der zahlreich von dem Plafond niederhängenden Lampen und dem trüben Flackern der Leuchter auf den Conſolen. Bald aber werden Lampen und Leuchter ausgelöſcht, und das ganze Bild nur vom unbeſtimmten Licht der immenſen angezündeten Bowlen beleuchtet. Die Männer trinken meiſt ſchweigend bis auch die Frauen vom Duſte des Ananas und der Citrone angelockt werden. Der Tanz wird mit einem viel accentuirteren Charakter von Neuem aufgenommen. Die alten Muhmen, welche anfangs nicht Theil genommen hatten, mengen ſich, ſobald der ſpäte Abend, die Muſik, das Zuſehen ſie aufgeregt haben, mit auch in's Gewühl. Durch ſie, durch ihr mehr als der Jüngeren demonſtratives und energiſches Benehmen gewinnt die Runde bald das Ausſehen einer Bacchanalia infernalia. Nichts hält ſie auf; die Rhythmen werden dringender; die Chöre ergehen ſich in höheren Stimmlagen und wachſen in einem das Ohr durch ſeine Unterbrechungen, Verzögerungen und ungewohnten Ausbrüche überraſchenden Creſcendo zu größrer Klangfülle an. Währenddem brauſen die Saltarellen im Uniſono mit einem ausſchweifenden Übermaß von Sonorität fort. Sie beſchreiben Wirbel, Windungen, Radbewegungen, immer ſchwindelndere Kreiſe bis die Tänzerinnen ſich zu einer gedrängten Gruppe vereinigen, in welcher Jede die Genoſſin mit ihren Kräften unterſtützt, um nun den letzten Reſt von Athem zu einer Schlußrunde zu verwenden, die nicht eher endigt bis Alle betäubt und athemlos zur Erde ſinken.

In dieſem Augenblick ſind Sängerinnen und Zuhörer, Tanzende und Schauende in gleich frenetiſchem Zuſtand, und man kann es auf eine Minute lang begreifen wie man, um Senſationen von ſolchem Hautgout, mit ſolch brennender Würze zu genießen, ein Vermögen verpraſſen kann. Im Übrigen herrſcht hier nicht, wie an andren von der Polizei überwachten Orten, freche Schamloſigkeit. Die Zigeunerinnen ſind keine gewöhnlichen Hetären. Ihre Art, die Sinnlichkeit zu reizen ermangelt nicht der Poeſie, und wir haben niemals einen Zuſatz von Liederlichkeit bei ihnen bemerkt. Sie wenden ſich nicht einzig an die Sinne, ſondern auch an die Einbildung; wenn man von ihnen fern iſt, träumt man ſich zu ihnen zurück; ſie geben ſich preis, aber nicht zu eigen; ſie behalten ſich immer eine Überlegenheit der Verachtung und Gleichgültigkeit vor welche den Geiſt ſtachelt; mögen ſie immer ungebildet ſein, ſie tragen ein Element in ſich welches in den Augen der Liebe dem Unbekannten Schimmer verleiht, das Unerklärliche zwiſchen Liebenden in Schranken erhält und ein unfehlbares Reizmittel für weniger kräftige Intelligenzen, für frühzeitig blaſirte Leidenſchaften, für Modelöwen iſt, die für ihre Geſchicke keine männlichere Lebenseſſenz mehr finden können, als ſich ernſtlich in Weſen zu verlieben denen wieder ihrerſeits die Liebe zu einem Giorgio zu den ernſtlichen Unmöglichkeiten gehört. Würde ſelbſt eine von ihnen geheirathet, ſie würde mit den Ihrigen Den herzlich verlachen, der die nöthige Bonhommie dazu gehabt hätte.

Während wir ſie demnach vom Zigeunergefühl nicht

ganz entwöhnt finden, erſcheint daſſelbe in ihrer, durch Berührung mit europäiſcher Kunſt ſehr gefälſchten Muſik nur äußerſt unvollkommen. Der Rhythmus behält immer noch eine gewiſſe Originalität, auch vermißt man nicht eine Art ihnen eigenthümlicher Energie und Modulationen welche den Verehrern des „Beinahe" in der Kunſt pikant genug erſcheinen mögen. In dieſen Sälen, von einem durch die Oſtentation der ruſſiſchen Bojarden auf's Äußerſte getriebnen Luxus, fanden wir die Eindrücke der an Damitz und Theiß gränzenden Wälder nicht wieder. Dennoch beſuchten wir gern die berühmten Zigeunerinnen und begriffen, ohne von ihm ergriffen zu ſein, den Zauber der für Manche darin liegen konnte, die aus dieſen Gagathangen niederſprühenden Feuertropfen gierig zu haſchen. Man konnte Houriträume mit in den Schlaf hinübernehmen, wenn man die Herausforderungen dieſer geſchweiften Taillen, die Neckereien dieſer Füßchen ausgeſtanden hatte die mit einer raffinirt verwilderten Koketterie ausgeſtreckt und zurückgezogen, gegeben und verweigert wurden.

Unter allen Städten gewährt das byzantiniſche Kiow den wandernden Zigeunererſcheinungen den maleriſchſten Rahmen. Es liegt auf ſeinem Hügel wie ein auf weichen Kiſſen ausgeſtrecktes Weib welches die ſchmachtenden Blicke in den glatten Spiegel des Dniepr taucht. Man muß die niedrigen gebauchten Kuppeln der Sophienkirche noch im Gedächtniß haben, deren wieſengrüner Grund von Sternen beſäet iſt, als ob eines jener nächtlichen Bilder des Himmels ſich auf die Erde niedergelaſſen hätte, wäh-

rend goldne Kugeln gleich Sonnen die dies Wunder anſtaunen möchten darüber empor ſteigen. Man muß ſich in der Erinnrung vor die gedrängte Gruppe von Domen jeder Größe zurückverſetzen welche ſymmetriſch anwachſend gleich einer Einfaſſung von ſtrahlenden Topaſen die Kathedrale, Lawra genannt, bilden, vor die dichte Menge von Glockenthürmen die ſich mit ihren byzantiniſchen Hauben wie Mohnköpfe von den dreihundert Kirchen der heiligen Stadt erheben, die faſt wie ein Kloſter im Beſitz der Baſilius-Mönche erſcheint denen man hier auf Schritt und Tritt begegnet, wenn ſie mit großkörnigen Roſenkränzen in den gefalteten Händen, in ſchwarzen Tuniken und mit wehenden Flören an den runden Tiaren, mit ſchlauen durchdringenden Blicken die Straßen durchſchreiten; oder vor die graziöſe Andreaskirche, die auf einem hohen Felſen niſtend wie ein nach Schätzen der Tiefe ſpähender Adler in den Strom niederſchaut; man muß an die langen Reihen von Pilgern, Männern, Frauen, Kindern denken, die ſich in gedrängten Schaaren um die Portale der Barbarakirche verſammeln, oder um die Lawra, deren Katakomben ſich vorgeblich unter dem Bette des Dniepr bis zum jenſeitigen Ufer ausdehnen, tauſend und abertauſend Skelette bergend deren koſtbare Gewänder von der häufigen Berührung der Wallfahrenden täglich leiden; man muß die baarfüßigen abgemagerten Pilger an ihren Stäben nochmals an ſich vorüberwandeln laſſen wie ſie ſtaunend alle dieſe Herrlichkeiten mit den Augen verzehren bis ſie oft vor Ermüdung oder vom Benzoe betäubt ohnmäch-

tig niederſinken; man muß das volle Glockengeläut nachklingen hören von Kiows Thürmen, das von ſo ſchallendem Erz ertönt, daß es in Gebetſtunden wie eine wallende Fahne von Klängen ſich über die Stadt ſenkt; man muß ſich der Straßen mit ihren von Baumgruppen unterbrochnen Häuſerreihen erinnern welche dem erſtaunten Reiſenden neben eleganten Neubauten Baracken wie in Konſtantinopel zeigen, die aus einfachen, mit Steinerde beworfenen Brettern zuſammengeſetzt von etwa mannshohen Dächern bedeckt ſind; man muß die Vorhänge von Pappeln nicht vergeſſen haben durch welche die einzelnen Stadttheile wie durch Laubtapeten geſchieden oder die Plätze wie von Obeliskenreihen geziert werden; man muß noch einmal in die kleinen Tſcherkeſſenläden eintreten, wo die feinſten Männer ihres Landes mit ſpitzen Ispahanmützen mit dem ſilbernen, ſtahleingelegten Dolch in dem auf gelbgeſtreifter Seidenweſte prangenden Kaſchmirgürtel ſitzen, oder zu den ruſſiſchen Kaufleuten im blauen Tuchkaftan, deren Geſichter im Rahmen der ſymmetriſch über die Stirn geſchnittenen Haare und des breiten Bartes ein höflich ernſtes, fröhlich gutmüthiges Ausſehen haben; man muß ſich die ganze Eigenthümlichkeit dieſes heterogenen Zuſammenſtroms, dieſer weitſchweifigen Großartigkeit, dieſer Agglomeration prunkvoller Elemente vergegenwärtigen, die aus Orient und Occident ſich begegnend griechiſche Traditionen und Überreſte des oſtrömiſchen Reiches mit Pariſer und engliſchen Gebräuchen in Kleidung, Equipagen und Sitten der ariſtokratiſchen Geſellſchaft amalga-

miren, und ſich dies Alles von einer üppigen reich colorirten Natur umgeben, mit einem wilden, unwiſſenden, abergläubiſchen, immer zur Empörung bereiten Menſchenſchlag bevölkert vorſtellen, um zu begreifen daß nur hier die Glieder einer fremdartigen Race nicht fremdartig erſcheinen.

Alles trägt ſo ſehr dazu bei dieſer kirchlichen Hauptſtadt Rußlands einen originellen, allem andren unähnlichen Anſtrich zu geben, daß das häufige Zuſammentreffen mit Zigeunerinnen, welche die Straßen gewohnter Weiſe fahrläſſig durchſchreiten und an jedem Fenſter Amulette um ein paar Kopeken feilbieten, gar nichts Überraſchendes mehr hat. Auch ſagte man uns, daß dieſer Theil der täglichen Bevölkerung zu keiner Jahreszeit ausbleibt. Bei Tage iſt Kiow voll von ihnen, da ſie ſich aber Nachts nicht dort aufhalten dürfen, ziehen ſie ſich dann in ein ziemlich umfangreiches Lager zurück, welches von einer Horde der andren vermacht wird, ſo daß es fortwährend unfern der Stadt in einer höchſt romantiſchen Lage verbleibt, die ganz dazu geſchaffen iſt den maleriſchen Effekt ihrer triangelförmigen Zelte (Scatras) und ihrer von ferne wie große rothe Leuchtkäfer den Nebel durchdringenden Feuer hervorzuheben. Den eleganten Bewohnern der Stadt dient dieſer Ort als Ziel für Spazierfahrten; die Zigeuner ſind an ſie gewöhnt und fallen den Beſuchern ſelten durch Almoſenfordern beſchwerlich. Sie verharren ihnen gegenüber in einer gleichgültigen Zurückhaltung und ſcheinen der Anweſenheit der Vorübergehenden keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Höchſtens daß Kinder oder kranke

Weiber die Hand ausſtrecken um eine Unterſtützung zu erbitten die ſie nicht im Stande ſind anderweitig zu ſuchen.

Man kann faſt immer gewiß ſein, Einem oder dem Andren von ihnen am einſamen wilden Strande des großen Stromes zu begegnen. Es iſt als ob ſie eine geheime Vorliebe für dieſe Ufer hätten, denn man gewahrt ſie oft, wie ſie in unbeweglicher Stellung die ſandigen, glatten Strecken der jenſeitigen Küſten betrachten welche im ſchneidenden Gegenſatze zu der reichen ſaftigen Vegetation des Petczers-Hügels ſtehen, auf dem das Haupt der Stadt ſich ausdehnt, das vornehme, von den während des ganzen Jahres in Kiow reſidirenden Autoritäten und Familien bewohnte Viertel, ſowie zu dem ſchönen öffentlichen Garten, deſſen zum Dniepr ſich herabſenkender Abhang jedoch unbebaut geblieben, und mit ſeinen öfteren Abſätzen und wilden Obſtgärten den Fiſchern willkommne Plätze für ihre Hütten bot. Hier, ſagt man, beſuchen die Rußalki (Undinen) die jungen Männer die ſich getrauen allein dort zu wohnen, um ihnen von den Tagen des Ruhmes zu erzählen, wo die Koſacken grade an dieſem Ort ſich einſchifften um Konſtantinopel mit einem Handſtreich zu nehmen, wo der große Mazeppa ganz Europa von ſich reden machte, wo Wernyhora, der Noſtradamus der Ukraine lebte, deſſen Weiſſagungen noch jetzt von Mund zu Mund gehen und ſeinem Stamme die Unterwerfung verleiden, und von manch' andren geheimen Dingen, welche den Groll der Edelleute nähren, wie die Liebe einer Rußalka Widerwillen gegen die Ehe einflößt.

Da findet man manchmal in einer Felſenvertiefung oder hinter einem dichten Buſch Zigeuner oder Zigeunerin auf der Erde kauernd, das Kinn zwiſchen die verſchlungenen Hände auf die Knie geſtützt mit einer unſäglich ſympathiſchen Traurigkeit nach den gelblichen wüſten Ebnen des Tſchernigoff-Gouvernements hinüber ſtarrend.

In Podolien wurde uns ein Feſt in einem Wäldchen gegeben, wo wir einige Zigeuner trafen, die uns an die ungariſchen erinnerten. Es war im Oktober; die Sonne ſchoß noch ſengende Pfeile und hüllte Alles in die bunteſten Farben. Für einige hundert Bauern war ein großes Gaſtmahl bereitet. Sie waren als Unterthanen deſſelben Gutsherrn aus mehreren Dörfern verſammelt. Er hatte dieſen Tag erwählt um ihnen Steuererlaß auf ein Jahr zu verkünden, ſo daß die jungen Leute mit leichtem Herzen die Coſaque tanzten, durch die wir lebhaft an ungariſche Tänze erinnert wurden. Das Orcheſter war unter den Zweigen einer rieſigen Eiche auf Wagen poſtirt, deren losgeſpannte Stiere frei umher weideten. Zwei Slacheice (bekannte Benennung armer Adligen) ſchabten zwiſchen zwei Zigeunern und einem blinden Ukrainer Bauern die Geige; der letztere ſtimmte während den Tanzpauſen zu den Accorden ſeiner Lira (eine Art Leierkaſten) ein näſelndes Klagelied an, eine Ballade zu Ehren des heiligen Nikolaus, oder eine Hymne auf die heilige Jungfrau. Die Monotonie eines niedergedrückten, muthloſen Gefühls das aus dieſen Geſängen ſprach war ſo traurig, daß die Steine ſich hätten darüber erbarmen mögen. Von den Zigeunern

hatte Einer Pauken, der Andre eine Balalaika, welche die Stelle des ungariſchen Cymbals vertritt. Sie nennen ihre Tanzmelodien Szunki's, Tropaki's. Dieſe beſtehen aus lebhaften, gleichtaktigen, ſehr einfachen Rhythmen. Der Ort an welchem die Feſtlichkeit ſtattfand war mit Trümmern von Befeſtigungen umgeben die aus dem Kriege des Chmielnicki, des kühnen Koſackenhetman herſtammten. Wir ſahen an jenem Tage eine der ſchönſten Zigeunerinnen die wir jemals begegnet haben. Die über den olivenfarbigen Teint weich ergoſſne dunkelrothe Färbung, die in Azur-Glanz ſchwimmenden, ſchmachtenden Augen, die den Hals wie ſchwarzes Gefieder umgebenden Flechten, ſo wie die melancholiſche Bilderfülle ihrer Wahrſagung machte ſie uns unvergeßlich. Sie wurde Agriffina genannt, ihr Antlitz war ernſt, faſt ſtreng, ihr Lächeln hatte etwas untröſtlich Schmerzliches. Wenn ihre ſchweigenden Lippen ſich mit einem Zug tiefer Ermüdung in Falten legten, erſchien ſie groß und gewaltig, ihr Blick ſtierte dann kalt, wie der einer zu ganzer Höhe emporgerichteten Schlange, dann irrten ihre Augen wieder unſtät umher und ſie lauſchte nur halb, mit einem faſt träumeriſch zerſtreuten Neigen des Kopfes den Fragen die man ihr aufwarf. Das um ihr Haupt geſchlungne rothe Tuch, ſo wie das weiße über der Bruſt geſchlitzte Hemd und die braune Burka (eine Art Mantel ohne Ärmel) die von ihrer Schulter niederhing gaben ihr etwas von einer antiken Prieſterin. Sie verkündigte mehreren Theilnehmern dieſes ländlichen Feſtes ganz eigenthümliche Weiſſagungen, ſprach auch

von dem „Geiſte der Zeit“ und ſagte unter Andrem: „Die Zukunft wird ihre mächtigen Schleuſen öffnen.“ Iſt es nur Zufall, daß die politiſchen Ereigniſſe dieſe Prophezeiung rechtfertigten? Wäre ſie in einem jener electricitätsſchwangren Momente, wo jedes Wort wie ein Blitz wirkt, ausgeſprochen worden, ſie hätte ein apokalyptiſches Gepräge gehabt. Das Mädchen kam ruhigen ſichren Schrittes, wie eine Sibylle, auf uns zu, und als ſolche behielten wir ſie in Erinnrung.

Die Zigeuner in Kleinrußland haben etwas von dem ſchwermüthigen Zug des ukrainiſchen Bauern, von ſeiner klagenden Stimme, ſeiner ſchleppenden Ausſprache, ſeinem gepreßten Ausdruck im Geſang. Eines der rührendſten Symptome einer äußerlich ebenſo unverkennbaren, als innerlich unmöglichen Reſignation liegt im Gebrauche des Diminutivs bei allem ihnen Gehörigen, als wollten ſie durch denſelben den Werth ihres Eigenthums der gierigen Aufmerkſamkeit ihrer Herrn entziehen. Sie ſagen nur: Hüttchen, Feldchen, Geldchen u. ſ. w. Die Frauen übertragen dieſen Zuſatz von Dingen auf Perſonen, als wäre durch die erlittne Bedrückung das Gepräge der Race ſo verwiſcht worden, daß die Liebe des Weibes ſich eine Art Protektion der männlichen Schwäche anmaßen dürfe. In ihren Liebkoſungen und Liebesgeſängen ſetzen ſie noch die Bezeichnung arm hinzu, als wenn Mitleid der Hauptbegriff in denſelben wäre, und die Liebende ſagt zum Geliebten oder die Mutter zu den Kindern: „Du armes Herzchen.... du armes Köpfchen.... armes Täubchen....

armes Falkchen u. ſ. w. Dieſe melancholiſche Weiſe tritt in den Reden der Zigeunerinnen dieſer Gegenden noch ſtärker hervor indem ſie ſich in die allegoriſchen Ausdrucksformen miſcht welche dem Geiſt orientaliſcher Völker ſo tief eigen ſind. So theilen die Cygany immer die Leiden der Völker deren Brot ſie eſſen, als hätten ſie der eignen, ſchmerzlichen, nicht genug. Das iſt die einzige Art von Dank, den ſie darbringen und er iſt zwecklos und poetiſch, wie die Dankenden ſelbſt.

In Bukareſt und Jaſſy führte man uns mehrere Truppen von Zigeunervirtuoſen zu, in denen wir ein großes Stück von der muſikaliſchen Ader wieder fanden. Sie haben ganz reizende Melodien und wir legten während den ſchönen Abenden die wir im Anhören ihrer Conzerte zubrachten eine intreſſante Sammlung an. Ihre Melodien unterſcheiden ſich in Charakter und Nüancirung ziemlich weſentlich von denen der ungariſchen Zigeuner, deren aufgeregtes, ſprudelndes Element in der Moldauwalachei durch die Begleitung eines meiſt auf die bloße Tonika beſchränkten Pedalbaſſes niedergehalten iſt, durch welchen die Harmonie in fortwährende Feſſeln gleichſam an eine ſterile Erdſcholle gebannt iſt. Wenige Geſänge ausgenommen ſind ihre Motive faſt alle zum Tanz beſtimmt, ohne daß dieſe Form wie bei uns ſich von ihrer urſprünglichen Beſtimmung emancipirt um ſich den Launen der Phantaſie, den capriciöſen Sprüngen der Einbildung des Virtuoſen hinzugeben. Auch iſt die Haltung, der Gang dieſer Melodien viel weniger entwickelt, nicht ſo friſch und

herausgeputzt, nicht ſo kräftig. Man bemerkt überhaupt an dieſen Gäſten der Donauprovinzen eine bedeutende Abfärbung der Sitten des umgebenden Landes. Außerdem daß ihr Schritt, ihre Rede langſamer, ihre Geberde ruhiger, ihr Blick minder durchdringend und ſtolz, ihr Lächeln weniger unheimlich, ihre Bewegungen minder ſchroff geworden ſind, haben ſie auch einen Theil der dort üblichen Kleidung angenommen und tragen ihren langen Bojarenrock mit einer gewiſſen muſelmänniſchen Feierlichkeit. Von dem raſenden Feuer, dem Delirium der Luſtigkeit welche bei ihren andren Brüdern Feſte und lärmende Vergnügungen herbeiführt, wiſſen ſie wenig, oder verheimlichen dergleichen ſorgfältig. Ihre künſtleriſchen Koketterien haben eher etwas von der ruhigen Wellenbewegung, dem leichten Hüpfen, welches den Tanz der Frauen in einem Harem charakteriſirt. Der beſte Maßſtab für die Verweichlichung und Ermattung ihrer Kunſt liegt in der Hauptrolle welche die Flöte in ihrem Orcheſter ſpielt. Auch bedienen ſie ſich oft eines Inſtruments mit vielen aneinander gereihten Röhren, ähnlich der antiken Panflöte, deſſen ſanfte Töne ihrem Orcheſter eine Art Abdämpfung mittheilen. Die Mandoline gehört zu den weſentlichen Elementen und trägt, indem ſie mit ihren zarten hohen Tönen das Cymbal erſetzen ſoll, viel zur Schwächung der Klangwirkung bei.

Wie uns die tiefe Melancholie und die Kühnheit der Zigeunermuſik eben immer wieder auf's Neue anzog, verſäumten wir auf keiner unſrer Reiſen uns nach allen Cy-

gany-Künſtlern zu erkundigen, die ſich in unſrer Nähe befunden konnten. Da ſie durch alle Länder zerſtreut leben, haben wir faſt überall Einige gefunden; eine eingehende Erzählung dieſer Begegnungen dürfte die Klippe der Monotonie kaum zu ſcheuen haben, indeſſen hat uns in Spanien der Zufall zu wenig begünſtigt, als daß wir beſtimmte Eindrücke hätten ſammeln können. Sie ſcheinen auch hier wie überall der Muſik zu pflegen, doch nur wenig und ſchlecht; ſie begleiten nur einige Fragmente von Geſängen mit einer ſchlechten Guitarre, ohne jede Spur von Eigenthümlichkeit. Wenn man ſie bei einbrechender Nacht um die zerfallenen Säulen der mauriſchen Ruinen oder katholiſirten Moſcheen von Sevilla und Cordova oder in den Schluchten der Sierra morena umherirren ſieht, bezaubern ſie mehr das Auge durch ihr Ausſehen, als das Ohr durch ihren Glanz.

Im Übrigen darf man unter den in europäiſchen Ländern zerſtreuten Stämmen nur ſehr oberflächliche Verſchiedenheiten erwarten. Ihre Lebensweiſe wird durch nichts Weſentliches modificirt, und wo man ihnen immer begegnet, unter welchem Himmelsſtrich dieſe Pilger ohne Götter und ohne Altar ſich umhertreiben, beſteht der ganze Unterſchied zwiſchen ihnen eigentlich nur in den Entwicklungsgraden derſelben Anlagen. Wenn auch in den materiellen Einzelheiten ihrer zufälligen Beſchäftigungsarten einige Abwechslung vorkommt, ihre Armuth iſt immer eine mehr oder minder drückende, ihre Fähigkeit die beſten Gefühle die ſie in ſich tragen auf irgend eine Weiſe gel-

tend zu machen bleibt immer dieſelbe, nur daß ſie ſich in mehr oder weniger bedeutender Weiſe ausſpricht, ohne daß im Übrigen irgend ein Gegenſatz einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen ihren entfernteſten, ſich ſelbſt gänzlich fremden Stämmen herbeiführte.

XII.

Je mehr wir den Zigeunertypus als eine auffällige Erſcheinung, als einen mächtigen Hebel in Literatur und Drama erkannten, jemehr wir die Vorfechter der literariſchen Bewegung unſrer Zeit ſich mit Zigeunergefühl durchdringen ſahen, je näher wir die Zigeunerkunſt durch Anhörung ihrer beſten Virtuoſen, ihrer vorzüglichſten Interpreten, durch Vergleichung ihrer lokal und formell verſchiednen aber in Charakter und Inhalt identiſchen Kundgebungen kennen gelernt hatten, jemehr wir ſie durch Arbeit uns aneigneten indem wir ihre zerſtreuten Fragmente zu verbinden, zu coordiniren, die üppige Blume auf einen fruchtbringenderen Boden zu verpflanzen, ſie auf dem gemeinſamen Kunſtgebiet einheimiſch zu machen ſuchten, um ſo öfter ſtellten wir uns die Frage ob es unmöglich ſei, den Zigeunerkünſtler mit allen den Vortheilen zu begaben welche fleißiges Studium ſeinem im erſten Aufſtrahl ſo glänzenden Kunſtgeiſt hinzufügen könnte? Ob man durch ſorgliche Pflege nicht eine jener exotiſchen Pflanzen in den Klimaten der Civiliſation zu vollerem Wachsthum entfalten könne? Ob nicht durch das Pfropfen der Adoption

ſeine Früchte auf einem zur Veredlung ſeines Geſchmacks, zur Milderung ſeiner ſcharfen Säfte geeigneteren Baum zur Reife gelangen würden? Ob anhaltend liebevolle Beziehungen nicht endlich die der Zigeunerfreundſchaft innewohnende Leichtfertigkeit zu beſiegen im Stande wären?

Es war in Paris, zu einer Zeit wo unſre Gedanken grade nicht ſehr mit allen Zigeunern beſchäftigt waren die wir gekannt und gehört hatten, als eines Morgens Graf Sander Teleky bei uns eintrat in Begleitung eines etwa zwölfjährigen, in Huſarenjacke und verbrämte Pantalons gekleideten Knaben von ſchwarzbrauner Geſichtsfarbe, wildwachſenden Haaren, kühnem Blick, einer Haltung als wollte er ſämmtliche Könige der Welt herausfordern, und mit einer Geige in der Hand. „Da ſieh," ſagte der Graf, und ſtieß ihn an den Schultern auf uns zu, „hier bringe ich dir ein Geſchenk!" Groß war das Erſtaunen aller Anweſenden welche dieſer für franzöſiſche Sitten äußerſt befremdenden Scene beiwohnten. Unter andren war es Thalberg, der nicht aufhörte mit Fragen in uns zu dringen, was wir denn mit dieſem Cadeau anfangen wollten? Auch wir waren nicht minder überraſcht, denn wir gedachten längſt nicht mehr des einſt in Ungarn ausgeſprochnen Wunſches, eines jungen Zigeuners habhaft zu werden der mit Begabung für die Geige eine Fähigkeit zu weitrer Ausbildung in ſich trüge, jedoch erriethen wir beim Anblick des ſchmächtigen, nervöſen, aber augenſcheinlich ſchon bärbeißigen kleinen Weſens alsbald, daß hier unſrem Verlangen durch einen kleinen Cygan

und Landsmann willfahrt worden ſei. Der Graf hatte in der That, als er mit uns zugleich das Land verließ, die Aufmerkſamkeit gehabt auf ſeinen Gütern den beſondren Befehl zu geben daß, wenn in der Folge ein junger Menſch wie wir ihn während unſres dortigen Aufenthalts vergeblich geſucht hatten, ſich finden ſollte, man ihn direkt nach Paris zu ſenden habe, und das ſchnippiſche Geſchöpfchen welches er uns heute zuführte, war vor Kurzem auf ſeinen Beſitzungen entdeckt und ihm zugeſchickt worden, nachdem man es vorher als Gegenſtand einer liebenswürdigen Freundesgabe angekauft hatte.

Wir behielten den Knaben anfangs in unſrer Nähe und fanden ein höchſt pikantes Vergnügen daran, die Entwicklung ſeiner Launen und Triebe in einer für ihn ſo neuen Umgebung zu beobachten. Sein ganzes kleines Weſen war ſchon von Stolz beherrſcht, der ſich unter den verſchiedenſten Formen beſonders durch tauſenderlei naive und kindiſche Eitelkeiten kundgab. Daß er aus Naſchhaftigkeit ſtahl, alles Weibliche ewig umarmen wollte, alle Gegenſtände deren Mechanismus er nicht kannte, zerbrach, waren ſehr unbequeme aber natürliche Fehler, die ſich wohl von ſelbſt abſchleifen mochten; es war indeſſen nicht leicht damit zu Ende zu kommen, ſie nahmen nur eine andre Wendung. Joſy wurde bald im Kreis unſrer Bekanntſchaften ein kleiner Löwe, und ſeine Privatconcerte erhielten ſeine Börſe in gutem Stand. Das auf ſolche Weiſe immer ziemlich reichlich vorhandne Geld wußte er bald mit der Gleichgültigkeit und Disinvoltura eines

Magnaten auszugeben. Der vornehmste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit war die Eleganz seiner kleinen Person. Seine Koketterie war unglaublich und ging bis zur Ziererei. Schöne Spazierstöckchen, Vorsteckenadeln und Uhrketten mußten bei ihm immer abundant und in anständiger Mannichfaltigkeit vorhanden sein. Cravatten und Westen konnten ihm nie genug schreiende Farben bieten und kein Haarkräusler war ihm zu vornehm zum Frisiren und Lockenbrennen. Das Adonisiren war die große Aufgabe seines Lebens. Aber er hatte in dieser Hinsicht einen Kummer, der ihm am Herzen nagte und seine Freuden vergiftete: seine Haut war im Vergleich zu den umgebenden Gesichtern so braun, so gelb! Er bildete sich ein, durch häufigen Gebrauch von Seifen und Parfüms, wie er sie von den beneidenswerthen Besitzern eines brillanten Teints mit so vielem Erfolg angewandt sah, diesem Übel Abhülfe zu verschaffen und er hörte nicht auf, Ankäufe solcher Art zu bewerkstelligen. Er lief in die bestversehenen Läden und kaufte Alles auf, was ihm zweckdienlich schien. Dabei warf er immer nur Fünffrankenstücke auf den Tisch, denn er war ein viel zu vornehmer Herr, um sich kleines Geld herausgeben zu lassen.

Es wurde bald unmöglich, ihn auch nur im Mindesten zu überwachen, denn er hatte sich bei allen unsren Freunden zum Dandy-Künstler emporgeschwungen. Da wir außerdem unsre Reise nach Spanien vorbereiteten, vertrauten wir ihn Herrn Massart, Professor der Violine am Conservatorium an, welcher uns versprach der Ent-

wicklung ſeiner erſtaunlichen muſikaliſchen Anlagen die ernſteſte Sorge zu widmen, während der Vorſteher der Penſion in welche er gegeben ward, ſeinen Geiſt und ſein Herz zu bilden übernahm. Als wir abgereiſt waren beſtätigten die Nachrichten über ihn mehr und mehr die Befürchtungen die wir über das Gelingen des an ihm verſuchten Erziehungsplans hegten. Die Muſik ausgenommen war es unmöglich, ſeine Intelligenz irgendwie zu einer geregelten Thätigkeit anzuhalten. Er hatte für Alles was er nicht wußte die unüberwindlichſte Geringſchätzung und war, ohne es einzugeſtehen, gründlich von ſeiner Überlegenheit über Alles was ihn umgab durchdrungen. Er hatte an Nichts Geſchmack und intreſſirte ſich als ein ächter Wilder nur für ſeine Vergnügungen, ſeine Geige, ſeine Muſik.

Als Graf Teleky ihn uns in ſeinem ungariſchen Zigeunerkoſtüm übergeben hatte, war er noch mit ſeiner angeſtammten Geige verſehen. Auf dem ſo gut es eben ging zuſammen geleimten und mit eher zum Erhängen als Spielen tauglichen Saiten bezognen Brettchen muſicirte er ſchon damals mit einem merkwürdigen Aplomb und unvergleichlichen Feuer die klingendſten Friſchkas. Es fehlte ihm nicht an Leichtigkeit, er ſpielte ſehr gern und konnte Stunden damit verbringen halb nach dem Gehör, halb improviſirend zu ſtreichen und miſchte dabei nur ſehr unwillig Motive ein wie ſie unter uns im Schwang waren. Dieſe kamen ihm meiſt fad und läppiſch vor. Nur für eine Melodie, welche er manchmal von uns auf dem

Piano gehört hatte war er ſehr eingenommen und regalirte ſein Publikum damit, indem er ſie in ſeiner Weiſe auf eine ſo drollige Art herausſtaffirte, daß er nie verfehlte einen vollſtändigen Erfolg der allgemeinſten Heiterkeit zu erringen. Sobald er aber zu ſtudiren angefangen, bewies er eine Unfolgſamkeit mit der nicht auszukommen war. Niemand konnte ihn überreden, daß ſeine gewohnten Manövers nicht unendlich viel ſchöner ſeien, als Alles was man ihm beibringen möchte und er lebte der innigſten Überzeugung daß er ein Opfer barbariſchen Zwanges ſei, ſo oft ſein Lehrer nur im Geringſten Miene machte ſich nicht von ihm belehren zu laſſen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß man uns bald ſchrieb: Joſy werde größer, aber er ändre ſich nicht, mache keine Fortſchritte und es ſei unmöglich, etwas mit ihm aufzuſtellen. Unſre Partheilichkeit wollte dennoch in den Zickzackbriefen die er uns überſandte und die ganz den Stempel orientaliſcher Emphaſe an ſich trugen, einen Beweis ſeines Fleißes bemerken. Um ihn eher wieder zu ſehen, ließen wir ihn uns entgegen nach Straßburg kommen. Im Augenblick wo wir dort anlangten, dachten wir gar nicht an ihn. Als wir aber den Wagen verließen, fühlten wir plötzlich die torturartigſten Händedrücke und wurden unter den Umarmungen eines jungen Unbekannten faſt erſtickt. Es koſtete uns einige Augenblicke Beſinnen, um unſren kleinen Cygan der Steppen, den jungen Wildfang, in dieſem nach Pariſer Mode elegant gekleideten jungen Gentleman wieder zu erkennen. Nur die gekrümmte Naſe,

die aſiatiſchen Augen und der, trotz allen Ölen und Cosmetiques von Frankreich, dunkle Teint Jozſy's waren dieſelben geblieben. Und ſein Selbſtbewußtſein auch! denn als wir ihm überraſcht zuriefen: „Ei, Jozſy! Du ſiehſt ja aus wie ein junger Herr!“ antwortete er ganz unverdutzt und mit der Miene eines Hidalgo: „Ich bin ja auch einer!“ Er bewahrte im neuen Anzug ſeinen üppigen Redeſtyl und die Grandezza ſeiner Geberden. Fortan wurde es uns ſchwer länger die Täuſchung zu hegen, dieſe zähe Zigeunernatur in den Schranken des ſocialen Lebens und auf feſt vorgezeichneter Bahn zurückzuhalten.

Wer aber den Erfolg lebhaft gewünſcht hat, ſteht nicht ſobald davon ab. Wir dachten uns, daß vielleicht eine den Feldern und Bergen nähere Umgebung einen beſſern Einfluß auf ihn üben würde. Wir ſandten ihn nach Deutſchland an den Fuß des Schwarzwaldes zu einem ganz vortrefflichen Muſiker, Herrn Stern, zur Zeit Violiniſt in der Kapelle Sr. Hoheit des Fürſten von Hohenzollern in Löwenberg. Er konnte nirgends in beſſern Händen ſein. Wir ſetzten noch einige Hoffnung darauf, daß dieſer Aufenthalt, der ihn der Natur wiedergäbe und ihn den Miasmen einer großen Stadt, den Gefahren neuer Korruptionen als Zuwachs ſeiner von Natur wenig tugendſamen Anlagen entzöge, vielleicht noch zu ſeinem beſſern Gedeihen beitragen könne.

Einige Zeit darauf befanden wir uns in Wien. Wir hörten von einer neuangekommenen Zigeunerbande und gingen eines Abends in den Gaſthof zum Zeiſig, um

einmal zu ſehen, ob es der Mühe werth ſei ſich näher mit ihnen zu befaſſen. Keiner von uns dachte entfernt daran, hier die Spur eines bekannten Geſichts wieder zu finden und alle Welt war deshalb über die ſichtliche Bewegung erſtaunt welche unſer Eintritt hervorrief. Plötzlich kam ein ſchlankgewachsner junger Menſch aus der Gruppe auf uns zu, ſtürzte zu unſren Füßen nieder und umfaßte unſre Kniee mit den leidenſchaftlichſten Geberden. In demſelben Augenblick waren wir von der ganzen Truppe umgeben und man überhäufte uns ohne Weiteres mit Handküſſen, mit Dankſagungen, mit tauſend Ausdrücken der Erkenntlichkeit von denen wir keine Sylbe verſtanden. Mit vieler Mühe erlangten wir endlich die Aufklärung, daß Jener, der mit enthuſiaſtiſchem Eljen Liſzt! ſich vor uns niedergeworfen, der ältere Bruder Joſiy's ſei. Er hatte ſich ſchon bei unſern Leuten erkundigt und erzählte nun prahlend und ſchluchzend alle Wohlthaten die wir dem armen verkauften Knaben erwieſen hätten, was ihn übrigens nicht daran verhinderte ſogleich, wenn auch nur ſchüchtern, darauf anzuſpielen, daß er ihn gern wiederſehn und wieder haben möchte. Da wir denn von den letzten Nachrichten ſeines neuen Lehrers durchaus nicht befriedigt waren und die Hoffnung aufgaben, einen denkenden Künſtler aus Joſiy zu machen, ſo widerſtrebte uns der Gedanke einer Organiſation Gewalt anzuthun, welche nun einmal die Temperatur unſrer Geſellſchaft nicht vertragen konnte. Wir fühlten Skrupel einem rebelliſchen Willen Zwang aufzuerlegen und machten uns ein Gewiſſen daraus den

Zweig vom Stamme zu trennen. Konnten wir dafür stehen, daß die europäische Welt ihm etwas Besseres zu bieten habe als die Freuden der Natur gegen die sie ihn vielleicht unempfindlich gemacht hätte?

Wir ließen ihn nach Wien kommen, damit er, wenn es sein Wunsch wäre, sich mit den Seinigen wieder vereinen könne. Sein Entzücken bei ihrem Wiedersehen war unendlich und man konnte fürchten er möchte närrisch werden. Wenn er sich auch aus Eitelkeit eine andre Haut gewünscht hatte als die seiner Race, so bewies er doch jetzt, daß er diese selber nicht verläugnete. Kaum hatten sie sich wieder gefunden, so verschwand Jozsy und die Bande aus der Stadt um dem Vater des Stammes das verlorne Kind wieder zu zeigen. Nach seiner Rückkehr war Jozsy unerträglicher als je und bat uns unter den heftigsten Dankbarkeitsbezeugungen sogleich und für immer zu seiner Horde zurückkehren zu dürfen. So trennten wir uns denn, nachdem seine Börse durch eine kleine Sammlung nochmals gefüllt worden war. Freilich wurde sie durch einen monstruösen Schmaus alsbald wieder leer, den er trotz dem Abschiedsfest welches wir ihnen veranstalteten, seinen Brüdern gab.

Wir haben nie erfahren, was später aus diesem widerhaarigen Schüler geworden ist. Werden wir ihn vielleicht einmal am Saum eines Waldes, mit der Geige in der Hand, rauchend oder träumend wiederfinden?*)

*) Diese Frage wurde uns seit dem Erscheinen der französischen Ausgabe dieser Blätter ebenso unvermuthet als erfreulich beant-

XIII.

Die Zigeuner, die aus allen Strömen der Erde Waſſer ſchöpfen und Brot eſſen von all' ihren Furchen, ſchlugen einſt vor langer, langer Zeit ihre Zelte in den Ebenen

---

wortet, und zwar durch Jozſy ſelber, deſſen Brief nebſt unſrer Antwort an ihn wir unſern Leſern nicht vorenthalten wollen.

Debrezin am 30ten December 1859.

Euer Hochgeboren!

Aus Anlaß deſſen das ich zunächſt in der hierländiſchen Sonntags-Zeitung vom 25ten d. M. einen Auszug aus Ihrem Tagebuche unter dem Titel „Der Zigeuner Józsi" geleſen hatte, in deſſen Inhalte Euer Hochgeboren das mit mir vor 13 Jahren vorgegangene Bewandniß ſo treu ſchildern: erlaube ich mir mein Gegenwärtiges hiemit ehrerbietigſt an Euer Hochgeboren zu richten. —

Indem ich jetzt als ich bereits verheurathet und Familienvater bin, im Beſitze eines ruhigen Gemüthes und reinen Menſchen-Verſtandes mit Wehmuth darauf denke das ich in meiner Jugend das Glück hatte unter Euer Hochgeboren Schutze und Protektion ſtehend, in die groſse Welt eingeführt, und in der Kunſt ausgebildet zu werden, allein dieß durch meine damals unverbeſſerliche Verdorbenheit und Fremdheit zu Alles was Edel, Erhaben, und Kunſt iſt: Ihnen unmöglich geworden, und Sie auf mein Eigenes, und meines Bruders Anſuchen mich reichlich belohnt — als einen für die Kunſt nicht mehr heranzubilden möglichen ſchlechten Zigeuner-Burſchen wieder in meine Heimath entliehen. —

Jetzt ſehe ich ein das ich meine Zukunft — mit einem Worte — begraben habe. — Dieß iſt aber ſchon unabänderlich!!!

Allein als Sie laut dem Schluſſe ihrer Verſtändigung in Ihrem Tagebuche von mir noch etwas zu hören wünſchen: ſo ergreife ich dieſe Gelegenheit und bringe Ihnen unterthänigſt zur Kenntniß das

auf, in welchen der magyariſche Stamm ſich feſtgeſetzt hatte. Wiewohl dieſe Abkömmlinge einer gleichfalls aus

---

ich hier in Debrezin in meiner Heimath als ordinärer Zigeuner in der Kapelle diene, unter meine Genoſſen zwar, und auch vom Publikum geachtet bin, weil ich meine Violin auch jetzt noch ziemlich ſpiele. Auch habe ich eine hieſige Zigeunerin vor drei Jahren geheurathet und bereits einen Sohn im vorigen Jahre gewonnen, welchen ich auf Ihren Wertheſten Namen Franz taufen ließ, und war ſo frei Euer Hochgeboren zum Gevatter zu wählen; und wir den Tauf mit einer lebhaften Unterhaltung den ferne im Auslande weilenden Gevatter mit hochgeſchwungenen Bechern begrüßend abgehalten haben. —

Indem ich nun zu dem bevorſtehenden Neuen Jahre Euer Hochgeboren viel Glück und ein langes Leben mit Geſundheit wünſche iſt mir Ihre wertheſte Erinnerung in meinem Herzen eingeprägt, und bewahre das von Paris mitgenommene Hochdero Portrait in meiner armen Behauſung ſo lange ich lebe, und ſpäter auch meine Nachkommenſchaft als Heiligthum.

Mit tiefſter Hochachtung geharrend
Euer Hochgeboren unterthänigſter Diener
Sárai Joſef
oder der Zigeuner Józsi
in der erſten Muſik Kapelle des Boka Károly.

Herrn Sáray Józef (oder der Zigeuner Jozſy in der erſten Muſik-Kapelle des Boka Karoly) — Debrezin in Ungarn.

Lieber Jozſy!

Selten hat mich ein Brief ſo angenehm überraſcht und herzlich erfreut wie der Deine. Ich ſage Dir einſtweilen meinen beſten Dank dafür, indem ich mir vorbehalte, Dich gelegentlich in Deiner Heimath Debrezin zu beſuchen.

Faſt möchte ich Dich darum beneiden, daß Du der civiliſirten Ausbildung und Muſikmacherei, ihren Einſchränkungen und Abſtumpfungen, entwichen biſt. Ihr Zigeuner habt noch friſchen, unmittelbaren Genuß am Leben; euer Muſiciren iſt frei und heiß, wie

weiter Ferne hergewanderten Race mehr als andre erobernde Barbaren, die Sprache der alten römiſchen Welt angenommen hatten, blieben ſie im Übrigen freier von ihrem Einfluß, denn ſie fanden in dem von ihnen beſetzten Lande wenig Spuren ihres Geiſtes, ihrer Geſetze, ihrer Kultur und wenig Beziehungen zu der Hauptſtadt jenes Reiches, welches auch ſie zerſtücken halfen. So mochte

---

das Wallen Eures Blutes. Kein Schwätzen und Schmieren der Pedanten, Klügler, Kritiker, und der ganzen nichts-heißenden Sippſchaft kann Euch beikommen; mit Eurem Fidelbogen erhebt Ihr Euch über alles Elend der Welt und ſpielt es trotzend hinweg.

Ja, mein lieber Joziy, Du haſt wohlweislich daran gethan, Dich nicht in Conzertſälen herumzuplacken, und den blaſſen, ſauren Ruhm eines gediegenen Violiniſten zu verſchmähen. Als Zigeuner bleibſt Du Dein eigner Herr, und biſt nicht darauf angewieſen, (wie dies der Fall jetzt iſt bei den civiliſirten Künſtlern) andre Geſellen um Entſchuldigung und ſogar um Verzeihung zu bitten, wenn Du etwas ordentliches geleiſtet! —

Grüße mir beſtens Deine Frau, und laſſ' es Dir angelegen ſein, ſie recht glücklich zu machen. Sehr herzig iſt es von Dir, daß Du mich zum Taufpathen Deines Kindes gewählt haſt. Ich will den Ferencz beſonders liebgewinnen und ihm nächſtens eine kleine Geige als Spielzeug zuſchicken, — durch Remenyi (einen vortrefflichen und glänzenden Zigeuner in partibus) der Ende dieſes Monats in Peſth zu conzertiren beabſichtigt. Dein Junge ſoll ſogleich auf der Fidel hin und her trillern, ſo daß ihm der Fingerſatz frühzeitig geläufig wird.

Empfehle mich dem Meiſter Voka, deſſen nähere Bekanntſchaft mir ſehr angenehm ſein ſoll, und ſei verſichert, lieber Joziy, daß ich Dir ſtets verbleibe

aufrichtig wohlgewogen und freundlichſt

Weimar 11ten Januar 1860.

F. Liszt.

es kommen, daß ſie vielleicht eine dunkle Erinnerung ihrer eignen Wanderungen, ihrer gleich den Czigány uncultivirten Vorfahren bewahrten und deßwegen, als ſie Jene ins Land hereinkommen ſahen, vermuthlich keine ſo lebhafte Abneigung als andre Völker gegen ihre Lebensweiſe empfanden, keinen ſo rohen Druck auf ihre Nomadengäſte übten, deren zügelloſer Unabhängigkeitstrieb ihnen zweifelsohne nicht ganz unverſtändlich ſchien. Da ſie die ewig wandernden Stämme im Ganzen inoffenſiv fanden, ließen ſie dieſelben friedlich und unangefochten, und ſie, die ſich hier minder als anderswo von drückenden Maßregeln angefeindet und geplagt fühlten nahmen gern längeren Aufenthalt, ja bleibende Stätte in dieſem weniger feindlichen Lande. Wiewohl gegen jedes Geſetz, gegen jeden gouvernementalen, theokratiſchen oder adminiſtrativen Begriff ſich auflehnend, und jede Gewöhnung, jede Stabilität, jede Aſſociation der Intereſſen verſchmähend, zeigten ſie ſich ohne Böswilligkeit, ja faſt freundſchaftlich einer Nation gegenüber, in welcher religiöſer Fanatismus, ſociale Einrichtungen und Vorurtheile nicht ſo weit gingen, ihnen den Genuß des Daſeins, wie ſie ihn verſtanden, ſtreitig zu machen. Hier, wo keine Feindſeligkeit ſich in die Geheimniſſe ihrer Landſtreicherei zu drängen, ſie in ihrem Thun und Laſſen zu hindern verſuchte, wo man ihnen eine Ausnahmsſtellung in ihrem Verhalten zu den andern Menſchen ſtillſchweigend zuſagte, hier blieb ihnen auch Wunſch und Bedürfniß fremd ein Land wieder zu verlaſſen, das ihnen die kleine Penſion für's Nichtsthun nicht

verkümmern wollte. Im Gegentheil fühlten ſich die Romny's faſt heimathlich wohl in dem Schoos einer ebenſo reichen als milden Natur, die allerdings des excentriſchen Zugs der Polargegenden oder tropiſchen Breiten ermangelt, deshalb grade aber auch wieder frei iſt von deren beengenden und erſchlaffenden Monotonien von jenen ſcheinbar ewig währenden Geißeln eines anhaltenden Winters oder Sommers. Dies Klima bot ihnen eben jene Mannichfaltigkeit von Eindrücken und Schönheiten, nach denen ſie lüſtern ſind: vorübereilende, aber glänzende Bilder eines ſtarren, ſchneeprangenden Winters, eines brennenden, gewitterſchwülen Sommers, und zwiſchen beiden eines lachenden Frühlings, eines hoheitvollen Herbſtes. So gingen ſie keines der beſonderen Eindrücke der entſchiedenſten Temperatur-Gegenſätze verluſtig und konnten ſie nach Herzensluſt genießen ohne Furcht vor einer ſengenden Wüſtenſonne oder den giftigen unbezwinglichen Koſtgängern einer tropiſchen Vegetation, ohne auch wiederum der tödtlichen Langweile endloſer nordiſcher Nächte erliegen zu müſſen. Hier mochten ſie Behagen darin finden in den Tagen des Froſtes ihre Verwegenheit, ihre Abhärtung zu üben um dann, und bald nachher, Licht und Gluth der Hundstage aus erſter Hand zu genießen. Dazwiſchen hatten ſie dann wieder grauen dunſtigen Himmel, Nebel und Regentage. Weil ſie aber unter allen Reizen der Natur ihre Gaben plötzlichen Wechſels am Höchſten ſchätzen und ſich dann am Meiſten in ſie vernarren, wenn ſie, ein Proteus, beſtändig ihre Formen ändert, ſo mußte ihnen ein Land

höchlich zuſagen, wo ſie ſich in den unaufhörlichſten Wandlungen bewundern läßt. Da hatten ſie weite Ebnen, breite Ströme, mächtige Wälder, endloſe Einöden, wechſelnde Berge und Hügel, Heerden und Weingärten, undurchdringliche Wildniß und reichbelebte Städte und zu dem allem ein heldenkühnes, herzliches Volk. Da ließen ſie das Leben bald luſtig, bald ſchmollſelig über ſich ergehen, immer aber im trunknen Bewußtſein der beweglichen Unabhängigkeit mit welcher ſie ohne vermittelnde Übergänge in der Kunſt wie in der Wirklichkeit ſich den leidenſchaftlichen Anfällen eines düſtren Humors, eines prickelnden, gegenſtandloſen Kummers, den Alles erregt und den Nichts verurſacht, ungehindert überlaſſen durften, wenn ihrem nächtigen Sinnen der unheimliche Ruf des Käuzchens antwortet und das Sehnen ihres Tages den Schatten der Wolken auf der Ebene folgt oder ſtundenlang ſich am myſtiſchen Glanz des Glimmers und Quarzes nährt. Wenn der Winter wie ein barbariſcher Eroberer abzieht der dem Sieger nur ein verheertes Land überläßt und die verwirrte Natur jene Überſchwemmungen ſchaut, welche die Ufer verheerend und Schrecken verbreitend mit einer höhniſchen Heuchelei ihre cryſtallnen Tafeltücher ausbreiten in denen die Frühlingsſonne wie in immenſen venetianiſchen Spiegeln über welche man hin und wieder eine Hand voll Brillanten gleiten ließe ihr lächelndes Bild erblickt; wenn die gleich einem ſchnaubenden Renner dampfende Erde mit einer herben belebenden Feuchtigkeit die Lüfte erfüllt; wenn der Schrei der Angſt

und des Todes ſich ungehört im vollen Aufjubeln der das Joch ihrer Thatkraft abſchüttelnden Erdgewalten verliert; wenn, eine ſtrahlende Überwinderin, die Natur unberührt an dem Verzweiflungskampf der Menſchen mit dieſem Befreiungstaumel der Elemente vorübergeht — dann mag der Zigeuner mit allen Poren dieſe ſchmerz- und ſiegestrunkene Luft einſaugen, wo alle Trauer im Kampfruf der entfeſſelten Mächte verhallt, wie er ſelber ſeinen Gram in Klänge excentriſcher Luſt zu tauchen gewohnt iſt. Er mag gänzlich aufgehen in all' dieſen Peripetien wo ſoviel Dunkel von ſoviel Glanz überhüllt wird, um ſich dann auf's Neue den Zeiten einer ſcheinbaren Fühlloſigkeit, einer an Stumpfſinn gränzenden Faullenzerei hinzugeben, wenn es ihm genügt zweck- und ziellos über Brachfelder zu ſchweifen, wo Herbſtnebel ihn mit ihren feuchten Liebkoſungen umfangen, oder die Nadelwälder nach allen Richtungen zu durchirren, und ohne je zu ſummiren die Myriaden von Streiflichtern zu zählen, oder auch verwundert die Strichwolken zu betrachten, welche dem ſinkenden Tag gleich langen ſchmalen Schwertfiſchen zum Untergange ruhig nachſchwimmend folgen; oder ſich in einer engen Laubeskuppel behaglich hinzuſtrecken, und den frühen Tag mit einem grünlichen, milden Licht ſich leiſe zitternd durch die kaum erſchloſſnen jungen Blätter ſtehlen zu ſehen; oder von irgend einem Hügelabhang dem in ſanftem Winde wie ein flüſſiges Goldmeer wogenden Weizenfelde zu lauſchen, oder zu ſchauen, wie der Himmel mit ſeinem tiefen, fleckenloſen Blau ſich in einem ſchlammigen Pfuhl

ſpiegelt, ganz wie, kraft einer erhaben waltenden Gnade das Gefühl des Schönen auch aus einer getrübten Seele wieder zu ſcheinen vermag, aus der Seele eines elenden Zigeuners, der als Zigeuner ſich mehr zur Natur als zur Menſchheit gehörig fühlt.

Dank der Art von Gottesfrieden, den ſie hier genoſſen, konnten die Zigeuner ihre Eindrücke und Geiſtesanlagen genugſam concentriren und ſammeln, um die geheimen Gründe ihrer ausſchweifenden Anhänglichkeit an das freie Naturleben, an ihr räthſelhaftes Geſchlecht, an ihren dunklen Urſprung poetiſch auszuſprechen. Sie konnten ſich ſelbſt ſingen, und doch dabei fortfahren mit ſtolzer Trauer ihre Traditionen, wenn ſie deren beſitzen, die Sagen von ihrer Niederlage, vom Verluſt ihres Herdes, ihres Vaterlandes zu verbergen, deren ſie ſich nicht ſchämen, da ſie ja beharrlich verweigern ihr Angedenken durch eine Vermiſchung mit glücklicheren Geſchlechtern auszulöſchen, und unerſchütterlich vorziehen zu bleiben was ſie ſind: Czigáns und Parias. Hier hatten ſie in gefahrloſer Muße in einer von Hunger und Verfolgung ſelten geſtörten Unthätigkeit hinlängliche Zeit zu träumen; ihre Einbildung konnte ſich lange genug dichteriſch bethätigen, daß ihr inſtinktiver Aufſchwung ſich in Begeiſterung wandelte, bis ihr weſenloſes Träumen einen Halt gewann. Hier durften ſie ungehindert ſich phantaſtiſchem Brüten überlaſſen, in ſüßem Müſſiggang ihre Tage hinbringen, bis ihre Empfindungen eine Form annahmen deren langſame aber beſtändige Vervollkommnung eine ganz beſondre, von allen Gährungen

ihrer leidenſchaftlichen Seele erfüllte Kunſt hervorbrachte. Die Sicherheit furchtloſer Ruhe, freien Umherirrens in den Wäldern die Attila mit ſeinen Schaaren durchzogen, die Árpád erobert hatte, ohne die dringende Nothwendigkeit mühſamer Lebenserhaltung durch Betrug und Liſt, gewährte ihnen die Möglichkeit in einer andern Sprache als der des Nothleidens zu den Menſchen zu reden, ſich nicht immer ihnen gegenüber auf Späße und Fabeln zu beſchränken, Lüge auf Falſchheit zu häufen. So waren ſie zufrieden wenn auch elend, friedlich wenn auch ohne jeden andren Überfluß als die Beſeitigung der dringendſten Bedürfniſſe erheiſchte, und fanden Vergnügen daran ſich einen unſchuldigeren Pfennigverdienſt auszuſinnen als die Mährchen der Chiromantie und die Prellereien des Pferdehandels. Da ſie ein ergriffnes und empfängliches Publikum für ihre Sagen vom Wahren und Schönen in der Sprache der Kunſt fanden, griffen ſie gern zu dieſem Mittel, ſich ſelbſt noch mehr als durch Bärentänze zu erbauen, und das Publikum durch ſchwungvoll rhythmiſche Ergüſſe ihrer Freude und Wehmuth zu entzücken. Der Beifall gewährte ihnen ein Echo, ein Rückſtrahlen ihrer eignen Gefühle und ſpornte ſie an, dieſelben noch gewählter auszudrücken, und ſie in ſo weit zu objectiviren als der Künſtler es thun muß, um ſich ein Urtheil darüber zu bilden, ob die Form dem Gefühl adäquat iſt. Je mehr und beſſer ſie ſangen, deſto mehr Liebe, Verſtändniß und freigebigen Dank ernteten ſie ein und deſto beſſer ſtrebten und lernten ſie zu muſiciren.

Die von Natur reflexible Kunſt kann nur in einem

reflektirenden Medium gedeihen. Ihr Germinationsverfahren geht nur in einer ununterbrochnen Bewegung unter dem Einfluß eines fortwährenden Kreislaufs des sympathischen Fluidums zwischen Künstler und Publikum vor sich. Ihr Wachsthum entwickelt sich nur unter der Bedingung, daß ihre ersten Triebe sich unter mannichfachen Strahlen geistiger Wärme vervielfältigen. In Zeiten und Umgebungen wo sie schon zu großartiger Entfaltung gediehen ist, finden sich oft Künstler welche augenblickliche Erfolge, leicht errungne Lorbern, banale Applause verschmähend, sich mehr auf die Bewunderung ihrer Nachfolger als ihrer Zeitgenossen berufen, wenn sie zu ihrem Gesang Gegenstände wählen die ihren Auditorien noch nicht geläufig sind oder den langsamen Fortschritten ihrer Kunst voraneilen, um ihre unvermeidlichen Umwandlungen zu beschleunigen. Ehe die Kunst aber diese Periode erreicht, wo ihre Lebensfähigkeit ausdauernd genug geworden ist um weder unter dem Frost der Verkennung noch unter den Stürmen der Mißgunst, noch von der drückenden Opposition zäher Gleichgültigkeit zu leiden, vermag sie die Gebrechlichkeiten ihrer ersten Kindheit nur dann zu überstehen wenn sie in auffassungsfähigen Gemüthern ein fruchtbares Erdreich findet: denn sie gleicht auf dieser Entwicklungsstufe dem Feigenbaum Indiens, der nur dort eine reiche Vegetation erlangt, wo jeder der Zweige die er zum Boden senkt Wurzel fassen und selber wiederum ein Stamm werden kann. Der Boden ist die menschliche Seele und die Erzeugnisse der Kunst

bilden jenen ſymboliſchen Wald deſſen Bäume alle durch die oberſten Zweige verbunden ſind um durch ihre lebendigen Arkaden Schatten und köſtliche Kühle zu gewähren. Ein Volk oder Land kann von dem Glanz der Kunſt nur dann erhellt werden, wenn beim Erſcheinen ihres erſten Phanals auf der Höhe ſogleich auf allen Gipfeln antwortende Leuchtfeuer ſich entzünden. Die Kunſt, dieſe unnützeſte Nutzloſigkeit in den Augen des Poſitivismus, erfordert, als wäre ſie eine exotiſche Pflanze in der Menſchheit, vollkommen günſtige Verhältniſſe um ſich in ihr zu acclimatiſiren. Sie beſteht nicht für den Einzelnen ſondern für die Geſellſchaft, und ſo reich ſie den Einſamen zu nähren vermag, mit ſo vielen Geſtalten ſie die Zurückgezogenheit deſſen bevölkert, der ſich liebend ihr hingiebt, kann ſie dennoch an dem ſchwachen Hauch des iſolirten Menſchengeiſtes nicht geſunden. Dieſer trägt virtuell die Fähigkeiten zum Künſtler in ſich, die aber nur im Zuſammenſtrom mit andren lebendigen Quellen ſich Luft machen können. Der Enthuſiasmus der Geſammtheit iſt der Kunſt nöthig, wie ein fruchtbarer Schoos, der den Samen der Inſpiration, des Genies empfängt und ausbildet Ohne die Belebung deſſelben durch ihre mütterlichen Kräfte iſt die Fehlgeburt unvermeidlich.

In ſeinem träge hingelebten, ungeſelligen Daſein (denn wiewohl in Gemeinſchaft, lebt er nicht in Geſellſchaft) iſt der Zigeuner zu ſehr von ſich ſelbſt erfüllt, um im Stande zu ſein im Gefühl eines Andren aufgehen zu können; er kann das ſeinige als Künſtler ausſprechen,

aber nicht ſich als Zuhörer das eines andern Künſtlers aſſimiliren. Er iſt ſein ganzes Leben lang blind dem unvermittelten Zug ſeines Herzens gefolgt, ſein Weſen iſt ſo ausſchließlich affirmativ geworden, daß er ſich nicht mehr in ein andres zu verſetzen vermöchte, ſelbſt um auch nur in der Kundgebung ſeiner Eindrücke ſich das anzueignen, was ſich der ſeinigen identiſch erweiſt. So konnte der Zigeuner nicht dem Zigeuner als Publikum genügen. Er bedurfte überlegtere Zuhörer, die ſich Rechenſchaft von dem Gehörten geben konnten, damit, indem er ſein Gefühl in eine Kunſtform übertrug, er von ihnen den elektriſchen Gegenſchlag empfing, der zu öfterem Produziren reizt. Die Ungarn waren für ihn jene verſtändigen Zuhörer ohne welche ſeiner Kunſt eine Apophtoſe gedroht haben würde. Die ungariſche Civiliſation verhielt ſich dem Zigeuner gegenüber nicht ungeſchlacht erniedrigend*), ſie machte ſich nicht mit rigoriſtiſchen Kleinlichkeiten breit, erlaubte dem

*) „Ungarn iſt die einzige Nation Europa's, welche die Zigeuner „nicht gleichſam in eine Art Humanitätsacht erklärt hat. In dieſem „Lande, wo ſich jede Klaſſe durch Privilegien von der andren unterſchied, hatten auch die Czigány die ihrigen. König Sigismund bewilligte ihnen 1423 einen aus ihrem eignen Schoos zu erwählenden „Magiſtrat und ſpäter war es der Großwürdenträger Palatin ſelbſt „welcher ihr erſtes Oberhaupt zu beſtimmen hatte" (Ungarn und die Walachei von Thouvenel). Man kann leicht denken daß dieſe Magiſtratswahl und Oberhauptsernennung wenig Bedeutung erlangte und beides mehr als ein Beweis von Rückſicht gegen dies Volk, eine Art geſetzliche und ausdrückliche Anerkennung ſeines Rechtes in Ungarn zu ſein und zu bleiben anzuſehen war.

Künſtler ohne Paß und Taufſchein von Stadt zu Stadt, von Feld zu Feld, von Wohnung zu Wohnung zu wandern und empfing ihn überall liebenswürdig ohne ihm von dem reichlichen Lohn, den Bewunderung ſeiner kräftig accentuirten Poeſie ſpendete, etwas abzwacken zu wollen. Niemand verſchloß ihm die Thüre; die Hütten nahmen ihn auf, die Paläſte luden ihn ein; er wurde bei den Hochzeiten im Wirthshauſe willkommen geheißen und zu den Feſten der Fürſten herbeigerufen. Die Civiliſation entzog ihm nicht länger den Anblick ihrer Pracht, ſie ließ ſich im ganzen Glanze ihres Luxus vor ihm ſchauen, ließ ihn alle ihre Vorzüge in der Nähe betrachten. Wenn alſo die Czigány ihre Kunſt zur vollkommnen Blüthe entfaltet haben, ſo verdanken ſie dies der ſympathiſchen Intuition mit welcher die Ungarn dem Werth und Gefühl derſelben entgegen kamen.

XIV.

Wollte man verſuchen ihre Muſik zu zergliedern, auseinanderzuſetzen, um ihr Gewebe zu beurtheilen und mit dem der unſrigen zu vergleichen, ſo müßte man zuerſt den Hauptunterſcheidungsnerv zwiſchen Beiden bloslegen und es wäre in dieſem Fall vor allen Dingen zu erwähnen, daß ihr Modulationsſyſtem auf einer Art gänzlicher Verneinung jedes beſtimmten derartigen Syſtems beruht. Die Zigeuner erkennen ſo wenig in der Kunſt wie im Leben irgend ein Dogma, Geſetz, eine Regel oder Disciplin an.

Alles iſt gut, Alles erlaubt, wenn es ihnen gefällt. Sie ſcheuen vor keiner muſikaliſchen Kühnheit zurück, wenn ſie nur ihrem kühnen Trieb entſpricht, wenn ſie eine treue Spiegelung ihres Weſens in ihr erkennen. Die Kunſt iſt für ſie keine lernbare Wiſſenſchaft, kein handthierliches Geſchäft, keine gleich der Gaukelei durch gewiſſe Griffe zu erringende Geſchicklichkeit, keine Hexerei die man durch eine Formel wie nach einem Recept ausüben kann. Die Kunſt iſt ihnen eine vergeiſtigte Sprache, ein myſtiſcher, nur den Eingeweihten verſtändlicher Geſang, ſie ergreifen ſie nur vom Bedürfniß eines mitzutheilenden Inhalts getrieben und laſſen ſich in der Vermittlung durch keine äußerlichen Rückſichten beſtimmen. Sie erfanden ihre Muſik und erfanden ſie zu ihrer eignen Luſt, um die eigne Seele zu ſich ſelbſt reden und ſingen zu laſſen, um in tiefen, ergreifenden Monologen das Ich dem Ich kundzugeben. Wozu alſo hier Geſetz und Schranken, welche ſie nirgends anders dulden? Sie beſitzen eine uranfängliche Tonleiter und Sprache und haben nie eine religiöſe Scheue und Treue als in Bewahrung dieſer beiden gezeigt. Im Übrigen kennen ſie keine Kunſtvorſchrift, am wenigſten für das Verhältniß der Tonarten untereinander. Die vermittelnden Übergänge ſind bei ihnen ſo wenig bindend, daß man ſie eine äußerſte Seltenheit nennen und ſelbſt wo ſie vorkommen eher für einen Anhauch moderner Compoſition, für ein Verwiſchen und Verwittern des urſprünglichen Geiſtes halten darf. Übergangsaccorde ſind, mit geringen Ausnahmen bei dem kecken Ergreifen einer Tonalität nach der

andern in der ächten Zigeunermuſik ein ungekannter Luxus. Und vor ſolchen Salto mortale's ſperren dann meiſtens unſre Muſiker den Mund gewaltig auf. Oft überrumpelt, meiſt gepackt und überlegen, wiſſen ſie nicht was ſie dazu ſagen ſollen, bis ſie etwa auf den Ausweg gerathen möchten: „Ja, das wäre ganz ſchön, wenn's nur auch richtig wäre!“ und dabei vergeſſen, daß unter gewiſſen Bedingungen das Schöne nur in dem Maße als Schönes erſcheinen kann, als es ſich gewiſſer eingebildeter Feſſeln entledigt, welche nicht von Anfang und überall beſtanden haben und ſich nicht bis in alle Ewigkeit erhalten werden. Meiſt fangen unſre Muſiker, gut geſchulte und gebildete Leute, damit an, alles Verſtändniß dieſer Art plötzlichen Untertauchens in ein zugleich glühendes und eiſiges Element von ſich abzuweiſen, nicht die mindeſte Auffaſſung für dies Stürzen aus einer Tonalität in die entfernteſte, aus einer Weiſe in eine ganz verſchiedne zu verrathen, weil ſie eben dergleichen nicht gelehrt worden ſind und keine Ahnung davon haben, wie der Rommy ſich ebenſo aus einem Seelenzuſtand in den andren ohne jede Vermittlung hinreißen läßt, ohne das mählige Schwinden und langſame Werden der Gegenſätze, die anſcheinend ganz ohne Verwandtſchaft ſind. Der Muſiker von Fach iſt demnach bei der erſten Begegnung von der theoretiſchen Ungereimtheit der Kunſterſcheinung betroffen, die den unbewußten Zuhörer in ihren Zauberkreis zieht, ohne daß er ſich von der kühnen Seltſamkeit ihrer Wirkung Rechenſchaft zu geben vermöchte.

Nach Hervorhebung dieſes Hauptpunktes ließe ſich das

über ihre Muſik zu Bemerkende am beſten zuſammenfaſſen, wenn wir drei Elemente näher betrachten welche ihren Charakter beſtimmen: ihre in der europäiſchen Harmonie gänzlich ungewohnten Intervalle, die weſentlich zigeuneriſchen Rhythmen und eine hervortretend orientaliſche, ſehr üppige Fioritur.

Ihre Mollſcala enthält meiſtens die übermäßige Quarte, die verminderte Sexte, die große, übermäßige Septime. Durch die übermäßige Quarte erhalten die Harmonien oft einen ſeltſamen Schimmer, ja einen blendenden Glanz. Die Muſiker werden gleich herausfühlen, wie ſehr dieſe dreifache und gleichſam unausgeſetzte Modifikation der Intervalle dieſe Harmonie von der unſrigen unterſcheidet. Dem Fait accompli einer ſo großen Popularität gegenüber, wie deren die Zigeunermuſik ſich rühmen darf, iſt es nicht mehr gerathen ſie von vornherein zur Cacophonie ſtempeln zu wollen, was gewiß mehr als ein gelehrter Contrapunktiſt auf die bloße Darlegung einer ſolchen Verletzung geheiligter Traditionen zu thun geneigt ſein möchte. In den Künſten vermögen alle Reden und Gegenreden nimmer zu dem Schlußbeweis zu führen, daß eine Sache an und für ſich gut oder ſchlecht ſei. Es weht eine ungreifbare Flamme, ein Prinzip tiefer Ausgleichung zwiſchen Gefühl und Form eines Kunſtwerks und das Vorhandenſein oder Fehlen dieſer Flamme würde immer in letzter Inſtanz über Werth und Rang einer künſtleriſchen Produktion entſcheiden. Aber dieſe Flamme, dies Prinzip läßt ſich nicht beſchreiben, unmittelbare Auffaſſung muß

ihr Walten empfinden. Wir enthalten uns demnach jedes umständlichen Eingehens auf dieſe „Quarten, Sexten und Septen“ und überlaſſen es ihrer eignen Wirkung ſich die Berechtigung ihres excentriſchen Daſeins zu erkämpfen. Unmuſikaliſchen Leſern auch nur annähernd eine Idee ihrer Stellung und Wichtigkeit zu geben wäre uns kaum möglich, und die zu muſikaliſchen Muſiklehrenden werden nicht einmal ihren eignen Ohren glauben, falls ſie der impoſanten Majorität von Muſikern angehören, welche nur Ohren haben, um nicht zu hören.

Der gebildete Muſiker iſt über dieſe Intervalle anfangs meiſt ſo erſtaunt, daß er gemeiniglich ſeine Überraſchung mit dem Gedanken beſchwichtigt der Ausführende greife eben falſch. Dieſe ungeſchlachten Modulationen verwirren ihn ebenſo ſehr, als ſie ſeinen Gewöhnungen zuwider ſein müßten, wenn er das für Ernſt halten ſollte. Dagegen wird aber zum Glück andrerſeits der eindrucksfähige Zuhörer, der den unſchuldigen Vorzug genießt, ohne Clavierunterricht aufgewachſen zu ſein, zuerſt durch ein Element angezogen welches ihn ergreift und reizt und deſſen Sinn er am leichteſten zu faſſen verſteht. Was ihn mehr als alles Andre für dieſe Muſik einnimmt iſt die Freiheit, der Reichthum, die Mannichfaltigkeit und Geſchmeidigkeit ihrer Rhythmen, wie ſie in demſelben Grade nirgend anderswo vorhanden ſind. Sie wechſeln unaufhörlich, verwickeln, kreuzen, ſuperponiren ſich, und ſchmiegen ſich den verſchiedenſten Nüancen des Ausdrucks von der wildeſten Heftigkeit bis zur einwiegendſten Dolcezza, bis zum

weichſten Smorzando an, von kriegeriſcher Bewegung zum Tanz, vom Triumphmarſch zum Leichenzug, von dem im Mondſchein auf Wieſen geſchlungenen Elfenreigen zum bacchiſchen Geſang übergehend. Durch ihre Folge, Verbindung, Theilung und Verſchmelzung ſind dieſe Rhythmen ausnehmend geeignet, poetiſche Anſchauungen im Geiſte zu erwecken. Sie ſind alle charakteriſtiſch, voll Feuer, Biegſamkeit, Schwung, Wellenbewegung, voll Erfindung und phantaſtiſch wunderlichen Einfällen. Bald treten ſie ſcharf hervor, wie herausfordernder Liebreiz, bald ſeufzend hingehaucht wie klagende Herzensgeſtändniſſe; bald ſtürmen ſie einher gleich einem Vollblutrenner, bald hüpfen ſie zierlich dahin, wie kleine Vögel im vollen Sonnenſtrahl, bald gleichen ſie dem haſtigen beſtürzten Lauf des die Meute fliehenden Hirſches, oder dem dumpfen Gebrüll des in ſein Dickicht zurückgeſcheuchten Ebers; brünſtig klagend wie ein Liebekranker, oder prahlend und trabend wie ein zu neuen Kämpfen eilender Sieger; geſchwätzig und raſch, wie ein Trupp kichernder Mädchen, und wieder geſpornt und ſchnaubend wie der Galopp eines Reiterhaufens der eine Schanze zu ſtürmen dahinfliegt.

Dieſe Rhythmen ſind biegſam wie die im Abendwind wehenden Zweige einer Trauerweide; ihre Regel iſt Regelloſigkeit und ſie gehen anmuthig oder kraftvoll von binärer zu ternärer Bewegung über, jenachdem wildbewegte oder gemilderte Eindrücke es erfordern, jenachdem ſie die Sturzfluth der Leidenſchaften und ihr wirbelndes Aufſtürmen oder die weiche Raſt der Seele ſchildern. Sie haben nichts

von dem Beben, von dem zögernden, verwirrten Schwanken, wie es den Rhythmen des Walzer und Masurek eigen iſt. Dagegen iſt ihre Verſchiedenheit unendlich und erinnert manchmal an die wechſelnden Windungen und Biegungen der Asklepias, welche ungleich ſich fortſchlingend bald am Boden kriechen, bald in kühnem Bogen ſich aufrichtend eine ferne Stütze erreichen und dabei ihren Weg mit Blättern und Blumen beſtreuen. Man kann die aus dieſem Reichthum des Rhythmus erwachſenden ſeltnen Schönheiten und ihre Wichtigkeit in Betreff einer genauen Schätzung der Zigeunermuſik nicht genug hervorheben. Wir kennen keine andre, an der die europäiſche Muſik ſoviel Reichthum rhythmiſcher Erfindung und deren rechtzeitige Anwendung lernen könnte, als von ihr. Dieſe rhythmiſche Fülle iſt unberechenbar. Es ſcheint als ob jedes neu aufgefundene Fragment von Zigeunermuſik eine neue rhythmiſche Form, irgend eine ſinnreiche unerwartete Wendung, irgend ein Brechen des Rhythmus von ungeahnter Wirkung enthalte. Dieſer Zug iſt um ſo bemerkenswerther, als die Originalität andrer nationaler Muſikſtücke oft grade in der Einförmigkeit ihres Rhythmus beſteht, durch welche ſich das in ihnen herrſchende Gefühl offenbart. Übrigens iſt dieſe Verſchiedenheit ſehr begreiflich, wenn man bedenkt, daß der Zigeuner die Intenſität der Leidenſchaftlichkeit reproduzirt, mit welcher er ſich oft innerhalb eines ſehr engen Zeitraums den entgegengeſetzteſten, widerſprechendſten Eindrücken hingiebt, in Folge ſeines fortwährenden Zuſammenlebens mit der Natur und ihren

wechſelnden Bildern, ganz im Gegenſatz zu andren Völkern, die nur eine Leidenſchaft, nur ein Gefühl, nur eine bei ihnen vorherrſchende Form der Seelenſtimmung in Tönen wiederzugeben ſich gedrungen fühlen.

Dieſer vielgeſtaltigen Üppigkeit der Rhythmen entſpricht andrerſeits die Überfülle von Ornamenten, mit welcher der Künſtler, Virtuoſe, Improviſator, Poet das Thema immer ſchmückt und verziert. Die Meiſter der ſo hervortretend inſpirirten, den Geſetzen des Nachdenkens und Zwanges ſo wenig unterworfnen, ſpontanen, von der Improviſation unzertrennlichen Zigeunerkunſt ſind Diejenigen, welche ſich allen Wellenlinien, allen Launen einer in's Blaue hinein in Paraphraſen ſich tummelnden Phantaſie durch die ſeltſamſten Schlangenwindungen, die verſchlungenſten Kreiſe, das abenteuerlich verworrenſte Zickzack folgen, es ſind diejenigen, welche ſie auf ſyncopirten Rhythmen wie auf leichter Schaukel ſich wiegen laſſen, ihre Bewegungen cadenziren als ſollte ſie dem Reigen der Sterne vorantanzen, ihre Funken in Trillerraketen emporſenden, ihr den ernſten ſcharfen oder weichen lieblichen Mordent leihen, ſie in einen liſtigen Kobold verwandeln, deſſen kleine ſpitze Zähne das Ohr zu ritzen ſcheinen, wenn es von winzig kleinen Noten geprickelt wird. Der ächte Zigeunerkünſtler iſt derjenige, der ein Tanz- oder Liedmotiv nur als Motto einer Rede, als Epigraph eines Gedichtes aufnimmt und während einer fortgeſetzten Improviſation die Idee, die er nie ganz verläßt, umſchweift und umſchreibt. Der wird am meiſten bewundert, der

ſein Sujet mit einem ſolchen Überſtrom von Läufen, Vorſchlägen, Tonleitern, Arpeggien, diatoniſchen und chromatiſchen Paſſagen, Tongruppen und Gruppettchen zu umgeben weiß, daß unter der Fülle dieſer Stickereien von dem zu Grunde liegenden Gedanken nicht viel mehr zum Vorſchein kommt, als von dem braunen Tuch ſeines Uplandärmels unter dem dichten, buntſcheckigen Netz der künſtlich verſchlungnen Bortenarbeit zu ſehen iſt.

Dieſe Eingebungen des Augenblicks haben meiſt etwas Stoßweiſes, Abgebrochnes. Sie entfalten ſich auf unvermutheten Orgelpunkten, auf irgend einem Halt wo ſie uns die Spur unſres gewohnten Gleiſes ganz verlieren laſſen, nichts deſto weniger aber von pikanteſter Wirkung ſind. Wie ſie ganz unmotivirt ohne Regel und Vorbereitung eintreten erinnern ſie an das Geflatter ſcheuer junger Vögel, die eben ohne jeden andren Zweck als der Bewegung, des Lebens froh zu werden hier und dort in Lüften ſchweben, ſo wie die plötzlich eintretenden Ruhepunkte uns unverſehens ergreifen und uns die Pauſen zurückrufen die zwiſchen den tollen Sprüngen der Damhirſche und Rehe eintreten wenn ein unſren Sinnen nicht wahrnehmbares Rauſchen im Laub des Dickichts ſie in jähen Schreck verſetzt, daß ſie mit vorgeſtrecktem Hals, hochgeſpanntem Ohr und groß geöffneten klaren Augen einen Moment lauſchen und dann mit einem elaſtiſchen Sprung ihren Lauf über Schluchten und Hügel wieder aufnehmen.

Bei dieſem üppigen Aufblühen von Tönen iſt die Melodie oft auf die Rolle eines durch die Guirlande ſich

ſchlingenden Golddrahtes beſchränkt, der hinter Blättern und Blumenkronen verſteckt bleibt. Oft iſt die Hauptphraſe nur wie ein feenhaftes Antlitz hinter der prismatiſchen Hülle eines perlenſtäubenden Waſſerfalles oder einem mit vielblüthigen Muſtern durchwebten Flitterſchleier wahrzunehmen. Die Fiorituren ſind wie Blumenſträußchen welche aus einem überquillenden Füllhorn in holdem Wirrwarr niederfallen. Auf jedem Orgelpunkt erhebt es ſich wie Myriaden geſtirnter Atome, die ſich gleich entzündetem Blumenſtaub in die Lüfte zertheilen. Sie ſind wie ein irisfarbner duftiger Regen oder wie der ſchneeige Schaum einer Welle die gleich einer verliebten Nixe ſich aufrichtet und in einem Kuß verhaucht. Es klingt wie vom Fall eines Perlenhalsbandes in ein Gefäß von wandelfarbigem Opal, wo jedes Körnchen hundertfach zurückprallt. Bald dünkt es uns wie das rauſchende Auffliegen flügge gewordner Amſeln, bald wie der dumpfe Flügelſchlag des über einem breiten Fiord im Froſt erſtarrenden Eidervogels. Jetzt gleichen ſie dem Raſcheln welker Blätter über die eine Proceſſion am Allerſeelentag hinwandelt; jetzt dem Kniſtern des Feuers im Strohdach einer Hütte oder dem trüben Schall der Sturzfluthen die das Meer wie den Refrain eines düſtren Liedes an den Strand ſchleudert. Es iſt Alles was die Phantaſie in den Arabesken an Kurven, Schweifungen, Laubwerk, fliehenden, verfolgenden und umſchlingenden Linien erſinnen kann. Die Zigeuner ſind unübertreffliche Meiſter in dem Talent dem Ohr alle Genüſſe zu bereiten und zu geben, welche

die mauriſche Architectur dem Auge bot, wenn ſie auf jeden Ziegel ein Gedicht in Miniatur zeichnete. Hier wie dort genügt ein enger Raum zur Entwicklung einer Menge von Linien die ſich kreuzen und durchbrechen, ſich ſuchen und verfolgen, ſich berühren, drängen und wieder trennen, Linien die manchmal gepaart und weich abgeſtuft, manchmal ſich fremd und feindlich ſind, immer aber ein bezauberndes Ganze bilden vor dem man Stunden träumend verbringt, wie man ein ganzes Leben verbringen möchte. Das Überwiegen der Fiorituren knüpft dieſe Kunſt fühlbar an einen orientaliſchen Urſprung und macht den erſten Geiger nothwendigerweiſe zur Hauptperſon des Orcheſters, welches im Grunde nur da iſt um ihn zu unterſtützen, die Klangmaſſen zu verſtärken, den Rhythmus ſchärfer hervorzuheben und die Redeblumen ſeiner Improviſation zu ſchattiren und zu färben. So iſt er es auch der über das Tempo entſcheidet; ſobald er einen Streifzug der Phantaſie antritt, wartet das Orcheſter ruhig, bis die letzten Funken der Raketen niederträufeln. Die Eingebung des Augenblicks entſcheidet über die Dauer und ſchreibt die Figuration des Schwarms von Noten, dieſes Büſchels duftiger Töne vor, dieſer Läufe die emporſteigen gleich den verſchlungnen Ranken einer Rebe, dieſer Töne die tröpfelnd niederſinken wie ihre Thränen im Herbſt. Das Orcheſter iſt von der Gluth und Bewegung ſeines Führers ſo ganz hingenommen, daß wenn dieſer endlich von ſeinem Flug durch die Unendlichkeit ſich wieder zurückwendet, nachdem ihn die Phantaſie, wie ein wilder Knabe den

Drachen, lange genug an dem melodiſchen Faden in den Lüften hat ſchwimmen laſſen, die kleine Cohorte ſich mit ihm ſo identificirt, ſo gleichſam aus ſeinem Munde athmet, daß ſie im Augenblick des Niederſinkens ihn nie die Erde berühren läßt, ſondern ihm durch den kräftigen Hauch ihres Aufſchwungs ſo wacker wieder emporhilft, ſo innig alle Leidenſchaft und Sturmesluſt ſeiner Seele theilt, daß kein ungariſcher Zuhörer kalt bleibt und die Maſſe ſich unfehlbar in einen gemeinſamen Strom der Begeiſtrung hineingezogen fühlt.

Es iſt ſehr ſchwer die Zigeunermelodie von den beiden ihr gleichſam angewachſenen Elementen, Rhythmus und Ornamentation, zu trennen, weil es ſich ſchwerlich ereignen möchte, daß ein Zigeunervirtuoſe ſie in ihrer ganzen Einfachheit vortragen, ſie mit wenigen Strichen zeichnen möchte, und weil außer den Paſſagen die er zwiſchen jeder Note auf jedem Halt einſtreut, die Endungen der Perioden natürlich unter ſeinem Bogen nach dem Vorſchlag, dem Mordent, den Gruppetti ſtreben und unveränderlich mit einem m, n oder x bezeichnet ſind. Dennoch läßt ſich erkennen, daß dieſe Melodie einem tiefen Gefühl entſtrömt, daß ſie wie von Leidenſchaft geſättigt iſt, daß ihre Rundung immer das Gepräge der Nobleſſe an ſich trägt, daß ſie ebenſo imponirend iſt in ihrem Schmerz wie ſie im rauſchendſten Gewühl der Luſt nichts von ihrer Vornehmheit einbüßt. Selbſt wenn ſie nur geſungen, alſo des bunten Gefieders ihrer Fiorituren beraubt wird, entgeht ſie durch die erſtaunliche Mannichfaltigkeit der Rhythmen

jener Monotonie, wie wir ſie an den Dumki (Liedern) der Ukraine bemerkten, die ſelbſt das anfangs von der melancholiſchen Gewalt ihres Ausdrucks lebhaft ergriffene Herz ſchließlich ermüden. Außerdem haben dieſe Lieder nicht die den Zigeunermelodien durch ihre pikanten Intervalle verliehene Steigerung welche dieſe wie eine Feuerfärbung über ſie verbreiten.

Der Zigeunervirtuoſe ſuchte eine Form die allem Ungeſtüm ſeiner Luſtigkeit übereinſtimmte und ſeiner Trauer den klagendſten Ausdruck verliehe. Dieſe beiden Gefühlsſtrömungen haben in den beiden, anfangs ernſten dann lebhaften Tanzweiſen ihr Bett gefunden. Hat ſich der Tanz nach dieſen von der Muſik bewirkten Formen gebildet oder fand die Muſik die Tanzformen vor und bildete die ihrigen nach ihnen? Wie dem auch ſei, die Zigeunermuſiker haben die drei Hauptelemente der Melodie, des Rhythmus und der Ornamentation in eine Form verſchmolzen, die man jetzt „Ungariſcher“ *) zu nennen übereingekommen iſt, unter welcher man ein in zwei Theile zerfallendes Stück verſteht, zweifelsohne um urſprünglich dem langſamen Tanz welcher dem lebhaften vorausging zu entſprechen. Die Tänzer machten ſchon ſeit geraumer Zeit von der erſten Hälfte keinen Gebrauch mehr, während die Muſiker, die eine Art Introduktion zur zweiten Hälfte aus ihr geſtalten, ihr immer größere Wichtigkeit beilegen.

*) Der Zeitpunkt an welchem man zwei Stücken Zigeunermuſik dieſe Benennung verlieh, die übrigens ſehr anwendbar iſt, da ſie weder die Andantes noch Allegros ausſchließt, bleibt noch feſtzuſtellen.

Ihr wenn nicht vorherrſchender doch mindeſtens gleichbedeutender Werth iſt ganz insbeſondre dem poetiſchen Genius des Zigeuners zuzuſchreiben, der hier frei und feſſellos alle zurückgehaltenen Thränen ſeines Herzens ausweinen, alle Traumbilder ſchauen und Züge ganzer Welten in Pracht oder Trauer an uns vorüberführen konnte. Das in ſehr langſamem Tempo gehende Stück heißt Laſſan (lassu, lassan) nach einem Worte welches Langſamkeit bedeutet und läßt ſich durch „Maeſtoſo," „Dolente," „Pompoſo" bezeichnen. Hierher gehören die feierlichen, nationalen Märſche. Unter der Benennung Friſchka (einem aus Friss, Frissen corrumpirten Wort) begreift man die zweite Hälfte der Hongroiſe, die in ſehr ſchnellem Takt plötzlich oder allmählig zu einem Rhythmus ſich ſteigert, deſſen Raſerei und hinreißende Gewalt kein auf unſren faſhionablen Bällen üblicher Tanz gleichkommt. Die Friſchkas haben etwas Brüsques, Stoßweiſes, Unregelmäßiges, Unterbrochenes, und ſcheinen wie von plötzlichen Sprüngen begleitet. Man findet deren nie im Dreivierteltakt geſchrieben und ſie erhalten durch die Beſtändigkeit des ⅔ oder einfachen C-Rhythmus eine Feſtigkeit der Betonung die ſich bis zum Fürchterlichen ſteigern kann. Die Friſchkas gehen meiſt aus Dur, während die vorhergehenden Laſſans gewöhnlich in Moll gehalten ſind. Oft kommt es vor daß dieſer Übergang durch die Combination ihrer Rhythmen von je drei zu drei Takten bewerkſtelligt wird, ein entzückender und doch feierlicher Eindruck!

Die Ungarischen welche nur aus einem der beiden Theile bestehen sind meistens in Folge ungleichen Werthes von einander abgelöste Hälften. Wo eben auf ein vorzugsweise schönes Adagio ein banales Allegro folgte, ließ man die Ausführung dieses letzteren bei Seite, so wie man ihm, wenn es besser als das Andante gelungen war, das letztere nicht mehr vorausſandte. Dies mochte um so eher geschehen, als man sich nach und nach daran gewöhnt hatte mehre Lassans zu vereinigen um längere Zeit in derselben düstren Gefühlsstimmung schwelgen zu können, worauf man dann wieder ausschließlich Frischkas spielte welche Freude, Lachen und Leben zurückriefen und zur vollsten Stimmhöhe steigerten. Zu Bihary's Zeiten war dieser Gebrauch fast eingewurzelt. Er hatte es eingeführt dem Ball eine Art Conzert von Lassans vorhergehen zu lassen, während welchem es keinem Paare einfallen durfte Miene zum Tanzen zu machen.

Der Ungarische ist gleichsam ein „Gesang" der großen Zigeunerepopöe in Form einer Ode. Die Strophen sind in einem tollkirten Ton, das Colorit hat in seinem Glanze selbst eine gewisse primitive Rohheit behalten. Die entgegengesetzten Eindrücke folgen sich so abgebrochen wie Gipfel und Abgrund. Dies kann nicht wohl anders sein. Die poetischen Fragmente eines so bittren Stimmungen gänzlich überlassnen Volkes, das über den schwarzen eisigen Flythen des Lebens schwimmend das tragende Element nur mit dem an der Leidenschaft der Sensation fortwährend entzündeten Feuerwerk erhellt, der häufige

Taumel von tauſend Trunkenheiten, die Phantasmagorien einer Art von chroniſchem Somnambulismus konnten nicht zu ähnlichen Kunſtwerken gedeihen wie wir ſie einer gehaltneren Inſpiration verdanken. Alle dieſe Geſänge gleichen ſich durch die Kraft ihres Schwunges, alle ſind durch ihren Gegenſtand verſchieden und malen irgend ein andres Moment der Seele, welches nicht genau das des vorhergehenden noch des folgenden Geſanges iſt. Manche athmen die anmuthigen Scherze einer Runde aus der man eine Galathea entfliehen und in's Schilf eilen zu ſehen glaubt; andre ſind kriegeriſch, hallen von Fanfaren wieder und ſind mit übermüthig prahlender Bravour erfüllt. Über manche lagert ſich tiefe Mattigkeit gleich einer dunklen Nacht die in ihrem Schoos Alles betäubt und erſtickt und ihr Zerſtörungswerk unter dichtem Schleier verhüllt; in andren wird das Überſprudeln einer Freude laut welche wie Wein über den Rand des Bechers ſchäumt; man vernimmt die Widerhalle unendlichen Jubels, das Lachen einer gewaltigen Luſt in ihnen, wie die Bewohner der jugendlichen Erde in der Betrachtung aller Wunder einer vorſündfluthlichen Natur ſie empfunden mochten. Aus jenen tönt eine tiefſte Ermüdung, eine an Verzweiflung und Verachtung genährte Schwermuth, aus andren eine von Thränen ſo geſchwellte Troſtloſigkeit, daß man bei ihrem Anhören der antiken Medaillen gedenkt auf welchen Juda, dieſe Königin der gefallnen Städte und unterjochten Völker, auf Ruinen ſitzend in majeſtätiſcher Trauer ihre Krone von ringmauerloſen, geſtürzten Thürmen trägt. Hier überkommt uns ein

Schauer tiefſten Sinnens welches wie eine ſteigende Fluth mehr und mehr die Seele umwogt und ſie zuletzt in träumeriſches Hinbrüten verſenkt; dort ſind wir wie von der jähen Entfaltung der unmittelbaren, unbegreiflichen Gewalt eines Gottes betäubt und geblendet, von der beredten Fülle ſeines Werks, von der Welt deren Bannmeiſter, dem Bilde deſſen Maler, der Symphonie deren Schöpfer, der Dichtung deren Dichter er iſt. Das Entzücken höchſten Jubels und das erſchlaffte Schmachten unbeweglicher Apathie begegnen ſich, wie in dem Leben ihrer Sänger, fortwährend in dieſen Melodien. Sie bilden unausgeſetzte Contraſte unter allen Formen welche die Seele in ihrem Oscilliren zwiſchen Orgie und Ekel annimmt, zwiſchen dem ſtolzen Dünkel des Lebensrauſches und der ſchauerlichen Leere der Überſättigung. Aus dieſen unaufhörlichen Widerſprüchen ergiebt ſich ein dem Maalſtrom des Nordens zu vergleichender Sturm wo zwei Fluthungen ſich gegeneinander aufrichten und mit ihren Klauen ein unglückliches Fahrzeug faſſend es vom Abgrund zu den Wolken ſchleudern, ſeinen Kiel mit zerrenden Wogen peitſchen, daß das zerriſſne, zerſchellte, in allen Seiten von offnen Riſſen klaffende Schiff lang eh' die Tiefen es verſchlingen nur noch wie eine ungeſtalte Maſſe zwiſchen den kämpfenden Fluthen zittert.

Während dem lärmendſten Jubel toller Trunkenheit muß man jeden Augenblick eines halb erſtickten Stöhnens gewärtig ſein, welches daran erinnert, daß hier ein unendlicher Schmerz nur durch die Luſt verkappt iſt, daß nur

ſeine Oberfläche von dieſer vulkaniſchen Erde bedeckt erſcheint von welcher Freudenfeuer ſich erheben, durch die aber unverſehens, wie unterirdiſche Flammen durch unmerkliche Spalten, unerhörte Leiden dringen können. In der Zigeunerkunſt bilden die mannichfaltigen Fiorituren eine Art dichten Laubs in deſſen Tiefe die großen Erregungen, wie mächtige Vögel zwiſchen dornigen blühenden Gebüſchen verhüllt liegen.

Wie Viele welche der glänzenden Beredtſamkeit, der üppigen Rhetorik dieſer Kunſt entzückt und erſtaunt gelauſcht haben, ſchauten im Geiſte den Brennpunkt von welchem dieſe Melodien und Geſänge ausſtrahlen? Wie Viele ſannen dem Leid nach welches Millionen Herzen erdulden mußten ehe die Zahl angſtvoller Eindrücke zu dem Strom anwachſen konnte den wir eine Kunſt nennen? Wie Viele ahnen aus dem Reiz der Erzählung dieſer bezauberten Träume den Stolz, den ſie ohne ſich ſelbſt zu vernichten nimmer verläugnen können? Wie Viele ſind fähig das Hochgehende gewiſſer Wünſche ſelbſt dann zu erkennen, wenn ſie ſich in Unflath wälzen, weil ſie ſich nicht in Purpur hüllen können? Wer vermöchte die ganze Größe von Leiden zu ermeſſen, die ſich die kleine Münze wörtlicher Klagen vorenthalten, auf den Wehruf verzichten und nur in Einkleidungen an's Licht gelangen, welche ihre Narben verhüllen? Und doch offenbart dieſe unter Feſten und Hochzeiten, feierlichen Gelegenheiten und Gaſtmählern erwachſne Kunſt verborgne unausſprechliche Leiden, rieſige Kraftanſtrengungen nach Momenten der

Entmuthigung, Ekel und Ermüdung deren düstre Färbung weit mächtiger ist als aller Glanz des Entzückens und der Raserei ihrer bis zur Ohnmacht und zur Lust getriebnen wilden Freuden. Wenn man diese frenetischen Elegien lange anhört und sich dem inhaltlichen Gefühl identificirt, glaubt man einen unheimlichen Maskenzug an sich vorüberwandeln zu sehn in welchem bei dem Ausstrom der wirbelndsten Lustgefühle, des gigantischsten Lachens, der athemlosesten Tänze die Melancholie als unsichtbare Königin das Scepter schwingt.

XV.

Das Costüm, wie wir es von den Zigeuner Virtuosenbanden am öftesten haben tragen sehen bestand aus einem langen Oberkleid von braunem oder dunkelblauem Tuch welches mit einer Menge bunter Stickereien emaillirt war, deren mehr oder minder verwickelte Muster einen höheren Grad von Reichthum oder Eleganz bekunden. Wie alle orientalischen Racen, alle sinnreichen müßigen Naturen, verlieren die Zigeuner nie die Vorliebe für lebhafte mit Zierrathen durchschlungne Farben welche sogleich den Blick auf sich ziehen. Sie lieben funkelnde Ringe an Ohren und Fingern zu tragen, das Hemd am Halse durch ein rothes oder blaues Band, wohl auch durch einen Metallknopf zu schließen und entlehnen den Frauen etwas von

ihrem Gewirre von Halsbändern aus Amber, Corallen, Glaskügelchen, ſelbſt aus getrockneten rothen Beeren, an denen ſie überdies geweihte Amulette und behexte Talismane, Gold- oder Kupfermünzen und Säckchen von der verſchiedenſten Heilkraft tragen. Herr Maréchal in Metz hat ganz herrliche Paſtellſkizzen der Zigeuner in den Vogeſen nach der Natur gezeichnet. Wir haben nie einen Dichter oder Künſtler getroffen der in unſrem Sinn das Poetiſche des Zigeunerweſens in ſo ſchlagender Wahrheit erfaßt und wiedergegeben hätte. Viele Andre halten ſich nur an den Zigeunertypus und das Pittoreske in ihm. In ſeinen Zeichnungen, deren er eine ganze Sammlung beſitzt und uns einiges vom Trefflichſten daraus mittheilte findet man Köpfe in denen die Natur auf der That ertappt iſt, und die man nach Originalen gezeichnet glauben muß die erſt geſtern in Europa angekommen wären, ſo rein iſt das Gepräge der indiſchen Race das ſie an ſich tragen. Da ſind Frauenköpfe von einem ovalen Schnitt wie er uns gänzlich fremd iſt: lang, fein, zart. Und eine Form der Augen die unwillkürlich an die ſchöne Damajant erinnert, ſo viel üppige Weichheit athmet in den Wimpern. Dann wieder Männerphyſionomien in denen Sarkasmus grinſt, in denen die Kraft über dem Zorn zu brüten, der Schmerz über das Nichts zu ſinnen ſcheint. Ein Maler der in ähnlicher Weiſe wie Maréchal für dieſen aſiatiſchen Geſichtsbau, für dieſe fahlen, erdigen, verſchwimmenden, weiſſagungsvollen Phyſionomien eingenommen wäre könnte in der Gruppe eines Eziganvorche-

ſters mehr als einen ſeines Paſtels würdigen Gegenſtand finden. Der Anblick dieſer Menſchen müßte ihn frappiren, die ſich gewöhnlich wie Söhne einer Mutter ähnlich ſehen, mit ihren ſonnverbrannten Geſichtern und unbeſchornen ſchwarzen Flechten, die ſich wie Nattern um den orangegelben Hals ringeln. Ihre Augen leuchten wie Kohlen eines Meilers, deren Glanz gleichſam von einem innerlichen Hauch aufleuchtet und wieder erliſcht. Ihre Stirn iſt faltenlos, ihr Mund ohne beſtimmten Ausdruck. Die Lippen bleiben, wie aus einer Gewohnheit des Seufzens, gern geöffnet. Die grade oder gebogne Naſe, die Haltung des Hauptes verkünden Stolz, den nur ein gleichgültiges Hängenlaſſen der Schulter verhindert zum gebieteriſchen Ausdruck zu werden. Ihre Stellung bewahrt immer einen Charakter der Unabhängigkeit ohne in die Grandezza oder die Aufgeblaſenheit zu verfallen wie ſie den Herzögen, Grafen oder Häuptern ihrer Stämme ſelten mangelt, ohne aber auch die Nobleſſe zu erreichen welche den Bauern der Ukraine eigen iſt, dieſen Abkömmlingen der Koſacken, deren Neigungen nicht ohne Analogie ſind mit der Liebe des Zigeuners zur Freiheit, zum Haideleben, zu Tanz, Muſik und Trunk.

Das Zigeunerorcheſter beſtand früher aus mehreren ad libitum gewählten und zuſammengeſtellten Inſtrumenten, deren Baſis und Spitze jedoch immer Violine und Cymbal blieb, eine Art länglich viereckigen Bretts etwa wie Tafelclaviere mit Saiten bezogen welche mit Klöpfeln geſchlagen einen ſehr durchdringenden Ton ge-

ben. Nach den Muſtern zu urtheilen, welche wir von Saiteninſtrumenten öſtlicher Länder beſitzen, iſt das Cymbal augenſcheinlich morgenländiſchen Urſprungs. In Ungarn wird es nur von Zigeunern geſpielt. Gleich der Violine eignet es ſich zu Fioriturен, Mordenten, Tremolos und den auf jedem Orgelpunkt eingeſtreuten Raketen. In den erſten Chroniken in welchen von den Zigeunern die Rede iſt finden ſich ſehr genaue und mit den heute noch gebräuchlichen Inſtrumenten übereinſtimmende Beſchreibungen. Schon im fünfzehnten Jahrhundert geſchieht ihrer Erwähnung. Noch jetzt finden wir das Cymbal bei den Bauern in Kleinrußland, welche es gewöhnlich an einem um den Nacken geſchlungnen Riemen tragen, um es ſpielen zu können ohne es auf einen Tiſch niederzuſetzen, was die Reſonanz merklich erhöht. In Geige und Cymbal ruht das Hauptintreſſe des Zigeunerorcheſters, die andren Inſtrumente dienen nur zur Verdopplung der Harmonie, zum Markiren des Rhythmus, zur Begleitung. Meiſtens ſind es einige Holz- und Meſſing-Inſtrumente, ein Violoncell, ein Contrabaß und ſoviel zweite Geigen wie möglich. Die erſte Geige durchläuft alle Schlingwege der Laune des Virtuoſen. Des Cymbaliſten Rolle iſt es dieſen Lauf zu rhythmiſiren, Beſchleunigung und Verzögerung, Energie oder Weichheit des Taktes hervorzuheben. Er handhabt die kleinen Holzhämmer, durch welche bei dieſer primitiven Skizze des Claviers die complicirtere Mechanik erſetzt wird, indem er die Meſſing- und Stahlſaiten durchläuft, mit einer merkwürdigen Behendigkeit,

einer jongleurhaften Schnelle. Er theilt mit dem erſten Geiger das Vorrecht, gewiſſe Paſſagen zu entwickeln, gewiſſe Variationen jenachdem er ſie improviſirt, nach Gutdünken auszudehnen. Sie ſind die Soliſten der Bande. Dann und wann trifft es ſich auch, daß ein tüchtiger Celliſt oder Clarinettiſt mit ihnen alternirt und ein Mitgenießender des Privilegiums unbeſchränkter Improviſation wird. Einige ſolcher Virtuoſen haben ſogar vielen Ruhm geärntet, ſind aber nichts deſto weniger nur als Ausnahmen zu betrachten.

Die Zigeunerkunſt gehört mehr als jede andre dem Gebiete der Improviſation an, ohne welche ſie nicht zu beſtehen vermag. Nun kann aber weder Gewinn- noch Gefallſucht jemals dem improviſatoriſchen Geiſt einen wirkſamen Zug verleihen. Habſucht und Eitelkeit können Fleiß und Arbeit in einer Weiſe anſpornen, daß ſie alle Vorzüge des ſpeculativen Talents zur Geltung bringen: wer aber ſeine Empfindung ohne Nachſinnen und Vorbereitung mit zu theilen hat, im erſten Aufſtrahl, im erſten Erguß wie ſie aus ſeiner Seele hervorgeht, muß ſich an höhrem Reiz begeiſtern wenn ſein Gefühl ſympathiſch ſein und jene Anziehung üben ſoll welche ein Gedränge geſpannter Zuhörer um den Virtuoſen verſammelt. Wenn er nicht ſingt um zu ſingen, wenn er nicht etwas zu ſagen hat, ſo mag er in den tonangebenden Muſikſtädten immerhin mit wechſelndem Erfolg den alten Conzertſchwindel treiben, das Volk wird ihn mit ſeinen froſtigen Kunſtſtücken allein laſſen.

Wenn die Zigeunerkunſt auch nur ſich ſelbſt Zweck war, ſie bedurfte wie jede andre einer echoreichen Atmoſphäre, eines verſtändigen Publikums, durch welches zahlreichen Muſikern die Möglichkeit geboten iſt ſich ihr ausſchließlich zu widmen; der Zigeunervirtuoſe jedoch, deſſen Melodie eine in ihm lodernde reine Flamme verräth, deren Glanz ſein nothwendigerweiſe verſchloſſner Geiſt in keiner andren Sprache leuchten laſſen konnte, iſt nur von dem Verlangen beſeelt Alles was ſeine halb ſtolzen halb wilden Triebe von edlen Gefühlen bergen in beredte Strophen zu ergießen; er iſt gegen Alles gleichgültig was ſein gänzliches Aufgehen in der Kunſt die er für ſich geſchaffen in der Poeſie die er für ſich erdacht, ſtören und trüben könnte. Sobald er die Violine an die Bruſt legt als wollte er alles Blut und alle Schläge ſeines Herzens in ſie ausſtrömen und in ihr widerhallen laſſen, beſchäftigt er ſich ſo wenig mit dem umgebenden Kreis, daß er ſchließlich kaum mehr ſich des Auditoriums bewußt iſt. Sein Blick bemerkt kein Bilden und Auflöſen von Gruppen mehr. Erſt wenn die Ermüdung dem geheimen vertraulichen Koſen mit ſeinem Inſtrument ein Ende gemacht, wenn er ſeinen Bogen, ſein Scepter, niederlegt, mit dem er düſtre Phantome heraufbeſchwor oder Freuden herbeiwinkte, ſcheint er in's Leben zurückzukehren und eine kindliche Eitelkeit zuckt aus ſeinem Blick wenn er mit dem Käſtchen umhergeht und Goldſtücke oder Banknoten hineinfallen ſieht welche die ungariſche Ariſtokratie ſo reichlich ſpendete, daß er die Gaben auf goldnen Tellern in Em-

pfang nehmen konnte: eine Freigebigkeit, die indeß niemals Vermögen oder Luſt am Beſitz bei dieſen gleich den alten Minneſängern umherwandernden Muſikern eingeführt hat.

Wenn ächte Zigeuner muſiciren liegt ihnen vor allem daran, ſich ſelbſt zu genügen und man kann dies an der vollſtändigen Sorgloſigkeit um beifälliges oder tadelndes Urtheil über ihre Leiſtungen bemerken. Sie können nur den Enthuſiasmus begreifen welcher der eignen Erregung bei ihrem Ausüben der Kunſt gleichkommt, ſie verſtehen nur das Lob welches ſich durch die von ihnen hervorgebrachte Erſchüttrung, Rührung, Überwältigung kund giebt. Alles Übrige iſt ihnen gleichgültig. Es hieße ſie auf's Empfindlichſte langweilen, und ſie ſind nicht die Leute das lange auszuhalten, wollte man ſie froſtig loben oder tadeln, ihnen die Vorzüge und Mängel ihrer Virtuoſität auseinanderſetzen, ihnen den Unterſchied ihrer Auffaſſung mit der unſrigen begreiflich zu machen ſuchen. Sie legen nur auf die ihren Conzerten folgende Sammlung Gewicht, denn von ihr hängt die Art ihres Nachteſſens oder des morgenden Mittagsbrots ab, und ſie ſchätzen nur wirkliche Gefühlsbewegung die von ihrem Feuer entzündet wurde und die dann rückwirkend ihre innre Flamme ſchürt, mit ihrem glimmenden Funken ſie neu auflodern macht. Wenn ſie die Symptome eines Gegenſchlags von Gefühlen den ſie hervorzubringen gewohnt ſind nicht wahrnehmen, fahren ſie darum nicht weniger fort glänzend zu improviſiren, zu ihrem eignen Vergnügen. Sie

fürchten nicht, daß uneingeweihte Ohren irgend ein Bruchstück der geheiligten Formel erfassen um ihre Offenbarung zu mißbrauchen, denn sie haben zu wenig Bewußtsein davon, wie innig sie ihr die Geheimnisse ihrer leisesten Pulsschläge mittheilen. Sie denken nicht daran daß man ihre Klänge nur zu gut verstehen könne, denn sie glauben nicht voraussetzen zu dürfen daß in unsrer, von der ihrigen so verschiednen, Welt noch viele Herzen im Einklang mit den ihren schlagen könnten. Zu ihrer eignen Freude vor Allem führen sie den Bogen, der ihnen den Traum vorzaubert von der Wiedererhebung eines Pariastammes, dessen vollständige Erniedrigung sie in solchen Augenblicken sich selber wegläugnen.

In den Jahrhunderten während welchen ihre Epopöe sich durch die Agglomeration einer Menge von Fragmenten langsam bildete, waren sie in dem glücklichen Fall keine Ahnung von dem Bestehen einer andren Musik zu haben, deren Töne man nach einem andren Prinzip als dem ihrigen mischen, cadenziren, vermählen und trennen, nähern und entfernen könne. Sie hätten große Mühe gehabt ihren Kunstgeist unberührt, ihre Leidenschaft unvermengt zu erhalten, wenn eine andre Form des Schönen ihre Imagination verwirrt, eine Rivalität ihr unbefangnes Selbstgenügen wankend gemacht, ihre Anstrengungen abgespannt oder die Sympathien welche dieselben allein hervorzurufen im Stande waren ihnen entfremdet hätte. Das traurige Ergebniß ihres gegenwärtigen Verfalls, welcher damit begann daß sie fremde Künstler nachzu-

ahmen ſtrebten, gewährt die hinlängliche Überzeugung, daß ſie in Ungarn die einzigen Herrn des muſikaliſchen Bereiches waren. Von dem theoretiſchen Theil der Kunſt hatten ſie gar keine Kenntniß. Nach der Notation fühlten ſie nie ein Bedürfniß, weil ſie nur das Spielen aus dem Gedächtniß übten welches der Einbildung auf dem Felde der Improviſation freien Lauf läßt, bei der ſie aber dann wieder den Typus des zu Grunde liegenden Gedankens mit großer Treue beibehielten. Es wäre eine irrthümliche Meinung, wollte man glauben daß ihre Neigung ſich den Eingebungen des Augenblicks zu überlaſſen die Erinnerung der urſprünglichen Formeln, der Grundmelodien in ihnen verwiſchte. Durchaus nicht! Dieſe ſind weſentlich für ſie, denn ſie enthalten den Ausdruck des Gefühls das ſie zur Kunſt hinzieht, und ſind außerdem ſo beſchaffen daß ſie der individuellen Freiheit des Umſchreibens und Ausſchmückens den nöthigen Spielraum laſſen. Auch werden die authentiſchen Verſionen und ihre Lesart oder vielmehr Vortragsweiſe mit Pietät bewahrt; die Reinheit des Textes wird unter den üppigſten Verzierungen und längſten Abſchweifungen ſorgſam erhalten. Wir haben noch manche Zigeunervirtuoſen gekannt die vor dem Gedanken gebebt hätten die überlieferten Themen irgendwie zu verderben und die ſich als Schüler ebenſo gewiſſenhafter Lehrer in Streitigkeiten über ſolche Angelegenheiten zu Schiedsrichtern aufwarfen und ſich energiſch gegen jede apokryphe Einſchaltung verwahrten: ein Beweis daß gedächtnißliches Bewußtſein von der Bedeutung ihrer Kunſt

in ihnen lebte und daß es ihnen Herzens- und Ehrenſache war, ſie in ihrer Unverſehrtheit zu erhalten. Die Traditionen ihrer Kunſt pflanzten ſich, durch daſſelbe Verfahren welches ihre Sprache übertrug, mündlich und mit Treue fort ohne im Lauf ſo mancher Generationen und Wandrungen die Hülfe der Schrift, der Grammatik oder irgend welcher Regeln zu bedürfen, ohne ein Studium ihrer Conſtruktionen zu erheiſchen. Ihr Daſein wird durch Empirismus erhalten und verlängert; es iſt eben eine einfach beſtehende Thatſache. Ein Muſiker lehrte den andren, wie die Mütter ihre Kinder im angebornen Idiom unterrichteten und ſie dann aus der Fülle des Herzens reden ließen.

In der neueſten Zeit wurden die geſchickteren Zigeunervirtuoſen mit den europäiſchen Ideen und Dingen vertraut genug um die Vortheile der Notation einzuſehen und ſie werth zu halten. Sie machten den Verſuch die ſchönſten der erhaltnen Melodien zu ſammeln und ſelber neue zu komponiren, das heißt, ihre Improviſationen niederzuſchreiben, denn eine weitergehende Handhabung des muſikaliſchen Stoffes blieb ihnen fremd. Nur muß man dabei bedenken daß ſie die längſte Zeit der Notation unkundig oder doch ſehr ungeſchickt in ihr geblieben waren, daß alſo bei dem Dictando ihre muſikaliſchen Gedanken zweifelsohne entſtellt wurden, indem man ſie unrichtig wieder gab ohne daß ſie bei ihrer Schülerhaftigkeit im Leſen gegen dieſe Verfälſchungen Einſpruch thun konnten, und eben fortfuhren das Geſchriebene in ihrer Weiſe

zu ſpielen. Die niederſchreibenden Anfertiger dieſer Stücke mußten ſchon in Folge ihrer muſikaliſchen Erziehung nothwendig zahlreiche Veränderungen in die Ausgaben derſelben ſich einſchleichen laſſen, weil ſie (wie wir es oft ſelbſt geſehen haben) Intervalle, Modulationen, Diſſonanzen einfach als Fehler betrachteten, die mit unſrem harmoniſchen Syſtem allerdings im Widerſpruch ſtehn, aber grade der Zigeunermuſik ihren bezeichnenden Charakter verleihen. Man glaubte Melodien und gewiſſe Arten notirter Variationen zu reinigen, indem man ſie, aus beſter Abſicht aber aus völliger Unkenntniß der Zigeunermuſik in der That nur verfälſchte und ihnen den Haupt-Charakter ihrer wilden Inſpiration benahm. Überhaupt kann der todte Buchſtabe wie wir ihn heutzutage auf jedem Schritt oder vielmehr in jeder Notenhandlung Ungarns finden nur ſehr entfernt eine Idee von dem Brio der Ausführung zigeuneriſcher Virtuoſen, von den fortwährenden Modificationen ihrer Rhythmen, der beredten Fülle ihrer Phraſen, dem Accent ihrer Deklamation geben. Man kann alles deſſen nur inne werden wenn man ein Orcheſter von wahren Kindern Aſiens hört, ſei es ein berühmtes oder, was oft noch vorzuziehen iſt, ein halb nackt und hungerleidig umherziehendes.

XVI.

Vielleicht werden ungariſche Gelehrte und Sachverſtändige ſich veranlaßt fühlen die Frage an uns zu rich-

ten, wie es kommt daß wir die Muſik auf welche Ungarn als auf ein Nationaleigenthum ſtolz iſt, ſo ausſchließlich den Zigeunern zuſchreiben? warum wir, nach ihrer Anſicht die Begriffe verwechſelnd, die ganze Ehre der Erfindung denen zuſprechen welche gemeiniglich nur als Ausübende, als Deklamatoren einer Poeſie gelten, deren Verfaſſer ſie nicht ſelber ſind?

Bevor wir die eigentliche Frage einer näheren Betrachtung unterziehen möchte vielleicht nicht unerſprießlich ſein, zu erwägen ſeit welch' einem bedeutenden Zeitraum Ungarn dieſen Gäſten Obdach gewährt die der Reihe nach Romano (oder Rommy, Rommitſchel ꝛc.), Sind-hi (mit Bezug auf Indien), Chai, Caloro, Kârâchen, Fârawni (will ſagen Pharaoni gentes), Chingani's, Iſſingi, Jitanos, Zincali (Söhne von Zend-Indien), Gypſies, Zigeuner, Cingeſer, Czigany, u. ſ. w. hießen und noch heißen, jenachdem man ſie in Aſien, Europa oder Afrika nach ihrem Urſprung, ihrem Handwerk, ihrem äußern Erſcheinen bezeichnete.*) Wir verkennen nicht, daß es ein Irrthum wäre die jetzt im Lande wohnenden Zigeuner für direkte Abkömmlinge derjenigen halten zu wollen, welche damals zuerſt den ungariſchen Boden betraten. Die Rommy's faſſen nirgends, und auch in Ungarn nicht, vollſtändig Wurzel. Die verſchiednen Stämme löſen in gewiſſen Zeiträumen einander ab, deren etwaige Dauer vermuthlich eine ſehr

*) Siehe Pott.

unregelmäßige iſt. Selbſt da wo ſie ſeit Jahrhunderten nie verſchwunden ſind kann man als gewiß annehmen daß ihr Perſonalbeſtand ſich durch Auswandrung der älteſten und Ankunft neuer Familien mehr als einmal verändert hat. Nach einer Geſetzbeſtimmung die uns eben ſo unerklärlich iſt als die gewiſſen Naturerſcheinungen zu Grunde liegenden, wie etwa den Wandlungen und dem Ausſterben gewiſſer Thiergattungen, dem Schwinden und Vermehren von Pflanzenarten, u. ſ. w. von denen wir ebenſo den Grund nur vermuthen können, verlaſſen die Zigeuner ſelbſt die ihrer Lebensweiſe zuſagendſten Gegenden, um auch den leiſeſten Anſchein von Niederlaſſung zu vermeiden. Da ſie aber die wohlthätigen Stellen nur verlaſſen um ſie Brüdern einzuräumen die gleichfalls Paria's, Verbannte, Umherirrende ſind, ſo bewerkſtelligen ſie dieſe Art Veränderungen (die ſie auch in der Walachei, wo ſie der Einregiſtrirung und Leibeigenſchaft unterworfen ſind, ausführen) auf eine für uns nicht wahrnehmbare Weiſe, denn man möchte glauben, daß ſie nicht eher weggehen als bis ſie den Nachfolgern alle ihre Ortskenntniſſe mitgetheilt haben. Dem Lande und ihren Bezügen zu ſeinen Bewohnern gegenüber iſt alſo ein ſolcher Wechſel durchaus nicht fühlbar und eigentlich gar nicht vorhanden. Die neuen Ankömmlinge ſind in alle Verhältniſſe der im Stillen Abgezognen eingeweiht und das Faktum der zeitweiligen Erneuerung ihrer Horden, ſo anerkannt feſt es ſteht, kann an den Beobachtungen zu welchen ihr länge-

res Verweilen in einem Lande Veranlaſſung geben mag nichts ändern.

Zunächſt möchten wir ſodann darauf hinweiſen, daß wir Andeutungen über ein Verweilen der Zingari in Ungarn vom dreizehnten Jahrhundert an, alſo zwei Jahrhunderte vor ihrer Einwandrung in das übrige Europa, beſitzen, wohin ſie ſich dann mit den oft angeführten und bekannten Geleitbriefen unſres König Sigismund begaben. Die Richtigkeit dieſer Zeugniſſe iſt um ſo wahrſcheinlicher, als die Zigeuner ſchon früher, da ihre Horden öſtlicher gelegene Länder betraten, die fromme Fabel ausgeſonnen hatten nach welcher ſie ein Theil der ägyptiſchen Nation zu ſein vorgaben und daß ſie verdammt wären eine beſtimmte Zeit zu wandern um das Verbrechen ihrer Vorfahren abzubüßen, welche der heiligen Familie, als ſie in jenes Land kam, die Gaſtfreundſchaft verweigert hätten. Die Ähnlichkeit dieſer Geſchichte mit der Legende vom ewigen Juden und die Gegenwart der Israeliten deren Verbannung man gleichfalls für eine Strafe des Himmels hielt, verſchaffte ihr trotz aller Haltloſigkeit Glauben und Aufnahme. Um eine mit den religiöſen Überzeugungen, den unklaren Volksbegriffen, dem Aberglauben des Mittelalters ſo übereinſtimmende Fiktion auszudenken mußten ſo ungebildete Menſchen wie die Czigany gewiß ſchon mehrere Generationen lang unter Bevölkerungen gelebt haben bei welchen der chriſtliche Glaube ſeit geraumer Zeit Eingang gefunden hatte. Sie konnten unmöglich im Lauf weniger Jahre das

herrſchende Colorit der damals lebendigen Sagen erfaſſen und die Art ſo trefflich erfinden mit der ſie die Unwahrſcheinlichkeiten ihrer Erzählung bemäntelten um ſie mißtrauiſchen Ohren einigermaßen plauſibel zu machen und aus Umſtänden die ſie dem allgemeinen Unwillen hätten ausſetzen ſollen, ſich ein gleichſam ſchützendes, faſt in Ehren gehaltnes Gewand zu bereiten. Fremd und umhergetrieben gleich den Juden war ihre erſte Aufnahme eine faſt wohlwollende zu nennen, da ſie ſich in den Ländern die ſie aus jetzt unbekannten Gründen zu beſuchen gedachten, durch eine verſtellte Reue, durch anſcheinende Demuth inſinuirten welche im Gegenſatze zu der Verhärtung der kreuzigenden Gottesmörder ſtand.

Wenn man alſo annehmen kann, daß die Zigeuner ſchon im dreizehnten Jahrhundert ſich in Ungarn aufhielten, ſo iſt uns andrerſeits keine Thatſache bekannt welche *beweiſe*, daß ſie nicht ſchon früher dort geweſen wären. Beim erſten raſchen Vordringen dieſer braunen Menſchen in Deutſchland lieferten die Chroniken Beſchreibungen von ihnen mit den kleinſten Details und mit jener naiven Leichtgläubigkeit welche, auf jede Erklärung verzichtend, Alles zuläßt, und ſie mit einer Peſt, einem Meteor, einem Erdbeben in einer Reihe aufzählte. Dank der damaligen Richtung der Gemüther auf das Wunderbare und Unerhörte iſt es uns vergönnt die erſten Haltepläße in Deutſchland faſt Schritt für Schritt verfolgen zu können. Stellt man ſich aber ihren Eintritt in ein Land vor welches noch nicht mit ſolchen Bürgern verſehen iſt, die a[illegible] Muße

darauf verwenden das ihnen zu Ohren kommende Merkwürdige niederzuſchreiben und dabei mehr auf Anhäufung abſonderlichen Materials denn auf Prüfung des Authentiſchen achten, ſo wird man leicht begreifen daß die Gegenwart der harmloſen Zigeuner welche für den die Nationen ſpaltenden und beſeelenden Kampf der Intreſſen ſo gänzlich paſſive Zuſchauer blieben, zu wenig die Aufmerkſamkeit angezogen haben mag als daß man Spuren ihres erſten Erſcheinens wieder aufzufinden hoffen dürfte. Gewiß ward man in Ungarn bald mit ihnen vertraut und ihr Umgang konnte kein Beweggrund der Überraſchung ſein. Geben wir ſelbſt zu daß in verhältnißmäßig ſehr frühen Zeiten ſich ein Geſchichtſchreiber gefunden hätte, wie ſollte er daran gedacht haben ſich mit einer für Geſchick, Ruhm, Krieg und Noth ſeiner Nation ſo gleichgültigen Sache zu beſchäftigen. Da nun zu jener Zeit die Zahl der Schriftſteller in ganz Europa und beſonders in Ungarn eine ſehr beſchränkte war, ſo wird es mehr als ſchwierig den poſitiven Beweis zu liefern, daß die Zigeuner nicht lange vor der Epoche in welcher einige erſte und ſchwache hiſtoriſche Andeutungen Licht über ihre dortige Exiſtenz zu verbreiten beginnen ſchon in einem hinreichend innigen und beſtändigen Verkehr mit den Magyaren lebten, um dieſe unmerklich und faſt unbewußt in den Beſitz ihrer Melodien gelangen zu laſſen, denen ſie ihre Tänze anpaßten, ihrer Monodien, denen ſie Worte ihrer Sprache unterlegten.

Durch die Philologen iſt der aſiatiſche und beſonders

tartariſche Urſprung der Ungarn unter die von der Wiſſenſchaft errungnen und nicht mehr zu bezweifelnden Thatſachen aufgenommen. Ohne uns in eine wiſſenſchaftliche Unterſuchung vertiefen zu wollen ohne mögliche neue Entdeckungen in Abrede zu ſtellen, halten wir an dieſer Vorausſetzung feſt und glauben daraus folgern zu können daß zwiſchen den akuſtiſchen Wahrnehmungen indiſcher und tartariſcher Organiſationen grade ſoviel Abweichendes und Analoges vorhanden ſein mußte um ſie, als der Zufall zwei dieſen Racen entſtammende Völker auf einem Boden zuſammenführte, zur Aufnahme einer und derſelben Kunſt zu veranlaſſen. Wären ſie mit gleich produktiven und glänzenden Fähigkeiten begabt geweſen, ſo iſt es wahrſcheinlich daß ſie, nebeneinander lebend, jedes ſeine eigne Kunſt, nach der Verſchiedenheit ihrer Gefühlsweiſe ſich gebildet hätten, denn es wäre irrationell, dieſe bei ſo ungleich geſtellten und mit ſo abweichendem Charakter begabten Völkern als identiſch vorausſetzen zu wollen. Noch willkürlicher ſchiene es, die Kunſt eines Volks einer andren Urſache zuſchreiben zu wollen als dem Bedürfniß gewohnte Eindrücke poetiſch wiederzugeben. Wenn andrerſeits keine Analogie des Gefühls und der Organiſation unter ihnen beſtanden hätte, ſo würde die von einem der beiden Völker geſchaffne Kunſt keine Vorliebe in dem andren erweckt haben und die Kunſtanlagen der in dürftigem Dunkel wandelnden Race wären todt zur Welt geboren worden. So war es denn zum Hervorbringen des heute zu Tage liegenden Reſultats nöthig, daß eines der

Beiden in dieſer Hinſicht eine überlegne Erfindungskraft, eine auserleſnere Feinheit, einen ſchärferen Formenſinn beſaß, während das andre Verſtändniß, Geſchmack, Empfänglichkeit mitbringen mußte um das Wirken des erſten zur Blüthe zu entwickeln.

Wie nutzlos auch die Conjecturen ſein möchten die man über den Zuſtand der Kunſt in jenen fernen fernen Ländern, aus welchen die Rommy's kamen, bilden könnte, in jenen alten alten Zeiten wo ſie am eignen Herd ſangen, ſo fühlt man ſich unwiderſtehlich verſucht, ihre Muſik als die höchſte Formel, als das Ideal alles deſſen zu betrachten was Reiſende von der orientalen, arabiſchen und indiſchen Muſik erzählen. Man hat unſres Wiſſens den Ähnlichkeiten und Verwandtſchaften noch nicht nachgeforſcht, die zwiſchen Prinzipien, Endungen, Abſtammungen, Modulationen, Metren und Rhythmen der Zigeunermuſik und der Muſik Hindoſtans beſtehen könnte, wie man es in den beiden Sprachen gethan hat. Wenn ſich Männer fänden welche das conſequente Wollen und die unermüdliche Beharrlichkeit der wiſſenſchaftlichen Vorkämpfer auf die Kunſt anwendeten, ſie würden vermuthlich ebenſowohl Beziehungen der Conſtruktion der muſikaliſchen wie in jenen der artikulirten Töne auffinden. Die Hinneigung zu außerordentlich zarten und für unſre weniger geſchärften Sinne kaum wahrnehmbaren Nüancen, wiewohl ſehr gemäßigt durch die gegenwärtige Beſchaffenheit der Zigeunerinſtrumente, durch klimatiſche Einflüſſe und wir möchten ſagen occidentaliſirte Zuhörer,

iſt heute noch fühlbar, und das Vorhandne genügt, uns die durch ihre Virtuoſität bewirkte Aufregung begreiflich zu machen. Welche Meinung man auch über die Entwicklung der Muſik bei den in der Nachbarſchaft des Gangesſtrandes wohnenden Völkerſchaften hegen möge, jedenfalls ſcheint ſie eine viel bedeutendere geweſen zu ſein, als die der mongoliſchen Tartaren. Wer möchte aber entſcheiden ob die Natur dieſer letzteren nicht Verwandtſchaftliches genug mit den Anbetern des dreimal heiligen Fluſſes gehabt haben mag um im Stande zu ſein in einer Art Erziehung durch Gewohnheit ſich mit ihrem muſikaliſchen Gefühl zu identificiren? Man würde ſich auf dieſe Weiſe ohne Mühe erklären können, wie gewiſſe Charakterzüge der indiſchen Muſik willig von den Abkömmlingen tartariſcher Race aufgenommen wurden, deren Ohr bisjetzt nur an den Senſationen durchdringender Rhythmen und Intonationen Gefallen gefunden hätte, die aber für die feinere Auffaſſung der Vocaliſe, der Verzierung, der Fioritur, des plötzlichen Tonalitätenwechſels und andrer Vorzüge einer von Geburt hindoſtaniſchen Kunſt nicht unempfänglich war.

Alle einheimiſche ungariſche Muſik zerfällt natürlich urſprünglich in das geſungne Lied und in die Tanzmelodie, zwiſchen welchen eine nahe Charakterverwandtſchaft, um nicht zu ſagen Identität herrſcht. Auf den erſten Blick möchte es ſcheinen als hätten die Zigeuner auf die Vokalmuſik keinen Rechtsanſpruch, denn die Lieder haben ungariſchen Text, werden nur von Magyaren geſungen

und gemeiniglich Schäfern oder Kriegern dieſer Race und Sprache zugeſchrieben. Über die Tanzmelodien erhebt ſich, in Ermanglung von Argumenten ad rem und ad hoc, minderer Streit. Worauf ſollte ſich in der That eine Erörterung darüber ſtützen, ob die Ungarn ihre choregraphiſchen Übungen nach der von den Zigeunern mitgebrachten Muſik einrichteten, oder daß die Letzteren unzweifelhaft weder eigne Tänze noch eigne Muſik beſaßen und Beides, wenigſtens Melodien und Rhythmen von den Ungarn entlehnten? Unſres Wiſſens exiſtiren keine ausreichenden Beweiſe, nach denen eine dieſer beiden Meinungen auf anerkannten Thatſachen fußen könnte. So bleibt es denn immer möglich der einen oder andren Meinung anzuhangen jenachdem man eine Folge von Behauptungen annimmt welche dazu beſtimmen können ſich für eines oder das andre zu entſcheiden. Muſik und Tanz bilden integrirende Theile der Zigeunervergnügungen. In keinem Lande fehlen einige Inſtrumente ihrem lagernden Zug und man hat bemerkt, daß ihr berauſchendes wirbelndes Tanzen manchmal an die unter ähnlichen Formen von den Derwiſchen gepflognen Andachtsübungen erinnert und ſich immer an einen bei ihnen traditionellen Typus hält. Seine Hauptbewegungen finden wir bei den entfernteſten Stämmen wieder und in den Beſchreibungen der Gebräuche ſelbſt bei den elendeſten Bettlern dieſer Race wie ſie zwiſchen den Sümpfen der Wálachei hauſen dieſelbe Bezeichnung der Tänze wie bei den eleganten Zigeunern Moskau's. Sie ſind den Nationaltänzen der

Ungarn nicht ganz identiſch. Die Vermuthung ſcheint uns aber möglich, daß die Ungarn, indem ſie ſich der Zigeunermuſik bedienten, ihrerſeits in die Zigeunertänze von Anfang an kriegeriſchere, gymnaſtiſchere Bewegungen einführten, wie ſie im magyariſchen Charakter lagen, wie ſie ihren kriegeriſchen Sitten entſprechend waren und die, wenn man das Ähnliche ihrer Tänze mit denen der Koſacken erwägt, die Annahme nicht ungegründet erſcheinen laſſen, daß Beide dieſelben aus Aſien mitgebracht. Wenn die Czigany traditionelle Tänze hatten ſo ergiebt ſich die dazu gehörige Muſik von ſelbſt. Wäre es denn nun ſo gar zu ſeltſam und unmöglich daß die Magyaren, aus dem überlegenen Talent ihrer Gäſte Nutzen ziehend, unmerklich ihre Tänze mit Eintheilung und Takt der Zigeunermelodien in Übereinſtimmung gebracht hätten und mit der Zeit ihre Aneignung eine ſo vollſtändige geworden wäre, daß jede Spur dieſer Verſchmelzung ſich verloren, und beide nun wie unzertrennliche Zwillinge erſcheinen? Wer vermag heute zu entſcheiden, ob die Zigeuner ihre Melodien bei den Ungarn gelernt um ſie ihnen aufzuſpielen, oder ob das magyariſche Volk ſich nach den Zigeunermelodien gerichtet hat? Iſt es aber nicht wahrſcheinlicher daß dieſe Melodien von denen kommen welchen die Tanzmuſik (wie wir, in Anſehung ihrer Beſtändigkeit, aus ihren jetzigen Sitten auf die früheren ſchließen dürfen) zur Begleitung ihrer Aufzüge unentbehrlich war, wenn ſie Bären und andre ſeltne Thiere zu Schau führten, in viele Städte mit dem Orcheſter an der Spitze wie im

Triumph einzogen und vor dem Wahrſagen und den chiromantiſchen Künſten ihrer Frauen Kraft- und Geſchicklichkeitsſprünge ausführten? Der von der Muſik unzertrennliche Tanz vereinigt ſich auch, beſonders bei primitiven Völkern ganz natürlich mit dem Geſang. Die Civiliſation hemmt und beeinträchtigt dieſe Richtung, indem ſie das Maaß der Forderungen an jede einzelne Kunſt erhöht und dieſe zur Iſolirung, behufs einer größeren Vervollkommnung zwingt; die Vereinigung beſteht aber gewöhnlich ſo lange eine Scheidung nicht durch verfeinertes Bedürfniß herbeigeführt wird. In mehr als einem Lande hat ſich der Gebrauch noch bis heute erhalten gewiſſe Tanzbewegungen mit halbgeſungenen, halb geſprochenen Chören zu begleiten, wie bei den Krakowiaki's, Tropaki's u. ſ. w.

Wir verhehlen uns nicht, daß die Hypotheſe eines rein zigeuneriſchen Urſprungs der ungariſchen Lieder noch viel gewagter wäre, als den Rommy's die Compoſition ihrer Tanzmelodien zuſchreiben zu wollen, unter den Gründen jedoch die uns für ſie entſcheiden iſt mehr als einer welcher in unſren Augen peremptoriſch erſcheint. Bedenken wir jedoch daß die ſogenannten Volksmelodien nicht vom ganzen Volke, ſondern nur von einzelnen Gliedern deſſelben componirt ſind, und daß die Ähnlichkeit in den Eingebungen dieſer Verſchiednen, ſowie ihre Popularität, den Sammlungen ihrer Melodien einen nationalen Charakter verleiht. Wenn die Summe der unter einer Nation verbreiteten Geſänge ein durch ſein Gefühl und

ſeine Form ſich auszeichnendes Monument bilden, müßte es doch gewiß überraſchen, daß in einer ſolchen keine hervortretende Individualität die allgemeine Aufmerkſamkeit durch ihre Überlegenheit in Anſpruch nähme. Nun iſt aber, während die Zigeuner von früheſter Zeit an wegen ihren muſikaliſchen Anlagen und virtuoſen Leiſtungen geſchätzt und berühmt waren, nie von einem Ungarn die Rede geweſen welcher ſich gleichfalls Ruhm nach dieſer Seite hin erworben hätte. Das Gedächtniß des Volkes hat vom ſechzehnten Jahrhundert an berühmte Namen von Zigeunern bewahrt und wir ſind überzeugt, daß uns frühere bekannt wären, wenn Geſchichtſchreiber gelebt hätten um ſie aufzuzeichnen. Ungariſche Namen dagegen ſehen wir erſt in neueſter Zeit auftauchen, ſeit die glänzende Blüthe dieſer Kunſt im achtzehnten Jahrhundert Paſſion und Geſchmack für ſie verbreitet, ſie zur Mode gemacht haben. Man muß daraus ſchließen daß ſie eine Frucht des Volkes iſt, welches ſie gehegt und zum Ruhm gebracht hat, und daß die mit den Tanzmelodien (und dieſe bildeten den Canevas zur inſtrumentalen Ausführung) in unverkennbarer Verwandtſchaft ſtehenden Geſänge derſelben Quelle entſtrömt, obgleich ſie als Lieder ausſchließlich durch Magyaren verbreitet wurden und ſich durch ihre Verbindung mit der ungariſchen Sprache hauptſächlich erhalten haben; denn man darf nicht vergeſſen daß ſie gerade in den mit den Zigeunern am nächſten in Berührung ſtehenden Theilen Ungarns, beſonders unter den Bewohnern der Haiden und Steppen, bei Soldaten,

Schäfern und Roßhirten ſich ſo eingebürgert haben daß man ſie den Letzteren als Eigenthum zuſchrieb. Trotz den bei den ungariſchen Zigeunern ſo bedeutend entwickelten muſikaliſchen Fähigkeiten haben ſie ſich in dieſem Lande nie durch Schönheit der Stimme oder überhaupt durch Vorliebe für den Geſang ausgezeichnet; dieſe Kunſt wurde unter ihnen wenig gepflegt, blieb in einem gänzlich embryoniſchen Zuſtand. Bei den Frauen welche ſich manchmal des Geſanges befleißigen, iſt die Bemerkung naheliegend daß ihr angeſtrengtes Wandern und ihre ermüdende Lebensweiſe die Friſche des Organs ſchnell zerſtört. Ähnliche Urſachen werden auch die Männer hindern irgend welchen Grad von Vortrefflichkeit hier zu erlangen, und es iſt nicht unwahrſcheinlich daß das Gefühl ihrer Unvollkommenheit in dieſem Zweig ausübender Kunſt, beſonders im Vergleich zu der Geſchicklichkeit welche ſie im Inſtrumentalen erlangen, zu ihrer Vernachläſſigung von Talenten beiträgt, deren ſie vielleicht nicht gänzlich ermangeln. Warum aber nicht zulaſſen daß der gegen die Mängel ſeines Geſangs minder empfindliche, überdies mit kräftiger Stimme begabte ungariſche Landmann ſich die vom Zigeuner zuerſt gehörten Motive ſpäter ausſchließlich zu eigen gemacht habe? Dieſe Motive erhielten und verbreiteten ſich dann leicht unter den Seinigen, während man jene die ſich ungariſchen Texten nicht anpaſſen ließen vollſtändig beſeitigte oder weil ſie bei jener friedlichen Ausbeutung unberückſichtigt blieben, in ihrer Liederform wenigſtens, nicht im Schwang erhielt. Im Übrigen haben die

Inſtrumente welche man als eigenthümlich ungariſche betrachtet und auf welche man die Conjectur gründet daß die anfangs nur geſungnen Melodien auf ihnen zuerſt geſpielt worden wären, wie der Farajala, der Kuſt, der Taragajo-ſip und die Duda nie einen Theil des Zigeunerorcheſters gebildet und haben nie das Bereich ihrer Pußta's (Steppen) überſchritten, in welchen ſie noch heute die Einſamkeit des fleißigen Landmanns oder Schäfers erheitern. Die ungariſchen Geſänge, wie ſie auf unſren Steppen geſungen oder vermittelſt dieſer dürftigen Inſtrumente vorgetragen werden, können auf die Ehre allgemeiner Anerkennung keinen Anſpruch erheben und nicht mit kunſtpoetiſchen Erzeugniſſen auf gleiche Höhe geſtellt werden, während die von den Zigeunerorcheſtern ausgeübte und verbreitete Inſtrumentalmuſik durch Größe und Kühnheit des Gefühls wie durch Ausarbeitung der Form, Feinheit der Geſtaltung wie wir es nennen möchten, es mit jeder Concurrenz aufzunehmen vermag.

Das älteſte Monument ungariſcher Muſik welches wir beſitzen und welches offenbar von einem Ungarn componirt iſt, ſind die Melodien von Tinódy Stephens, die derſelbe 1554 zu Klauſenburg geſammelt herausgab. Dieſe Sammlung hat mit ihren farbloſen Reproduktionen oder Compoſitionen nur die Bedeutung einer hiſtoriſchen Seltenheit. Wäre die Begabung, der muſikaliſche Sinn wie ein Volk ſie braucht um eine ſo vollſtändig originelle Kunſt zu ſchaffen wie die mit welcher wir uns be-

ſchäftigen, deren Gefühlsinhalt, deren Form nicht die mindeſte Ähnlichkeit mit einer gleichzeitigen europäiſchen Kunſt hat, eine Mitgift der ungariſchen Nation geweſen, ließe ſich dann nicht vorausſetzen, daß wie bei den Zigeunern ſich auch unter den Ungarn vor unſren Zeiten befähigtere Künſtler gefunden haben würden, welche die Kunſt zu immer größerem Glanz entwickelt hätten? Ganz gewiß würden wir mit Recht berühmte Virtuoſen oder Componiſten unter den Ungarn aufzuweiſen haben wenn dieſe Kunſt im ungariſchen Blut Wurzel gefaßt hätte. So ſehr auch in unſren Tagen die Ungarn als Dilettanten dieſen Zweig der Kunſt ausbeuten, zur Zeit ſeiner erſten Bildung finden wir kaum Einen der ſich darin hervorgethan hätte. Erſt ſeitdem dieſe Muſik ihren Höhepunkt erreichte, haben Ungarn in ihrem Genre componirt und daſſelbe als Künſtler mit Ehre und Erfolg angebaut. Im Ganzen bleiben ſie jedoch eine verhältnißmäßig geringe und wenig einflußreiche Schaar der Maſſe von Zigeunervirtuoſen gegenüber, die dieſe Muſik ſeit Jahrhunderten pflegen und im Vergleich zur Bedeutung der unter den ungariſchen Zigeunern allgemein verbreiteten Virtuoſität welche durch ihre Weiſe der Auffaſſung und Wiedergabe den von ihr verherrlichten Muſikwerken das Gepräge eines beſondren Genres, einer bemerkenswerthen Einheit, einer ſeltenen Homogenität aufgedrückt hat. Der Styl (und wäre es nur der Styl des Vortrags) wird dieſes beſondre Gepräge nicht geltend machen können, wenn er nicht unmittelbarer Ausdruck der Seele des Künſtlers iſt,

und der Styl der Czigany eignet ſich dem Zigeunergefühl in zu adäquater Weiſe an, um nicht auch ſeinem Urſprung und dem Glanz nach, welchen er einzig der Zigeunervirtuoſität verdankte, eine Zigeunerkunſt zu heißen.

In einer zu Wien 1775 mit obrigkeitlichem Privilegium erſchienenen politiſchen und ſtatiſtiſchen Zeitſchrift findet ſich in einer höchſt ſorgfältig gearbeiteten Notiz über die Czigany Folgendes: „Wir können eine Menge Beiſpiele anführen und verſchiedne beſondre Fälle anzeigen, „wo ſich Zigeuner mit ihrer Muſik beſonders hervorgethan haben und noch bis heute ihre Geſchicklichkeit darin „erweiſen, wenn wir nicht befürchten müßten daß unſre „geehrteſten Leſer durch derlei Abſchweifungen zu leicht „ermüdet werden könnten. Wir werden uns begnügen „einige Beiſpiele von Perſonen die ſich durch ihre Kunſt „berühmt gemacht und deren Meiſter geworden ſind, anzuführen, um damit zu erweiſen, wie dieſes Volk zu der „Muſik ganz beſonders von der Natur geneigt und angelegt iſt.“ Dies möchte wohl als ein weiterer Beweis gelten, daß die Ungarn im vorigen Jahrhundert, und namentlich im Jahr 1775 noch nicht daran dachten die Zigeunermuſik als die ihrige anzuſehen, denn man hätte zu jener Zeit wo ſie von der Regierung in Wien ſo behutſam behandelt, man möchte ſagen gehätſchelt wurden, gewiß nicht daran gedacht ihnen dieſe Ehre ſtreitig machen zu wollen um ein damals ſo gering geachtetes Volk damit zu belehnen. Ebenſo wenig können wir uns erinnern daß ältere Schriftſteller der Naturgabe erwähnten

welche den Zigeunern eigen iſt und dabei zugleich die magyariſche Nationalität und ihre Volkslieder erwähnten, ſomit die Zigeuner zu bloßen Ausführern ungariſcher Melodien machten. Der gelehrte und berühmte Peſther Bibliothekar Herr Gabriel Matray, welcher dieſem Zweig der muſikaliſchen Literatur durch ſeine Forſchungen und Herausgaben weſentliche Dienſte leiſtete, und der ſich zu der jetzt herrſchenden Annahme hinzuneigen ſcheint, ſchrieb uns darüber gelegentlich Folgendes: „Die gebildeten „Ungarn geben ſich überhaupt mit der ungariſchen Natio„nalmuſik nicht ab, wenigſtens nicht mit der Compoſition „ſelbſt, daher konnte die ungariſche Muſik nur durch Zi„geuner aufrecht erhalten und verbreitet werden.“ Und weiter: „Es wäre eine Seltenheit in Ungarn wenn eine „gut bevölkerte Ortſchaft nicht ihre eigne Zigeuner-Muſik„bande beſitzen würde.“ Das Zeugniß unſres geehrten Landsmannes den man in dieſer Beziehung wenigſtens nicht im Verdacht der Partheilichkeit für die Zigeuner haben kann, beſtätigt mindeſtens unſre Meinung von dem beträchtlichen Antheil der ihnen an der Erfindung dieſer Kunſt zukommt.

Demnach haben zwei Thatſachen für uns gleiche Beweiskraft um die Meinung derjenigen zu unterſtützen, welche die von den Zigeunern ausgeübte Muſik für ein Produkt halten deſſen Verdienſt ihnen allein unbeſtritten zukommt. Erſtens hört man ſeit den älteſten Zeiten deren Angedenken in ungariſchen Chroniken aufbewahrt iſt ſchon von Zigeuner-Muſikern ſprechen, niemals von andren;

zweitens iſt es anerkannt, daß die Zigeunerrace überall muſikaliſch begabt erſchien, daß die Muſik immer einen Theil ihrer höchſten Vergnügungen gebildet und nie bei ihren Feſten gefehlt hat, woraus augenſcheinlich hervorgeht, daß ihre Begabung nach dieſer Seite ſich nicht allein auf eine reproduktive Fähigkeit beſchränkt.

Hätten die Zigeuner auch nur einen viel geringeren Grad von Virtuoſität als ihn ihre Muſik verlangt in welcher Stickerei und Colorit einen ſo beträchtlichen Antheil am Werthe des Gewebes haben, wären ſie nur textuell Ausführende, wie unſre Virtuoſen, gefeiert, berühmt und zum Enthuſiasmus hinreißend wie ſie ſind, wird man ihnen den Namen Künſtler und die Hälfte des Ruhmes an der von ihnen verherrlichten Kunſt nicht ſtreitig machen dürfen. Wer dies aber dennoch möchte, den fragen wir: Was iſt denn der Virtuoſe? Iſt er wirklich nur eine geiſtloſe Maſchine? Verrichten ſeine beiden Hände nur das Amt einer doppelten Kurbel am Leierkaſten? Braucht er zum vorgeſchriebenen Ausführen ſeiner mechaniſchen Aufgabe nicht zu denken, nicht zu fühlen? Hat er dem Ohr nur eine Photographie der betrachteten Gegenſtände zu liefern? Wir wiſſen nur zu gut, wie Viele unter ihren Gefeiertſten, unfähig das vor ihnen auf dem Pult liegende Original auch nur dem Buchſtaben nach zu überſetzen, ſeinen Sinn verſtümmeln und die Kunſt nur als Handwerk betreibend ſelbſt das Handwerk nicht verſtehen. So ſiegreich aber immerhin der That nach eine Uſurpation ſein mag, ſie zerſtört die Rechte der Erben nicht, und die

des Dichter-Virtuosen, des berufenen, sind von einer Ausdehnung von welcher ein unter illegitimen unwissenden Herrschern entartetes Publikum keine Ahnung hat.

Das Wort Virtuosität und virtus stammt von dem lateinischen vir ab; die Ausübung Beider ist ein Akt männlicher Kraft.

Der Virtuose ist kein Maurer, welcher mit der Kelle in der Hand die Zeichnung des Architekten treu und gewissenhaft in Stein ausführt. Er ist nicht das passive Werkzeug welches Gefühl und Gedanken Andrer, ohne ein Eignes hinzuzufügen reproducirt. Er ist nicht der mehr oder minder geschickte und erfahrne Leser von Werken die keinen Rand für seine Glossen haben, keine Paragraphen zwischen den Zeilen nöthig machen. Die von Begeistrung diktirten musikalischen Werke sind im Grunde nur die tragische oder rührende Inscenirung eines Gefühls welches der Virtuose berufen ist sprechen, weinen, singen, seufzen zu lassen, zum Bewußtwerden seiner selbst zu bringen. Er schafft somit ebenso gut als der Componist selber, denn er muß die Leidenschaft in sich tragen, welche er im ganzen Glanz ihrer Phosphorescenz zur Geltung bringen soll. Er haucht dem in Lethargie befangnen Körper den Athem ein, giebt ihm Glanz des Blickes, durchströmt ihn mit Feuer, belebt ihn mit dem Pulsschlag der Anmuth. Er macht aus der Lehmform ein lebendiges Wesen, indem er es mit dem Funken durchdringt, welchen Prometheus dem Blitzstrahl des Jupiter entriß. Er muß sie wandeln machen in durchsichtiger Lufthülle, sie mit

tauſend geflügelten Pfeilen bewaffnen, Duft und Blüthe aus ihr entwickeln, die Flamme ihres Athems entfachen. Von allen Künſtlern offenbart vielleicht der Virtuoſe am unmittelbarſten die überwältigenden Kräfte des pythiſchen Gottes, er, der in glühenden Umarmungen der ſtolzen Muſe die verborgenſten Geheimniſſe entlockt.

Die Zigeunervirtuoſen haben die Melodie mit jenem blühenden Schmuck umkränzt, der wie ein Regenbogen um jeden Gedanken ſeine vielfarbige Schärpe wirft. Die Zigeunervirtuoſen haben die Liedrhythmen durch kräftiges Auftragen oder weiches Cadenziren leicht beflügelt oder träumeriſch einwiegend geſtaltet. Nur ſie haben die Kunſt als Künſtler interpretirt, mochten auch Schäfer und Hirten dieſelben Melodien auf ihren Schalmeien ſpielen oder ſie pfeifen und ſingen, nur die Zigeunervirtuoſen haben ihnen durch das infundirte Gefühl Kunſtwerth, Geltung und Ruhm verſchafft. Was wäre aber aus dem Zigeunerkünſtler ohne die Ungarn geworden? Sind nicht ſie die Einzigen welche den Zigeunern Ruhe gönnten, ſie nach ihrer Weiſe leben ließen, ihr Gehen und Kommen ohne Mißtrauen und Feindſeligkeit anſahen, ihnen Aufnahme an ihrem Herd boten ohne ſie gleich wilden Thieren zu ſcheuen oder ſie gleich Laſtthieren zu unterjochen? Die mit ihnen tranken und in derſelben Schenke mit ihnen ſchliefen, ohne ihren Hang zu den Freuden der Natur zu verdammen, ihre zügelloſe Freiheitsliebe zu hemmen, ohne ſie mit Schmähungen zu überhäufen? Weil ſie die Intuition des Zigeuner-

gefühls hatten, achteten ſie den Typus, liebten ſie die Kunſt des Zigeuners. Sie ſchlugen in die Hände, bewunderten und hegten die Träger dieſer Kunſt, gaben keinem Neid in ihrem Herzen Raum, verboten ihnen nicht ihre Lieblingsgeſänge zu verſchönern, ihre Tanzlieder zu veredlen, ihren Feſten Reiz zu verleihen, ihre Seele zu rühren und verjagten ſie dann nicht wie abgerichtete Hunde oder elende Poſſenreißer wenn man ſich über ihre Sprünge und Kunſtſtücke müde gelacht hat. So gehört die Zigeunerkunſt den Ungarn wie ein Kind ſeiner Mutter, denn ohne ſie exiſtirte ſie nicht. Sie gaben ihr Luft, Raum und Helle, freundliches Lächeln, ſympathiſche Thränen, Alles was eine Kunſt zum Aufblühen und Gedeihen bedarf.

Wozu endlich ſich darüber beunruhigen ob der erſte Grund zu dieſem gemeinſchaftlichen Monument, ob der erſte Liebeskuß dieſer Verbindung von Dieſem oder von Jenem gegeben worden iſt? Die Kunſt beſteht, und ſie hätte weder ohne den Einen noch ohne den Andren wachſen, ſich ausdehnen und leben können. Es wäre in der That ein müßiges Beginnen, das Halbdunkel welches durch eine Art Gerechtigkeit des Geſchicks um die Fortpflanzung dieſer Kunſt gehüllt iſt, zerſtreuen, die obſchwebende Ungewißheit aufheben zu wollen, beſonders da man in Ermanglung unwiderleglicher Beweiſe, conſtatirter hiſtoriſcher Thatſachen, die Frage nicht erſchöpfend zu behandeln vermag.

XVII.

Schon seit Andreas II. Rückkehr von Jerusalem im Jahre 1219 sprechen die Schriftsteller welche die näheren Umstände erzählen von den im Lande befindlichen Czigany. Unter Ladislaus Regierung (1272—90) bemerkt man eine beträchtliche Vermehrung ihrer Anzahl. Die ersten Schriftsteller welche sich mit ihnen beschäftigen schildern sie in einem Nomadenleben begriffen, sprechen von ihrer zeitweiligen Beschäftigung mit dem Schmiedehandwerk, vor Allem aber von ihrem Ruf als ausgezeichnete Musiker. Dies könnte die Vermuthung begründen daß sie damals schon herbeigezogen wurden um die zu Feierlichkeiten und Festen gewünschten Orchester zu bilden. Selbst das Stillschweigen der Chroniken, welche ja nicht alle Virtuosenfahrten erwähnen, könnte durch die erwiesne Allgemeinheit dieser Thatsachen erklärt werden, weil sie später, ohne das geringste Erstaunen zu verrathen, von der ungetheilten Bewunderung erzählen, welche die Zigeuner auf den von Emmerich Thurzo im 15ten Jahrhundert gegebenen Festen erregten, die in Tokay drei Tage dauerten und in Pisen auf einen ganzen Monat ausgedehnt wurden, so wie später auf den Reichstagen zu Rákos und Szatvan im Jahr 1525. Tinódy erwähnt einen Zigeuner von Lippa, Namens Demetrius Karman, als einen Virtuosen von erstaunlichem Talent, den sein Gönner und

Beschützer Beg Ulumun (1550) aus Bewundrung seines Genies mit Reichthümern überhäufte, und fügt hinzu daß, obgleich zu dieser Zeit vortreffliche Geigenspieler unter den Zigeunern häufig gewesen wären, Keiner von ihnen sich mit diesem Karman hätte messen können. Es wäre gewiß von großem Intresse zu untersuchen, wann und wie die Violine bei den Zigeunern zuerst Eingang fand.

Als im Jahr 1559 der Woywode der Walachei, Michel, mit einem von den Historiographen umständlich beschriebnen und lange in der Erinnerung bewahrten, asiatischen Pomp und Luxus seinen Einzug zu Karlstadt in Transylvanien hielt, gingen den festlichen Reihen zehn Zigeuner voran und spielten einen Triumphmarsch dessen Berühmtheit dem übrigen bei dieser Gelegenheit entwickelten Prachtaufwand entsprach. Es scheint auch daß um diese Zeit und später noch die Zigeunervirtuosen, gleich den Skalden des Nordens, ungarische Anführer in den Kampf begleiteten.

Das achtzehnte Jahrhundert war die große Ära der Zigeunermusik und ihre bedeutendsten Repräsentanten wurden damals mit Schmeicheleien überhäuft die hinter den enthusiastischen Beifallsbeweisen die einem Paganini oder Rubini in unsren Tagen widerfuhren wenig zurückstehen. Einer der berühmtesten Coryphäen im Anfang dieser Epoche war Michel Barna, der sich als Virtuose im Gefolge des Kardinal Csaky befand, welcher von ihm ein schönes lebensgroßes Portrait mit der Inschrift: „der ungarische Orpheus“ anfertigen ließ. Es

geſchah dies in Folge eines dem Wartburgfeſt ähnlichen Wettkampfes, zu dem man zwölf der beſten Violiniſten jener Zeit ausgeſucht hatte um Barum die Palme zu entreißen oder ſtreitig zu machen. Sie waren alle in Dienſten großer Herrn, die den Ehrgeiz hatten in dieſer Hinſicht nicht ſchlechter als der Kardinal beſtellt zu ſein. Barum ließ ſich aber nicht überwinden, im Gegentheil vermehrte ſich ſein Ruhm beträchtlich. Der Kardinal hieß den beſten Maler des Landes kommen um die Züge des Wettſiegers der Nachwelt aufzubewahren und beſtand darauf daß dieſer in ſeinem Hofcoſtüm, in den Farben ſeines Hauſes gemalt werde, weil er es ſich zur Ehre ſchätzte, ihn in ſeinen Dienſten gehabt zu haben, ſein Mäcen geweſen zu ſein. Das Bild wurde in einem Reſidenzſaal (auf der Burg Radkau, Comitat Zips) aufgehängt, wo es ſich heute noch befindet. Das Faktum eines ſolchen Sängerkrieges wie ſie in früheren Jahrhunderten öfter ſtattfanden, ſpricht hinlänglich für die Wichtigkeit welche der Zigeunerkunſt damals beigelegt wurde und wie ausſchließlich die Zigeuner ſelbſt dieſe Kunſt ausübten, da man ſie allein berief um ſich bei einem ſolchen Wettſtreit zu meſſen. Wenn hohe Perſonen mit Wohlgefallen das Richteramt bei ſolchen Kämpfen übernahmen, mußte man dieſe für deſſen würdig halten und die Talente mußten zahlreich ſein, wenn man ihrer zwölf auffand die es wagen durften mit dieſem Hochbegünſtigten es aufzunehmen, deſſen Vermögen durch die reichen Gaben ſeiner verſchiedenen

Gönner in der That ein bedeutendes geworden zu ſein ſcheint.

Gegen das Jahr 1772 finden wir eine Frau im Ruf großer Virtuoſität auf der Violine: Csinka Panna. Sie ſpielte ſeit früher Jugend mit glänzender Fertigkeit dies Inſtrument und heirathete mit vierzehn Jahren einen Zigeuner, der ſo wie ſeine beiden Brüder gleichfalls Muſiker war und auf dieſe Weiſe ein kleines Familienorcheſter gründete, welches alsbald großen Ruf erwarb. Csinka Panna hatte eine kleine Unebenheit des Wuchſes aber ein ſehr hübſches Geſicht und zeichnete ſich ebenſoſehr durch liebenswürdige Rechtſchaffenheit, Sittlichkeit und Adel ihrer Manieren als Nettigkeit und Anmuth perſönlicher Erſcheinung aus und nicht weniger durch größeren Hang zur Niederlaſſung als man bei ihren Stammesgenoſſen gewöhnlich findet. Sie war aus Gömör und der Ortsherr, Langi, der ihr frühzeitiges Talent bemerkte, ließ ihr ſehr frühe Unterricht ertheilen in welchem ſie ſchnelle Fortſchritte machte. Nach ihrer Verheirathung baute er ihr ein bequemes, wohleingerichtetes Haus an den Ufern des Sájo; ſie bewohnte es und hielt es in guter Ordnung, obwohl ſie nur die härteſten Wintermonate darin zubrachte und den Sommer mit den Ihrigen in Zelten zu verleben vorzog, die ſie unfern dem Hauſe aber mehr in der Nähe des Fluſſes aufſchlug. Ihr Tod erregte allgemeine Trauer. Es wurden unzählige lateiniſche und ungariſche Verſe verfaßt welche dieſen Verluſt beklagten, und den hohen Vorzug der Hingeſchiednen als Frau und Künſtlerin

rühmten. Man legte ſogar Werth genug auf den dichteriſchen Ausdruck dieſes von Allen empfundnen Leid's, um einen großen Theil dieſer Gedichte welche nach der erſten Kunde des vielbeklagten Ereigniſſes das Land förmlich überflutheten, bis auf unſre Zeit zu erhalten.

Die verſchiedenſten Unterſuchungen ſtimmen darin überein, daß zu jener Zeit alle Virtuoſen Componiſten waren, weil eben ſchon der zum Styl ihres Vortrags ſo nothwendige Erfindungsreichthum an improviſirter Ornamentik dieſe Doppelbegabung bedingte und weckte. Leider verhinderte ihre Unwiſſenheit in der Notation das Aufſchreiben und Erhalten ihrer Werke, ſo daß wir keine authentiſchen Dokumente dieſer, nach dem durch ſie bewirkten Enthuſiasmus zu ſchließen, koſtbaren Produktionen beſitzen. Hiripi, Sugar, Galantear, Baczar und zahlreiche Andre ſind, als berühmte Nachfolger dieſer Linie zu nennen welche noch heute in den berühmteſten Bandenführern Ungarns einem Boka Paticarius, Sarközy, Kecskemèty ꝛc. ihre Repräſentanten findet.

Der bekannteſte, gefeierteſte und populärſte Held des Zigeunervirtuoſenthums war der im Raaber Comitat geborne und 1827 im acht und fünfzigſten Jahr ſeines Lebens geſtorbne Bihary. Wir erinnern uns noch dieſen Virtuoſen geſehen und gehört zu haben, deſſen männlich ſchönes Äußere alle Unterſcheidungszüge der Race an ſich trug. Wir vermögen noch uns den gebieteriſchen Zauber zurückzurufen den er ausübte, wenn er mit zerſtreuter und zugleich melancholiſcher Fahrläſſigkeit, die mit der anſchei-

nenden Luſtigkeit ſeines Temperaments, mit dem lebhaften Blick, den er gleichſam ſondirend in die Seele des Zuhörers warf, contraſtirte, ſeine Geige zur Hand nahm und ihr nun ſtundenlang, als vergäße er daß die Zeit auch verfließt, Tonkaskaden entlockte, welche bald wie in wildem Fall hinſtürmten, bald wie über ſammetweiches Moos hinrieſelten. Wir waren nicht mehr ſo ganz Kind als wir 1822 dieſen großen Zigeunervirtuoſen hörten, um nicht die beſtimmteſte, deutlichſte Erinnrung an die Eindrücke ſeines Spiels zu bewahren. In Erinnrung an das damals Vernommene dachten wir in der Folge manchmal daran, daß die Wirkung jener geheimen Elixiere welche die Alchymiſten des Mittelalters in ihren verborgenen Laboratorien brauten und deren heilkräftiges Naß neue Lebensfähigkeit in die Adern gießen, mit Kraft, Männlichkeit, Tapferkeit, Stolz, Unverwundbarkeit und Unverweesbarkeit begaben ſollten, dem ſie Genießenden eine ähnliche Senſation erweckt haben mögen, wie wir ſie in jener Stunde empfanden. Wie Tropfen einer geiſtfeurigen Eſſenz ſchlugen die Töne der bezaubernden Geige an das Ohr. Wäre unſer Gedächtniß aus weichem Thon und jede ſeiner Noten ein Demantnagel geweſen, ſie würden nicht feſter darin haften. Wäre unſre Seele ein von dem in ſein Bett wieder zurückgekehrten Flußgott erweichtes Erdreich geweſen und jeder Ton des Künſtlers ein befruchtendes Samenkorn, er hätte nicht tiefer in uns wurzeln können.

Bihary brachte den Ruf der Zigeunerkunſt auf den

höchſten Gipfel. Schon ſeit geraumer Zeit war ſie von der ungariſchen Ariſtokratie hoch geprieſen worden, nun aber bildete ſie gleichſam einen integrirenden Theil der Nationalrepräſentation und ward gewiſſermaßen unzertrennlich von dem Ceremoniel des Preßburger Reichstages, figurirte als nationale Kunſt bei den Krönungsbällen, wurde mit einem Wort als ein Kleinod des Reichsſchatzes, als ein patriotiſcher Stolz betrachtet. Zwiſchen den Jahren 1820–30 gelangte ſie durch Bihary zu ſolchem Glanz, daß ſelbſt Wien ſich für ſie enthuſiasmirte. Das von ihm dirigirte Orcheſter wurde mehrmals an den Hof berufen; es ſpielte dort bei mehreren Feſten ſowie bei ſolchen welche von fremden Geſandten, unter andren vom engliſchen, gegeben wurden. Seine Aufführungen in den verſchiednen Theatern waren ſehr Mode und zogen fortwährend das Publikum an. Man erzählt ſogar daß der Kaiſer im Sinn hatte Bihary, der die Aufmerkſamkeit einiger der hochgeſtellten Glieder des Hofes beſonders auf ſich gezogen hatte, ganz ausnahmsweiſe Gunſtbezeugungen angedeihen zu laſſen, daß aber eines Abends, als er ihn fragte was er ſich etwa von ſeiner kaiſerlichen Gnade erbitten würde, Bihary die wohlgeneigten Abſichten Sr. Majeſtät verſcherzte, indem er Adelsbriefe für ſein ganzes Orcheſter forderte. Mochte es nun aus edlem Wohlwollen für die Seinigen, oder aus zähem Paria-Stolz geſchehn, der Bedingungen an das Aufgeben ſeiner bürgerlichen Richtigkeit knüpft, oder war es ein ſchlauer Ausweg um einer Wohlthat zu entgehen, die ſeiner Un-

abhängigkeit läſtig fallen konnte, es war ein ächter Zigeunerzug.

Die Perſönlichkeit Bihary's war eine in ſeiner Epoche zu berühmte, und die Erſcheinung, einen Künſtler dieſer Race in der vornehmen Welt unſres Jahrhunderts, in welcher die urſprünglich beſtandnen Sympathien zwiſchen Ungarn und Zigeunern, bei der vorherrſchenden, ganz von denen des übrigen ariſtokratiſchen Europa durchdrungnen Anſchauungsweiſe und Sitten nur noch ſehr ſchwach vorhanden ſein konnten, populär werden zu ſehen, iſt eine zu merkwürdige, als daß ſeine Biographie nicht von beſondrem Intreſſe ſein müßte. Wir können ihre Hauptzüge nicht beſſer wiedergeben, als indem wir eine kürzlich über ihn von Herrn Mátray, den wir ſchon oben anführten, veröffentlichte Notiz zur Grundlage nehmen.

„Johann Bihary, einer der berühmteſten Violiniſten „Ungarns, geborner Zigeuner, kam 1769 zu Nagy Abony „(im Preßburger Comitat) zur Welt, als Sohn eines in „ſeiner Heimath wohlbekannten tüchtigen Violinſpielers. „Er brachte ſeine Kindheit und erſte Jugend bei Ver„wandten väterlicher Seits in Böngö (Raaber Comitat) „zu, wo er mit achtzehn Jahren Eva Banyak heirathete, „welche fünfzehn Jahre zählte und Tochter eines ſehr be„rühmten Cymbaliſten in Szerdahely war.

„Er hatte damals ſchon hinreichende Studien gemacht, „um ſich als erſter Geiger an die Spitze eines Orcheſters „zu ſtellen, in welchem ſein Schwiegervater beſchäftigt „war. Nach deſſen Tode, 1802 begab er ſich nach Peſth

„als Chef der Bande von Franz Bakos und erlangte hier „in kurzer Zeit großen Ruf. Er warb mehrere ſehr ge„ſchickte Inſtrumentaliſten an, unter ihnen Bakos Laczi „(Sohn des Franz) der, obwohl nur zweiter Geiger, mit „ihm zu rivaliſiren verſuchte. Ficsur (auch unter dem „Namen Ujvari bekannt) ein guter Violoncelliſt, wurde „von Bihary nach Peſth berufen, der hier ſeine Studien „noch leitete und ihn in ſein Orcheſter aufnahm, ſowie „die gleichberühmten Joſeph Bakos und Emmerich Mun„gyi. Alle dieſe Künſtler ſtarben noch zu Bihary's Leb„zeiten in Peſth. Nur der von ihm 1815 angeſtellte Jo„hann Sarközy überlebte ihn und friſtete ſpäter in Peſth „ein ärmliches Daſein. Seine Bande war meiſtens nur „aus vier Bogenvirtuoſen und einem Cymbaliſten zu„ſammengeſetzt.

„Bihary fand in Peſth bald die zur Vervollkomm„nung und Entwicklung ſeines ſeltnen Talents nothwen„digen Verhältniſſe. Er verſäumte nicht ſie zu benutzen „und wurde für die Anſtrengungen ſeines Fleißes durch „die ungetheilte und zunehmende Bewunderung aller un„gariſchen Künſtler und Mäcene belohnt. Man achtete „ihn als König aller nationalen Muſiker, und bald wagte „man kaum mehr eine Hochzeit oder irgend ein öffentliches „oder privates Feſt vorübergehen zu laſſen ohne ihn ein„zuladen. In Ofen ſpielte er häufig bei Erzherzog Pala„tin, dem Statthalter des Königreichs, und man darf „verſichern, daß der durch ſeine Virtuoſität erregte Enthu„ſiasmus den Glanz der Krönungsfeſte erhöhte. In ſeiner

„Blüthezeit ging er wenigſtens einmal des Jahres nach „Wien, wohin man öfters ſeine Truppe zu Hof-Ceremo„nien berief. Im October 1814 war er dort, als man „die Ehrenkreuze nach der Schlacht bei Leipzig ertheilte. „Während dem Wiener Congreß hielt er ſich faſt ein Jahr „daſelbſt auf und hatte die Ehre vor allen gekrönten „Häuptern Europa's zu ſpielen und von ihnen applaudirt „zu werden.

„Als Marie Louiſe ihn zu einem am 23ten December „1814 ſtattfindenden Hofkonzert geladen hatte, bemerkte „ſie die Beharrlichkeit mit welcher ſeine Blicke eine Prin„zeſſin von Geblüt verfolgten, die ihm ganz abſonderlich „zu gefallen ſchien. Einer ſeiner Freunde verſicherte, daß „es die Königin von Neapel geweſen ſei, deren Schönheit „ihn ſo angezogen, da aber die Königin Karoline zu jener „Zeit nicht mehr lebte, konnte es nur eine Czarewna von „Rußland oder Maria Ludovica von Parma ſein, wenn „nicht die Kaiſerin ſelbſt es war, die ihn ſo bezauberte. „Die Letztere näherte ſich bald, und frug ihn, ob er ver„heirathet ſei. Ohne ſich aus der Faſſung bringen zu „laſſen, antwortete Bihary bejahend und ſagte, daß ſeine „Frau ihn nach Wien begleitet habe. Ihre Majeſtät ver„langte, daß ſie ihr ſogleich vorgeſtellt würde. Bihary „ging ſie zu holen und erſchien bald in Begleitung ſeiner „Eva wieder, die ſich in glänzender Weiſe in ihr pittores„kes Nationalcoſtüm gekleidet hatte. Sie war noch jung, „von hohem Wuchs, ziemlich kräftig, von braunem Teint „und impoſant in Haltung und Geberden. Die Kaiſerin

„empfing ſie mit vieler Güte und lobte ſie ſehr darum,
„daß ſie ſich nicht von ihrem Gemahl getrennt habe.
„Dann wandte ſie ſich zu Bihary und ſagte ihm, da ihm
„der Himmel eine ſo ſchöne Frau gegeben habe, müſſe er
„ſich nicht ſo empfänglich für die Augen der Prinzeſſinnen
„zeigen, und empfahl ihm in dieſer Hinſicht größere
„Gleichgültigkeit, als er dieſen Abend bewieſen hätte.
„Nach dieſer Unterhaltung ließ ſie ſeiner Frau ein Ge-
„ſchenk von fünfzig Dukaten zuſtellen und beide in ihrer
„Hofcaroſſe nach Hauſe bringen.

„Aber die hohe, mächtige Dame, die Bihary ſo ange-
„ſtarrt hatte, wollte ihn wieder ſehen und bei ſich noch-
„mals hören. In dem Conzert welches ſie ihm zu Ehren
„veranſtaltete übertraf er ſich ſelbſt und ſetzte alle Zuhörer
„in Erſtaunen. Auch ſein Schüler, der Violoncelliſt
„Fiesur zeichnete ſich hier aus, und als er, um ein neues
„Stück zu beginnen, einen Stuhl erwartete, trat ihm die
„Prinzeſſin den ihrigen ab. Ehe ſie Beide verabſchiedete,
„überreichte ſie ſelbſt in der anmuthigſten Weiſe Jedem
„eine goldne Medaille.

„Bihary war die Seele des zwiſchen Peſth und Ofen
„auf der Margarethen-Inſel von Alexandra Paulowna,
„der erſten Gemahlin des Palatin Joſeph, ihrer Schwe-
„ſter, der Erbgroßherzogin von Mecklenburg Katharina
„Paulowna gegebnen Empfangs. Dies herrliche Feſt
„fand im Freien ſtatt. Junge ungariſche Ariſtokraten
„führten Nationaltänze auf zu denen die Militärmuſik
„des Regiments Eſterhazy mit dem ſehr undisciplinirten

„aber mit um ſo hinreißenderem Feuer ſpielenden Orche-
„ſter Bihary's abwechſelte.

„Ein Vierteljahrhundert lang feierte dieſer einen
„Erfolg nach dem andren und beſuchte die bedeutendſten
„Städte von Ungarn, Tranſylvanien, Croatien, Slavo-
„nien und Galizien. Vom 29ten November bis 4ten De-
„cember 1824 war er in Erlau, und indem er dieſe Stadt
„verließ ſtürzte zwiſchen Gyöngyös und Hatvan ſein
„Wagen um, und er verrenkte ſich im Fallen den linken
„Arm. Mit dieſem Zufall begann eine Reihe von Un-
„glücksfällen, eine neue und traurige Ära für ihn. Trotz
„der ſorgfältigſten Behandlung des berühmteſten Arztes
„von Peſth, Georg Stahly's, blieben die Muskeln dieſes
„Arms immer geſchwollen und Bihary ſah ſich plötzlich
„ſeiner Subſiſtenzmittel beraubt, die ihn bis jetzt an be-
„haglicheſ Leben, ſelbſt an Luxus gewöhnt hatten. Da
„er nur noch Nebenparthien im Orcheſter ausführen konnte,
„übergab er Johann Sarközy die Leitung und erſchien
„nach der Ovation die ihm 1825 beim Preßburger Land-
„tag zu Theil geworden war, nicht mehr in der Öffent-
„lichkeit. Er verfiel in eine tiefe Traurigkeit über dieſes
„Unglück, das ihn zur Unmacht zwingend den Künſtler in
„ihm tödtete, und der früher Heitere, Joviale wurde nun
„mürriſch, melancholiſch. Da die beſten Kräfte ſeiner
„Bande ihn nach und nach verließen kam es bald ſo weit
„mit ihm daß er mit den Überbleibenden nur noch kärglich
„ſein tägliches Brot verdiente.

„In dieſer Zeit der Noth trifft er zufällig eines Tages

„in einem Hôtel einige reiche Edle, die ſeine Veränderung „und die Mühe mit der er einige Stücke langſam hervor„brachte, die er ſonſt wie mit einem Bajonettſturm an„griff, auf's Tiefſte rührte. Einer von ihnen, dem Trieb „jenes tief nationalen, poetiſch liberalen Zugs folgend, „der dem ungariſchen Blut eigen iſt, und mit jenem Zart„gefühl des Herzens welches den Beſchenkten auf die „Wohlthat ſtolz macht, ſtatt zum Vergeſſen derſelben zu „treiben, umwickelte den kranken Arm reichlich mit Bank„noten. La Rochefoucauld ſagt mit Recht, daß die Un„dankbarkeit öfter die Schuld des Gebers als des Em„pfängers iſt, weil der Zweite nie vergißt, ſich das Em„pfangne als eine Ehre anzurechnen, wenn der Erſte ſich „eine Ehre aus dem Geben macht. Bihary kam mit „Thränen in den Augen zu ſeiner Frau zurück und in „ihrer großen Armuth erſchien dieſe unverhoffte Unter„ſtützung ihnen wie ein unerſchöpflicher Schatz. Aber ſein „Stern war im Sinken und er hörte keine Anſpielung auf „ſeine glänzende Jugend mehr ohne naſſe Augen an.

„Wie alle ächten Künſtler war er in den Zeiten ſeiner „Triumphe zu unbedacht, zu freigebig geweſen, um an's „Sparen zu denken. Als nun Alter und Krankheit zu„gleich ſich meldeten, mußte er ſeine Gold- und Diamant„ringe, ſeine werthvollen Doſen, ſeine herrlichen Pfeifen „eine nach der andern veräußern. Nur ſeine Geige wollte „er nie von ſich laſſen, ſelbſt als er kaum mehr auf ihr „ſpielen konnte. Jedesmal, wenn er ſich von einer ſeiner „Koſtbarkeiten trennen mußte, die ihm wegen den Ruh-

„meserinnerungen theuer waren, die ſich an ſie knüpften,
„war er ſehr ſchmerzlich ergriffen. Endlich machte der Tod
„dieſen Leiden, die täglich unerträglicher wurden ein Ende.
„Nachdem er in ſeinen letzten Tagen furchtbar an Gicht
„und Waſſerſucht gelitten, ſtarb er am 26ten April 1827
„in dem Hauſe eines gewiſſen Sanogyi. Er wurde den
„folgenden Tag auf dem Kirchhof der Vorſtadt des hei-
„ligen Franziskus beſtattet auf Koſten einiger ungariſcher
„Edlen. Die Journale zeigten ſeinen Tod an.

„Sein einziger Sohn, 1791 in Böngyi geboren, war
„ein talentvoller Geiger und wirkte in der Bande ſeines
„Vaters mit. Leider ſtarb er ſchon mit dreißig Jahren
„am 12ten Mai 1821 eines plötzlichen Todes, den er ſich
„durch unmäßiges Trinken zugezogen. Er hinterließ eine
„junge Wittwe, Thereſe Lakatos von Komorn, und einen
„Sohn, Franz, 1816 in Baja geboren. Dies Kind erzog
„der Großvater, der es im Alter von fünf Jahren leichte
„Melodien lehrte um durch mitleidige Spenden deſſen
„Unterhalt zu erwerben.

„Die Wittwe Bihary brachte den Reſt ihrer Tage bei
„ihrer Tochter Helene, der Frau des Farkas Joſeph von
„Raab zu. Sie ſtarb 1850 im Alter von ſiebenzig Jah-
„ren; die Koſten ihrer Beerdigung, zwanzig Gulden,
„hatte ſie zu dieſem Zweck mühſam zuſammengeſpart.

„Bihary war von großer, ſtarker Natur, ſeine immer
„groß geöffneten Augen gaben ſeiner Phyſiognomie etwas
„Eigenthümliches, ſeine Züge waren ſehr markirt, ſein
„Charakter freimüthig, ſorglos und luſtig. Das zarte

„Geſchlecht war ihm ſehr gefährlich und beſonders die „Schönheit vornehmer Damen zog ihn an. Da ſein ge„ſchmeidiger Geiſt ihm gute Aufnahme in den Salons „verſchaffte und ſein ganzes Weſen den feinſten Takt ver„rieth, war er durchaus nicht linkiſch wenn er den Hof „machte. Seine Galanterie ſpielte ihm in der Jugend „einige Streiche, ohne daß ſie zu ſchlimme Folgen gehabt „hätten. Für den Ehrenpunkt war er empfindlich und „leicht verletzlich. Starke Spirituoſen liebte er wenig, „trank nur aus Kameraderie und hielt ſelbſt in dieſer und „andren Beziehungen die Mitglieder ſeiner Bande ſehr „ſtreng. Er trug gleich ihnen ein ihm zuerſt vom Oberſt „Karl Rubinyi gegebnes Koſtüm, deſſen immer offne Börſe „Bihary manchen Dienſt geleiſtet hatte. Dies Koſtüm „beſtand aus dunkelblauen Hoſen von ungariſchem Schnitt, „mit Treſſen und ſchwarzen Franzen, aus rothem, mit „Schwarz und Dunkelblau verbrämtem Dolman mit „lammpelzbeſetzten Ärmeln. Die Kopfbedeckung war ein „Kalpag von Secotter mit einer weißen Feder. Sie be„ſtritten ſpäter dieſe Kleidung, die ſtereotyp blieb, aus „eignen Koſten. Nur Bihary trug goldne Treſſen. Jetzt „tragen die Zigeunervirtuoſen dies Koſtüm nur bei außer„ordentlichen Gelegenheiten und gehen gewöhnlich im ele„ganten ſchwarzen Atilla.

„Bihary war beſonders durch den virtuoſen Vortrag „nationaler Muſik ausgezeichnet, die er frei interpretirte, „und ſie jedesmal neu zu improviſiren ſchien. Wiewohl „ſein Spiel voll von jenem Ungeſtüm war, ohne welches

„man kein ungariſches Auditorium mitreißt, überlud er es „nicht mit ſchwülſtigen Verzierungen und ſpielte gewiſſe „Melodien ganz einfach, aber mit einem Ausdruck der „jedes Herz ergriff. Die Friſchkas trug er mit gewalti„gem, berauſchendem Feuer, die Laſſans mit einer tiefen, „elegiſchen Melancholie vor, die ſelbſt auf Fachmuſiker, „die ſie nur vom Standpunkte der Faktur beurtheilten, „einen tiefen Eindruck machte. Damals pflegte man ſo„wohl Friſchkas wie Laſſans zu wiederholen; jetzt ſcheint „man die ganze nationale Muſik in den Czardas kon„centrirt zu haben.

„Bihary beſaß in hohem Grade eine den Zigeunern „angeborne Gabe des ſchnellen Aneignens und Umbildens „von ſcheinbar fremden und unverträglichen Elementen. „Jedem Thema, das er vortrug, gab er eine Betonung, „die deſſen Natur ſeinem Gefühl nach veränderte und „proſodirte es in neuer und ganz eigenthümlicher Weiſe. „Er lernte nie in ſeinem Leben die Noten, aber einmaliges „Anhören eines Motivs genügte ihm, um es augenblick„lich und zwar in der eben bezeichneten eigenthümlichen „Weiſe zu reproduciren. Wenn ein mit dem ſeinigen „alternirendes Orcheſter auf einem Balle Contretänze und „Allemanden ſpielte, nahm er ſobald es geendigt hatte „dieſelben mit neuer Kraft wieder auf. Auf den regel„mäßigen Bällen die in den ſieben Kurfürſten, einem „damals den Vereinigungspunkt der Peſther ſchönen Welt „bildenden jetzt zum Privathaus umgeſtalteten Hôtel „ſtattfanden, begann er gewöhnlich um Mitternacht zu

„ſpielen. Er richtete von Anfang eine Art Conzert ein, „welches meiſt Stücke von ernſtem, traurigem Charakter „enthielt, während welchen Niemand tanzte. In dem „zweiten, lebhafteren Theil begannen einige Paare ſich „auf dem Parket zu verſuchen, worauf er dann die Kala„mayka, ſpäter Quadrillen, Ecoſſaiſen, Menuette an„ſtimmte, die mit ganz beſondrem Feuer getanzt wurden. „Nach zwei Uhr zog er ſich zurück.

„Bihary's Bedeutung als Componiſt iſt unſrem Ur„theil entzogen. Zum Nachdenken und Aufſchreiben ſeiner „Eingebungen hatte er weder Zeit noch Geduld. Um ſie „der Nachwelt aufzubewahren hätte man ſie ohne ſein „Wiſſen ſtenographiren müſſen, denn viele Talente ver„lieren durch den bloßen Gedanken, ihre augenblicklichen „Einfälle zu Protokoll genommen zu ſehen, alle Anmuth „und Ungezwungenheit des Unmittelbaren. Es iſt ſehr „zu bezweifeln ob er mehrere unter ſeinem Namen ge„druckte und verbreitete Stücke wirklich componirt hat. „Die Werke von Lavotta und Eſermak trug er in einer „bewundernswerthen Weiſe vor."

XVIII.

Lavotta*) und Eſermak ſind die berühmteſten der Un-

*) Wir begnügen uns damit, Lavotta, deſſen Lebenslauf wenig Beſondres darbietet, einfach als einen bedeutenden Meiſter dieſer Kunſt anzuführen, den man aus ſeinen Werken kennen lernen muß. Sein Ende war wenn nicht ſo tragiſch doch nicht minder beklagens-

garn welche ſich bemüht haben den eigenthümlichen Zug der Zigeunervirtuoſität nachzuahmen. Wie ſollten wir nicht von Eſermak, ruhmvollen und unglücklichen Andenkens, ſprechen? Von allen denen, die nicht unter dem zerriſſnen Linnen einer Sator geboren ſind hat er allein die wahre Mine, die reine Ader dieſer Inſpiration aufgefunden. Es iſt ſchwer jetzt begreiflich zu machen, welche Stimmhöhe der Ton der Bewundrung bei denen erreicht hat, die ihn gekannt und gehört haben und welcher Hyperbeln ſie ſich bedienen um den Eindruck zu ſchildern, den ſein Talent hervorbrachte. Man verſteht und theilt aber dieſen Enthuſiasmus wenn man ſeine Werke durchgeht, welche die hervorragendſten Eigenthümlichkeiten der Zigeunermuſik ſo unverkennbar an ſich tragen, daß wir uns manchmal die Frage aufgeworfen haben ob nicht in Folge unbekannter Verzweigungen wirkliches Romny-Blut in ſeinen Adern flöſſe, weil nur an ſolchem die Inſpiration des größten Componiſten in dieſem Genre ſich entzünden konnte. Es iſt wohl anzunehmen daß Jemand durch völlige Aneignung dahin gelangt dieſe Melodien nach dem ihnen innewohnenden Gefühl zu deklamiren, zu verbinden, vorzutragen; um ſie aber gleich einem unſrer Natur angebornen Arom auszuhauchen, dazu muß die Natur, welcher dies Arom eigen iſt, die unſre ſein.

werth als das Eſermaks. Das Zigeunerthum führte ihn nicht zum Wahnſinn, leider aber zur Trunkſucht und durch ſie zum Stumpfſinn, was im Übrigen ein höchſt ſeltner Fall unter den alten Zigeunern iſt, die trotz allen Ausſchweifungen meiſt friſch und rüſtig bleiben.

Von einem unſrer Freunde, dem Grafen Stephan Fay, der als leidenſchaftlicher Verehrer der Zigeunermuſik in Ungarn bekannt iſt, mehrmals Kapellen von Zigeunern in ſeinen Dienſten hatte und zu ihrer Erhaltung, ſowie zu Sammlungen ihrer beſten Stücke keine Koſten ſcheute, erhielten wir eines Tages einige Zeilen über den armen Eſermak, welche ſeine Hauptlebensumſtände enthalten und einen Begriff von der Art Kultus geben können den man ſeinem Andenken widmet, ſowie von dem pathetiſchen, vollbrüſtigen Ton, den man in Ungarn immer anſtimmt, wenn von ihm die Rede iſt.

„Eſermak! mit dieſem Namen wird Ungarns größter, „genialſter und unſterblicher Nationalcomponiſt benannt. „Ungarn und Nichtungarn, gelehrte Muſiker und Pro„fane, Alle bewundern den tiefen Sinn, das eigne Origi„nelle, womit er kunſtmäßig Muſikaliſches und wahrhaft „ächt national Ungariſches gepaart hat. Welche erſtau„nenswerthe Fülle der Empfindung, welch' blendenden „Reichthum wußte ſein Bogen jeder unſrer Melodien zu „verleihen! Seine wehmüthigen Laſſans, ſeine feuer„ſprühenden, ſporenklingenden Friſchkas, ſeine eleganten „Eſardas, der klare reine Muſikſatz ſeiner Compoſitionen „bei dem ahnungsreichen, ſchmerzvollen Myſticismus „ihres Inhalts haben ihn für alle Zeiten zum Abgott der „ungariſchen Nation gemacht.

„Ungelichtetes Dunkel ruht über ſeiner Geburt. Er „ſelbſt behauptete in Böhmen geboren zu ſein und pflegte „ſich Anton von Eſermak, Nobilis et Luidi et Rohans

„zu zeichnen, und nahm alle Privilegien des Adels in „Anſpruch. Andre verſichern daß er ein natürlicher Sohn „des Grafen Stephan Illeshazy, Erbobergeſpan des Tren„ciner und Liptauer Comitats, wäre. Herr von Roby, „bei welchem Cſermak vier Jahre lang zu Iszif im Zemp„liner Comitat wohnte, ſagte mir eines Tags, daß ſeine „Mutter eine böhmiſche Dame von Stande ſei. Soviel „iſt gewiß, daß Cſermak gegen den Grafen Illeshazy im„mer eine kindliche Ehrfurcht bewahrte und daß man ihn „dann und wann erröthen ſah, wenn der Name des Gra„fen genannt wurde. Wie es auch ſei, ſoviel iſt gewiß, „daß nur der ächteſte Ungar ſo fühlen konnte, wie er. „Das Jahr iſt nicht bekannt, wann er zuerſt in Ungarn „erſchien. Er gab anfangs in Wien, dann in einigen un„gariſchen Comitaten die nicht fern von der Hauptſtadt „liegen Violinunterricht. Später kam er nach Peſth, „woſelbſt er einige Monate als Orcheſterdirigent fungirte. „Hier war es, wo er den berühmten Lavotta zum erſten „mal hörte. Obgleich ſchon damals für ungariſche Muſik „entflammt ſpielte er doch nur die ſchwierigſten Violin„conzerte und Quartette zur allgemeinen Bewundrung „der Kenner. Eines Tages lud ihn Fürſt Graſzallkowich „zu ſich nach Gödöllö ein, um als Zuhörer einem Con„zert des damals noch jugendlichen Biharn beizuwohnen. „Cſermak bricht während dem Spiel in Thränen aus, „ſtürzt dem jungen Zigeuner an die Bruſt, und widmet „ſich von dieſem Augenblick an ausſchließlich der Natio„nalmuſik. Seitdem wurde er auf allen Landſitzen und

„Schlöſſern der ungariſchen Ariſtokratie bewundert, ſpielte „öfters in Wien bei Hofe und machte ſelbſt eine Kunſtreiſe „nach Rußland. Ganz Ungarn ſtaunt ihn an, man reißt „ſich mit Wuth um ſeine Compoſitionen. Er geht von „Wald zu Wald, von Dorf zu Dorf, beſucht die Pußten, „Zigeunerhütten, die Haideſchenken, die Szálláſen, Kanás„zen, verſchmäht ſelbſt die Geſellſchaft der Räuber nicht, „um überall zu lauſchen, die Volksmelodien zu ſammeln. „So gerüſtet tritt er nach Jahren der Forſchung und „Übung wieder in die Öffentlichkeit und blendet Alles „durch den Glanz ſeines im Culminationspunkt ſtrahlen„den Genius. Noch hatte Ungarn keinen Componiſten„Virtuoſen beſeſſen den man ihm auch nur entfernt ver„gleichen durfte, und verwegen wäre es, von der Zukunft „einen Nachfolger ſeiner Begabung zu erwarten, der ſei„nen Kranz zu tragen würdig wäre. Sein Strich war „kräftig und majeſtätiſch wie bei Spohr, kühn und heraus„fordernd wie bei Lipinſky, leicht und zierlich wie bei „Rhode; ſelbſt auf der ſchlechteſten Zigeunervioline ent„zückte er jeden Hörer. Es iſt unglaublich, wie er den „ungariſchen Nationalcharakter aufzufaſſen und wieder„zugeben wußte. Die Jugend des Landes ließ ihn viele „Meilen weit auf ihre Bälle holen, nur um in den Ruhe„ſtunden einige ſeiner köſtlichen Ungariſchen zu hören. So „ſtrahlte dies Meteor in ſeinem vollen Glanze und Un„garn war ſtolz darauf, ihn zu beſitzen.

„Bald aber gab ein unerwartetes Ereigniß ſeinem „Lebenslauf eine unheilvolle Wendung und machte ſein

„Geſchick für immer unglücklich. Während einem flüchti-
„gen Aufenthalt in Erlau machte er die zufällige Be-
„kanntſchaft des Herrn von Roby aus Iszif im Zempliner
„Comitat, und nahm deſſen Einladung an, bei ihm zu
„wohnen. Er verweilte vier Jahre bei demſelben und ver-
„liebte ſich in dieſer Zeit in ein bildſchönes ungariſches
„Mädchen, die nach Einigen von hohem Stande, nach
„Andren eine Bäuerin geweſen ſein ſoll. Leider vermochte
„der Zauber ſeines Genies und die Heftigkeit ſeiner Lei-
„denſchaft nicht ihr Herz zu rühren, er fand keine Gegen-
„liebe. Dies Leid wurde für ſeine reizbare Seele ein tödt-
„liches. Heftiger Kummer bemächtigte ſich ſeiner und eine
„verzehrende Melancholie lag täglich ſchwerer und drücken-
„der auf ſeinem Gemüth. Er ſucht Zerſtreuung, Betäu-
„bung im glühenden Ungarwein, und ſein zarter Geiſt
„vermag nicht den Streit dieſer beiden zerſtörenden Ge-
„walten zu ertragen — er wird wahnſinnig. Bei alledem
„fuhr er fort, erhabne Tongebilde zu ſchaffen, und man
„kann ſagen, daß er in dem wundervollen Ungariſchen
„aus a moll, den er Szerencsétlen szerelem (Un-
„glückliche Liebe) betitelte, dem bewußten Leben und
„Weben ſeines liebenden Herzens einen tönenden Lei-
„chenſtein geſetzt hat. Herr von Roby gab ihm die rüh-
„rendſten Beweiſe von Liebe und Freundſchaft, aber um-
„ſonſt; Czernak entſprang ihm und irrte wahnwitzig, in
„Bettlerlumpen, barfuß und mit zerrauften Haaren im
„Lande umher. Allen menſchlichen Regungen und Gefüh-
„len abgeſtorben, lebte nichts deſto weniger ſein Talent

„in wunderbarer Weiſe fort. Furchtbar drangen die „ſchmerzlichen Accente in's Herz, die ſich den Saiten ſei„ner Geige entrangen, und nur wenn das Inſtrument „ſeinen zitternden Händen entfiel, nahm man mit Schau„der wahr, daß man im Innerſten ergriffen den Tönen „eines ſinnloſen Unglücklichen gelauſcht hatte, der nur „noch das innigſte Mitleid einflößen konnte.

„Es ſind ungefähr dreißig Jahre, daß ich mit meh„reren Muſikern einer Meſſe unter Leitung des Grafen „Franz Dezsöfy, der ſelbſt vortrefflich die Orgel ſpielte „zu Edelin im Borſoder Comitat beiwohnte. Während „der Feierlichkeit trat plötzlich ein in Lumpen gehüllter „Menſch mit wildrollendem Blick und heftigen Geberden „ein, ſtürzte auf das Orcheſter zu, entriß dem erſten Gei„ger ſein Inſtrument und ſpielte zu Aller Erſtaunen die „ganze Partie vom Blatt, wie verzückt innern Eingebun„gen lauſchend. Nach Beendigung dieſes ſonderbaren „Auftritts fragte man ihn wer er ſei, und als er den „Namen Cſermak nannte, drängte ſich Alles um ihn her; „man kniete vor ihm nieder und benetzte ſeine Füße mit „Thränen. Der Graf Dezsöfy ließ ihn alsbald in ein ſeines „großen Namens würdigeres Gewand kleiden; nach einer „halben Stunde erſchien er wieder, in vornehmem Anzug „aber mit unverändertem Geſichtsausdruck, und ſah mit „ſtolzem Blick auf uns herab. Er weigerte ſich weiter zu „ſpielen, und gab vor, die Mutter Gottes habe es ihm „unterſagt. Mit einigen Gläſern herrlichen Menéſer „Ausbruch und Tokayer gelang es jedoch ihn dieſe Skru-

„pel vergeſſen zu machen. Er ergreift die Geige und „ſpielte — ſpielte mit einem Ton, einer Rührung, deren „nur Paganini fähig war, Rhode an Kraft des Tons „überwindend. Nie hat mich ein Spiel ſo ergriffen; mit „der ſogenannten Figura ezifraság führte er Sachen in „Doppelgriffen aus, die Lipinſky bewundert haben würde. „Und dabei immer in höchſter Wahrheit das ächt natio- „nal Ungariſche! Es iſt unglaublich, wie er mit der höch- „ſten Kunſtausbildung das tiefſchmerzlichſte Gefühl der „Zigeunermuſik zu verbinden wußte.

„So irrte er bettelnd von Wohnung zu Wohnung „umher, und wie oft hat man ihn nicht am Thor eines „Schloſſes ein paar Stiefel oder ein Kleidungsſtück for- „dern ſehen, wo er dann empfangne Gaſtfreundſchaft oder „Almoſen mit den göttlichſten Melodien vergalt. Leider „iſt auf dieſe Weiſe der größte Theil ſeiner herrlichen „Compoſitionen für uns verloren gegangen, ohne daß „Jemand daran dachte, dieſe koſtbaren Fragmente aufzu- „zeichnen. Wenn er mit der Aufnahme zufrieden war, „pflegte er wohl länger an einem Ort zu bleiben, höch- „ſtens aber auf die Dauer von zwei Tagen, und nichts „auf der Welt hätte ihn vermocht, ſeinem Nomaden- „leben zu entſagen. Er ſtarb in einer armſeligen Schenke „und ſchrieb noch wenige Stunden vor ſeinem Tode die „unter dem Namen Csermák' halála (Cſermaks Tod) ſo „bekannte und allgemein verbreitete Melodie. Seine raſch „erlöſchenden Lebensgeiſter erlaubten ihm nicht, ſeinen „Schwanengeſang zu beenden, er fühlte den Tod heran-

„nahen, und nahm die letzte Kraft zuſammen um auf den „Rand des Blattes zu ſchreiben: Folytassa Bihary (Bi„hary ſoll's beenden). Einige Stunden darauf war er ver„ſchieden. Seine ſterblichen Überreſte ſollen auf dem „Veszprimer Friedhof ruhen."

Das Geſchick dieſer beiden Menſchen bietet ein eigenthümliches Bild. Iſt nicht Bihary der vollkommne Repräſentant ſeiner Race? Zu den Arbeiten und mühſam zu erwerbenden Kenntniſſen welche aus den Kunſtwerken Monumente machen, ihre Dauer verlängern und den Ruhm ihrer Urheber verewigen war er weder geſchickt noch gelehrt genug, noch trug er Verlangen danach. Er hatte keine andre Bildung als die man durch fortwährende Berührung mit der civiliſirten Welt erlangt, wenn man mit feinem, ſubtilem Takt die Gefühlsweiſe erfaßt welche das Schickliche bedingt. Mit luſtigem, cordialem, offnem Humor begabt liebte er Veränderung, Wandern, ſchöne Frauen, Enthuſiasmus, Beifallklatſchen, Feſte, Aufregung, Rauſch der Imagination und der Sinne, ohne dabei das angeborne Gefühl tiefer, untröſtlicher Traurigkeit aufzugeben. Er freute ſich ſeiner Popularität in einfacher, edler Weiſe. Ihm gefiel die mit Eitelkeit geſchwängerte Atmoſphäre die er durch ſeine Melodien um ſich verbreitete, die Augenblicke in denen er, ſelbſt ergriffen, ſeine Erregung auf Andre übergehen ſah. Er beſchwor den König ſeiner Seele, den Schmerz, in den Zuhörern herauf und entlockte Thränen ihren Augen; dann hauchte er die trübe Viſion fort und riß Alles zu Tanz und Luſt

mit einer Leidenſchaftlichkeit hin, wie nur der ſie mitzutheilen vermag, der in die Tiefen des Abgrunds hinabgeſtiegen iſt welchen jener finſtre Gott im menſchlichen Herzen bewohnt. Und als dann die böſen Tage bei ihm einkehrten, hat er ſie ebenſo ſorglos, wiewohl betrübter, verlebt. Er hatte die Noth in ſeiner Jugend nicht gekannt und deswegen auch nicht gelernt, ihr mit unrechten Mitteln abzuhelfen, ſo daß er ehrenhaft und vorwurfsfrei blieb. Als ächter Zigeuner war er ohne Groll und Haß gegen die Geſellſchaft, aber ſtolz, freiheitsvoll, ſeiner Abſtammung, ſeinem Volke getreu welches in glücklichen Umſtänden, wie die ſeinigen, wahrſcheinlich denſelben angebornen Gefühlsadel, ſowie dieſelben Mängel der Sorgloſigkeit, des Leichtſinns, der leidenſchaftlichen Beweglichkeit beweiſen würde, und auch dieſelben künſtleriſchen Fähigkeiten, dieſelbe Abneigung gegen jene Geiſtesrichtung die uns zum Nachſinnen, zu ſpekulativen Betrachtungen hinzieht, denen ſie ſammt den daraus erwachſenden Vortheilen gern entſagen. In Beiden, in der Race wie in dem ſie repräſentirenden Künſtler finden wir Scheu vor dem Wiſſen, vor der Analyſe, dem Gedanken; Liebe zur Liebe, Bedürfniß der Leidenſchaft, Behagen am Schmerz und maßloſes Hingeben an die Freude. Beide verfolgen raſtlos ein ſchimmerndes Ideal, deſſen bald verlöſchendes bald wieder erſtehendes Bild den Luftſpiegelungen gleicht welche die Karawanen in die Irre locken, daß ſie ihre Schritte nach den Oaſen und Quellen, nach den Städten und Seen richten ohne ſie je zu erreichen,

ohne aber glauben zu können daß die vor ihnen zurückweichenden, ſich löſenden und wieder neu ſich bildenden Fernſichten nur Täuſchungen ſind. Ausſchließliches, vorherrſchendes Gefühl — das iſt der tiefſte Zug des Zigeunercharakters und der Zigeunerkunſt, und er iſt auch das eigenſte Merkmal in dem Geſchick ihres glänzenden Typus, des großen Biharh.

Ejermak iſt das Opfer der harten Antitheſe welche entſtehen muß, wenn ein in civiliſirtem Medium gebildetes Gemüth ſich in den primitiven Zuſtand zurückzuverſetzen ſucht von dem die Zigeuner ſich nicht losſagen wollen. Wer ihm nie untreu wird unterliegt einer Überreizung die in unſren Augen an Inſanität gränzt, die aber die edelſte Fiber des menſchlichen Weſens, das Gefühl, unverletzt erhält. Wer jedoch, nachdem er anders gelebt und gefühlt hat, dahin zurückkehrt, läuft Gefahr eine völlige Verwirrung aller ausſchließlich dem Menſchen angehörigen Fähigkeit in ſich zu erleben, welche Cataſtrophe wir mit dem Wort Wahnſinn bezeichnen. Es kann wohl geſchehen daß während einige unſrer virtuellen Kräfte ganz in Schlaf geſunken ſind, andre zu einer außerordentlichen Entwicklung gelangen, ohne daß eine völlige Störung des zum Erhalten geiſtigen Lichtes nöthigen Gleichgewichts einträte. Will man aber, ſobald alle erwacht ſind, mehrere von ihnen einen gleichen Grad von Intenſität erreichen laſſen, ſo iſt jenes Unglück unvermeidlich. Es giebt Abgründe, denen man nur mit geſchloſſnen Augen vorübergehen darf; wenn wir unſren Blick für

geübt genug halten, ihre Tiefen zu meſſen, all' ihr Grauſen und Dunkel wahrzunehmen, bemächtigt ſich Schwindel unſrer Sinne und es erlöſcht der letzte Schimmer des Geiſtes, es verſagt die letzte Kraft des Willens. Man kann nicht Zigeuner werden, wenn man nicht dazu geboren iſt, es zu ſein. Wenn unſer Sinn für gewiſſe Geſichtspunkte erloſchen iſt, wenn wir für gewiſſe Wünſche und Beſtrebungen empfänglich geworden, die dem urſprünglichen Gipſy fremd bleiben, wenn wir gewiſſen Reizen und Leiden zugänglich wurden die Jener nicht kennt, würden wir vergeblich mit demſelben Muth der Schmach und dem Mangel trotzen, mit gleicher Leichtigkeit die Laſt des Bannes und den prickelnden Hunger, die Bürde der Ermüdung, die Erſchöpfung des Elends zu tragen verſuchen. Wenn in die Liebe Befriedigung der Eigenliebe ſich miſcht, wenn mit der Heirath ſich der Begriff der Haushaltung verbindet, wenn der Liebende in der Gemahlin ſchon eine Mutter ſeiner Kinder erblickt, wenn im Künſtler mit der Idee des Ruhms ſich der Gedanke an ein erbliches Beſitzthum verknüpft, ſo wird das Zigeunerleben ein Gift, das man nicht zu ertragen vermag. Eſermak war unter uns civiliſirten Menſchen groß geworden, er hatte unſre Wiſſenſchaft ſtudirt, unſre Freuden genoſſen, an unſern Tafeln geſpeiſt. Als er Zigeuner werden wollte, um wie ein ächter Romny zu ſingen, war der Wille größer als die Kraft und er büßte die Verwegenheit durch ſein Unglück; als ob die Freiheit, deren Diener zu ſein er nicht mehr berufen war, ſich in eine

Furie gegen ihn verkehrt hätte, bewahrte er, da ſeine Vernunft jeden Zuſammenhang verloren hatte nur noch ein verworrnes Gefühl jenes Nomadenlebens, dem er zu ſpät ſich hingab und deſſen Schönheiten man nur dann zu genießen fähig iſt wenn man mit den verfeinerten Reizen unſres Lebens, unſrer Geſellſchaft unbekannt geblieben.

Es war nicht ſchwer vorauszuſehen daß die Zigeunermuſik, ſobald ſie eine ſolche Höhe der Entwicklung erreicht haben würde, fanatiſche Bewundrer, zahlreiche Nachahmer finden und unfehlbar die vornehme Welt für ſich einnehmen mußte. In der That kam eine Zeit in welcher alle Muſiker in Ungarn genöthigt waren, ſie zu kennen, ſich mit ihr zu beſchäftigen, weil die Dilettanten nach ihr verlangten, ſie zu ſpielen begehrten. Alsbald beſtrebte man ſich, Vortrefflichkeitsbeſcheinigungen für dieſen Zweig zu erbeuten, ſich in dieſer Richtung wetteifernd zu bethätigen. Man begnügte ſich nicht damit dieſe Muſik in ihren traditionellen Weiſen anzuhören, man ſchrieb einige ſorgſam auf und glaubte andre noch ſorgſamer zu verbeſſern oder auszuglätten. Auch die Wiſſenſchaft nahm, von lebhaftem und gemeinſamem Intreſſe geſpornt, an dieſer Bewegung Theil. Man machte es ſich zur Aufgabe die Traditionen zu ſammeln, auf ihren Anfang zurückzugehen, welches Unternehmen ein ſehr ſchwieriges und, wie wir oben andeuteten, von wenig Erfolg gekröntes war. In Ermanglung von Quellen und Materialien griff die Archäologie nach den alten Inſtrumenten, ſuchte ihre hiſto-

riſche Entſtehung aufzufinden, Urſprung und Geſchichte der volksthümlichſten Weiſen zu erforſchen.

Da es unmöglich iſt eine Kunſt nach dem Hörenſagen zu beurtheilen, und wir uns in keiner Weiſe eine Vermuthung bilden können, was die Zigeunerkunſt vor unſrer Zeit war, weil ſie blos für die Hörer beſtand, nicht durch die Schrift ſondern nur durch Ausführung vermittelt wurde, können wir nicht entſcheiden ob auch hier die Theorie erſcheint, wenn die Praxis verſchwindet. Ausgezeichnete Künſtler wie Bihary und Czermak können den Verfall einer Kunſt nur bezeugen, wie ein Bergkamm das Ziel eines aufſteigenden Weges. Doch möchte die Bemerkung vielleicht nicht ganz unrichtig ſein, daß die großen Virtuoſen in dem Maße ſeltner geworden ſind als der wiſſenſchaftliche Eifer in dieſem Zweige der Muſik zunahm. Man ſollte denken, daß ihr Leben vor dem Skalpell entflieht. Die Kunſt will wie ein Mädchen mit Liebe und Leidenſchaft umarmt ſein, wenn ſie ihre keuſche Grazie, ihre glühende, aufreizende Hingebung entfalten ſoll. Die Anatomie kann nur den todten Körper zerſetzen, nicht wieder neu beleben.

Die Zigeunermuſik iſt in unſrem Jahrhundert mehr und mehr ein Gegenſtand ungariſchen Stolzes geworden und man bezeichnete ſie mit Recht oder Unrecht als nationales Eigenthum, indem man für den Namen „Zigeunermuſik“ die Benennung „Ungariſche Muſik“ annahm. Täglich gewöhnt man ſich mehr daran, die Zigeuner blos als Ausführende anzuſehen. Geben ſie vielleicht zu dieſem

Erlöschen ihres Namens durch das Erlöschen ihres Charakters Grund? ... Man hat nicht ohne Ursache gesagt daß unter zwei großen Prüfungen die des Glücks schwieriger zu überstehen sei als die des Unglücks. Der europäische Erfolg welchen diese halbwilden Virtuosen auf dem Wiener Congreß feierten ist kein fördernder Sporn für sie geworden. Die beliebtesten Banden wurden nach und nach fade und banal, und wir hatten unsrerseits Gelegenheit zu bemerken, wie günstig der Einfluß einer freien Natur, die Gegenwart ihrer Horden auf sie wirkte, wie sehr sie durch fortwährende Berührung mit andren Kunstformen verloren. Eine unwillkürliche Achtung vor derselben Civilisation die ihre Sitten verschmähen, hindert sie daran sich darüber klar bewußt zu werden, daß grade in der Unkunde ihrer Regeln ihr Lebensprinzip wurzelt. Indem sie ihre Kunst durch Annäherung an die unsre zu verbessern, zu vervollkommnen glauben, entziehen sie derselben ihren originellen, seltsamen Charakter, und machen sie zu einer fahlen, individualitätslosen Erscheinung.

Früher hatte jeder Marktflecken in Ungarn seine Truppe Czigany-Musiker, die sich nicht aus einem gewissen Rayon verlor, in welchem sie, wenn sie Wälder und Lagerstätten verließ, hinlängliche Befriedigung ihrer Bedürfnisse fand. Es gab mehr oder minder glänzende unter ihnen, und ganze Comitate waren wegen der Vortrefflichkeit ihrer Geiger oder Cymbalisten berühmt. Die meisten Magnaten hatten Orchester in ihren Diensten deren Virtuosen sich ablösten; sie setzten einen Stolz darein, mitein-

ander zu rivaliſiren, ſich die Ausgezeichnetſten ſtreitig zu machen. Die Zigeunerkunſt war wie eine Vegetation verſchlungener blühender Lianen über den ungariſchen Boden verbreitet. Die ganze Bevölkerung war ſo zu ſagen von ihr bedeckt, und wohl war ſie ein nationales Vergnügen, eine nationale Liebhaberei, denn Reich und Arm, Groß und Klein nahmen genießend an ihr Theil. Die beſten Banden begaben ſich, wenn ſie nicht von der Ariſtokratie beſchäftigt wurden in die beträchtlichſten Städte, blieben aber dort unter denſelben Bedingungen wie die andren. Nur ſehr ausnahmsweiſe traf es ſich, daß ganz außerordentliche Banden oder Spieler von ſehr weit herangezogen wurden.

Heutzutage ſind die Zigeunervirtuoſen aus Nomaden zu Reiſenden geworden. Statt mit ihren Stämmen weiter wandernd ihre Zelte abzubrechen und ihre Keſſel in ſtaubigem Wagen mit fortzuſchleppen, haben ſie es verſucht, zu Geſellſchaften aſſocirt auf Eiſenbahnen von einer Hauptſtadt zur andern zu fahren, um Geſchäfte im europäiſchen Sinn zu machen. Seit ſie eine neue muſikaliſche Atmoſphäre eingeſchlürft, und die Kunſt aufgehört hat mehr eine Luſt als ein Gewerbe für ſie zu ſein, ſeit man ihnen die den großen Handelsmittelpunkten eigne Gewinnſucht beigebracht hat, die in weit höherem Grade verderblich und verderbt iſt als der Diebſtahl, ſo lange er mit einer Art primitiver Naivität ausgeführt wird, haben ſie ſich gleich vielen Andren dem Monſtrum der Spekulation hingegeben, den Ruhm um des Goldes wil-

len geſucht, und in dieſem, wenn der Künſtler ſich ihm widmet, ſcheußlichen Kultus über der Habgier die Kunſt vergeſſen.

Was konnten die blaſirten Bevölkerungen der Weltſtädte von einer Kunſt verſtehen die im Schoos der Natur erblüht, im Laufe von vier Jahrhunderten zum Baum erwachſen war der ein großes Land mit ſeinen Zweigen beſchattet? Anfangs verſammelte Neugier ſie um die Neuigkeit, als ſie aber bemerkten, daß die in dieſem ſeltſamen Idiom geſungnen Empfindungen ihnen völlig fremd waren, verlangten ſie nach ihren gleichmäßigen Rhythmen und banalen Melodien. Zur Strafe dafür, daß ihnen niedriges Intreſſe zum Zwecke geworden war, mußten die Zigeuner ihre Kunſt opfern und ihre paſſionirten Klänge und wundervollen Melodien mit Cavatinen, Ouverturen, Potpourri's, die grade Mode waren, vermengen um die Zuhörer anzulocken und zu feſſeln. Ihr wahres Verdienſt geht bei ſolchem Gewerbe verloren. Sie entwöhnen ſich mehr und mehr ihrer Kunſt und ſpielen an manchen Orten nur noch auf Verlangen und gegen eine beſondre Vergütung Zigeunermuſik.

Seitdem haben ſie ſich mit Meyerbeer, Donizetti, Strauß und Lanner vertraut gemacht. Werden ſie nicht auch bald Mendelsſohn und Schumann, Wagner und Berlioz in ihr Repertoire aufnehmen? Sie, die unmittelbarſten Schildträger der Phantaſie, der freien Eingebung ſtutzen ſich gewaltſam zurecht, um die Erzeugniſſe des denkenden Genius, des überlegt ſchaffenden zu reprodu-

ziren! Wir ſehen ſie in organiſirten Truppen auf all' den Linien die mit dem weißen wallenden Federbuſch der Lokomotive geſchmückt ſind, ihre Reiſen machen, in Paris, London, Brüſſel und Berlin erſcheinen und wieder verſchwinden, und fürchten, daß die Zeit nur zu nahe iſt, wo die ihren Ruhm rechtfertigende Poeſie eine Rückerinnerung geworden ſein und die Zigeunerkunſt nur noch der Geſchichte angehören wird.

Bei dieſem Stand der Dinge gereichte es uns zur größten Freude einem jungen Ungarn zu begegnen, der, wenn auch mit der Bildung unſrer Geſellſchaft und der Zeit in welcher er lebt begabt, ſeine Unmittelbarkeit voll genug bewahrt hat um zur Vermuthung zu berechtigen, man werde dereinſt von ihm ſagen, was man bisjetzt nur Eſermak nachrühmt: daß er, ohne Rommy zu ſein, ſich nichts deſto weniger in Zigeunergefühl und Zigeunerkunſt eingelebt. Er beſitzt einzig unter den lebenden Violinvirtuoſen die authentiſche Tradition der wahrhaften Form wie des eſoteriſchen Sinnes dieſer Kunſt. Wir konnten Reményi nie hören ohne von einer Bewegung ergriffen zu ſein welche zum erſtenmal in unſrer Seele die Erinnerung an Bihary wieder aufleben machte. Noch jugendlich verließ er Ungarn um ſich ganz der Kunſt zu widmen. Seit ſeinem erſten Auftreten in der Öffentlichkeit erwähnten die Zeitungen ſeiner mit großen Lobeserhebungen. Man bewunderte ihn zuerſt in Hamburg, dann in London, ſpäter in Amerika wo er aber ungeachtet der errungnen Erfolge nicht auf die Dauer verweilen mochte, weil

er für ſeine Kunſt zu wenig ſympathiſche Elemente fand. Seit ſeiner Rückkehr nach Europa machten ſeine Conzerte noch größres Aufſehen als die früheren. Trotz dem allſeitig genoſſenen Beifall ſcheint er ſich denen zuzugeſellen die einen höheren Zweck verfolgen, als behufs einer reichlichen Einnahme ſich ein glänzendes Renomée zu verſchaffen, die ihr Lebelang nicht aufhören fortzuſchreiten und ohne Wanken nach einem eigenthümlichen Ideal zu ſtreben. Reményi's Ideal iſt das des Zigeuners mit ſeinem ganzen Stolz, ſeinem Gefühl tiefer Bitterkeit, ſeiner vielfarbigen und vielgeſtaltigen Träumerei, ſeinem lebhaften, zierdereichen Künſtlerſchwung. Neben alledem treibt er eifrig klaſſiſche Studien. Eine zigeuneriſche Eitelkeit, wie wir es nennen möchten, ſcheint ihn dazu anzutreiben. Denn während er ſich gern in der Chaconne und in den Fugen von Bach, den Conzerten von Spohr oder Mendelsſohn bewundern läßt, nimmt er dann mit verdoppeltem Feuer ſeine Laſſans und Friſchkas wieder auf, als wollte er ſpielend ſeinem Auditorium einreden: Seht, wie viel ſchöner als das Alles iſt doch unſre Muſik. Reményi iſt grade mit einer jener glücklichen, gegen alle Monotonie ſich auflehnenden Organiſationen begabt, deren Originalität ſich in Allem und trotz Allem an den Tag legt. Sie iſt ein Pfand der Lebensfähigkeit ſeines Talentes und ſichert ihm einen ausgezeichneten Platz in der Reihe von Erſcheinungen welche einen beſondern Zweig der Kunſt verherrlicht haben.

XIX.

Wie unzureichend die civiliſirten Muſiker ſich mit dem Genius der Zigeunermuſik vertraut zu machen gewußt haben, davon kann man ſich überzeugen wenn man Meiſter wie Beethoven und Schubert die dieſer Form weſentlichſt eignen Züge unſicher wiedergeben ſieht. Beide verſuchten Fragmente der Zigeunermuſik in die Sphäre ihrer Kunſt zu übertragen, gleich zerſtreuten Samenkörnern einer fremdartigen Blume. Beide lebten in Wien und mochten dieſe Muſik hinlänglich kennen, um von ihr frappirt zu ſein. Schubert übertrug während ſeinem Aufenthalt auf dem Schloſſe einer der vornehmſten ungariſchen Familien mehrere dieſer Themen auf das Clavier und ſie bilden unter dem Titel: Divertissements hongrais eines ſeiner reizendſten Werke. Doch iſt nicht zu verkennen daß ſowohl er wie Beethoven dieſe exotiſchen Gewächſe mehr bewunderte als aufmerkſam betrachtete. Beide durchdrangen ſich nicht innig genug mit dem Geiſt und innern Sinn dieſer Klänge, um die abgebrochnen Modulationen, die abſichtlichen Wiederholungen, die ſeltſamen Akkorde, die ungebräuchlichen Vergrößerungen und Verkleinerungen in Harmonie und Melodie, in denen das Beſondre dieſes Styls beſteht, nicht für Babarismen und Pleonasmen zu halten. Sie gaben nur die breiten und ſchönen Conturen der Melodie, ohne ſich in die Eigenthümlichkeiten des Rhythmus

zu vertiefen, ohne die Wichtigkeit des Ornamentalen hervorzuheben. Aus der Art wie ſie die entlehnten Motive behandelten, geht augenſcheinlich hervor, daß ſie hier nicht mit dem Bewußtſein einer ganz andren, auf verſchiednen Principien und Grundlagen ruhenden Kunſt zu Werke gingen. Sie hielten dieſe Melodien eben für Fragmente, die durch ungeſchickte, unkünſtleriſche Hände entſtellt waren, glaubten ihnen durch ein Reſtauriren nach unſren tonalen Regeln ihren Werth wiederzugeben; ſie nahmen dieſe Kunſt mehr auf ihr Feld herüber, als ſie verſuchten, ſich auf ihr eignes Gebiet hinüber zu begeben, und durften es von dieſem ihrem Standpunkte für eine genügende Ehre halten, die ſie dieſen Fragmenten anthaten, wenn ſie einige von ihnen der Vergeſſenheit entzogen und ſie als glänzenden Demantſtaub, als funkelnde Sandkörnchen in koſtbarer Goldfaſſung aus ihren Händen hervorgehen ließen.

Ein Schriftſteller welcher im Jahr 1853 mehrere Artikel über ungariſche Muſik in der Leipziger neuen muſikaliſchen Zeitſchrift veröffentlichte, bemerkt, und wir glauben mit Recht, daß wir die Erſten und Einzigen geweſen ſind, die unter einer Unmaſſe von Phantaſien und Transſcriptionen über den Rakoczy-Marſch von einer Menge verſchiedner Autoren, die übermäßige Quarte in dieſer bekannten Melodie beibehalten, welche den Hauch von dem dieſe ganze Kunſt ausgeht ſo lebendig fühlbar macht. Und doch iſt es unmöglich, der Molltonleiter der Zigeuner die übermäßige Quarte zu nehmen, ohne ihren Charakter

zu verwiſchen, ohne ihr gleichſam ein Körperglied zu amputiren. Man kann das ſo wenig, als man der gothiſchen Kunſt den Spitzbogen, oder der mauriſchen die Hufeiſenform zu entziehen vermöchte. Wenn man dieſer Muſik ihre eigenthümlichen Intervalle nimmt, die allerdings in unſren Styl verpflanzt unſer Ohr verletzen müßten, die aber hier von wunderbarer Wirkung ſind, ſo bleibt eben ein Stumpf, eine Statue ohne Kopf, ein Blumenſtiel ohne Blüthe, ein Weib ohne Blick übrig. Es fehlt dann die Seele, die Krone der Idee welche das Werk belebt. Wäre die Zigeunerkunſt das Erzeugniß eines Einzelnen, wie ſie das eines ganzen Volkes iſt, ſo ſind wir der Überzeugung, der Autor würde völlige Vernichtung einer ſolchen Erhaltung vorziehen, denn jede Kunſt und jedes Kunſtwerk iſt nur das Habitaculum eines Gefühls, eines Gedankens, deſſen Strahlen grade aus jenen Theilen die ſich durch originelle Wendung, beſondre Form, typiſchen Charakter unterſcheiden, am intenſivſten, unmittelbarſten, am ſenkrechteſten niederſchießen.

Eines Tages befanden wir uns bei einem Bilderliebhaber, bei welchem ein für ihn auf einer Ausſtellung, wo es viel Aufſehen gemacht hatte, gekauftes Gemälde eben angekommen war. Er zeigte es uns, und als reicher Banquier legte er eine beſondre Betonung auf die Summe, die er es ſich hatte koſten laſſen, während wir mit bewunderndem Schweigen die am Meer ſpielenden Fiſcherkinder betrachteten, welche eine Gruppe bildeten, die etwa ein Dritttheil von der Höhe des Bildes einnahm. Der übrige

Raum war mit einem Himmel von durchſichtigem mildem Azur ausgefüllt, über welchen wenige Flocken weißer Wolken hinſtreiften, die gleich den reinſten morgenländiſchen Perlen erglänzten, in welchen jeder prismatiſche Strahl mit gleicher Kraft zurückgeworfen war, als tauchten ſie alle zu einer gleichen Tiefe in dieſe ſchäumende Milch hinab. Nie hatte ein niederländiſcher Maler das melancholiſch Träumeriſche ſeines vaterländiſchen Bodens mit ſeinen Nebelſchleiern und düſtern Tinten, mit dem unſäglich Elegiſchen in's Graue ſpielender Töne und dunkelrother Schatten ſo trefflich wiedergegeben als der Meiſter hier einen ſchönen Tag im Norden ohne Gluth und Energie, aber mit ſeinen leichteſten Reflexen, ſeinem zarteſten Anhauch, ſeinem ruhigen keuſchen Glanz beſang. Das war jene helle Luft, wie ſie dem Sommer unter dieſen Breitegraden eigen iſt, jene belebende lauliche Wärme, jenes faſt ſilberne Sonnenlicht, und beſonders das nicht zu tiefe und nicht zu klare Blau jenes Äthers, welcher von allen Dünſten befreit ein das Auge liebkoſendes ächtes Himmelblau annimmt, wie wir es im Mai und Juni das Gewölbe oben wie mit einer von Asbeſt durchwirkten Damaſtdecke überziehen ſehen, deren Gewebe das Licht wie feinen Goldſand durchſiebt. Man fühlte hier die Gegenwart einer von ſanften Strahlen bekränzten Sonne, ohne unzeitige Einmiſchung anderswo entliehener klimatiſcher Nüancirungen, ohne die Erinnerung an andre Jahres- oder Tageszeiten wie ſie manchmal kühne Meiſter mit dem Oker ihrer Palette anbringen, mit welchem ſie

gewohnt ſind die reichen Farben des italieniſchen, oder die flammenden des orientaliſchen Himmels wiederzugeben. Man hatte einen jener ſchönen Tage unter den nordiſchen Himmelsſtrichen vor ſich, wo die klare glänzende Luft von dem kaum wahrnehmbaren Aushauch der Waſſermoſe durchdrungen, und noch etwas Feuchte in ihr zurückgeblieben iſt, als hätte ſich der Morgenthau verzögert; einen Tag, der mehr Glanz als Wärme entwickelt, weil ein friſcher Luftzug die Atmoſphäre fortwährend reinigt und durchſichtiger macht. Das Bild enthielt endlich eine neue Darſtellungsart gemäßigter Klimate, welche, von denen der größten Meiſter weſentlich verſchieden, in dem Portrait jener Natur den Anhauch träumeriſcher Trauer ſelbſt im freudigſten Moment durch den Ausdruck eines völlig ungetrübten Glückes erſetzte.

Wir beneideten im Stillen unſren Banquier um den Beſitz eines ſo koſtbaren Kunſtwerks, als er unſre Betrachtungen mit den Worten unterbrach: „Es iſt ſehr „mißlich, ſolche Ankäufe nicht ſelbſt zu machen, und ſich „auf die Lobreden der Journale zu verlaſſen. Ich habe „dies Bild horrend theuer bezahlt, und, ich bitte Sie! „habe ich nun eigentlich etwas für mein Geld? Die kleine „Gruppe im Vordergrund iſt doch wahrhaftig nicht von „Bedeutung, und alles Übrige iſt eben blaue Leinwand. „Ich habe auch ſchon an den Maler geſchrieben, daß „wenn er mir die Hälfte meiner Summe wiedergeben „will, ich ihm herzlich gern die zwei Drittel ſeines Bildes „zurückſchicken, und das letzte Drittel, als den eigentlichen

„Gegenſtand für mich behalten werde. Was it not fair?“ Wir antworteten ihm nicht, daß der Künſtler vermuthlich zehn mal mehr Zeit zum Malen dieſes Stücks blauer Leinwand gebraucht habe, um ihr dieſe dunſtloſe Frühhelle zu geben, als er brauchte um die Kindergruppe auf einem Ufervorſprung zu ſkizziren. „Glauben Sie, fragte man, daß der Maler auf Ihren Vorſchlag eingehen wird?“ „O, wenn er nicht darauf eingeht, werde ich ſein Bild ſo „wie ſo zerſchneiden, denn es nimmt mir zu viel Raum „unnöthig weg,“ erwiderte der Kunſtliebhaber. „In dem „Falle ſchicken Sie mir die blaue Leinwand!“ antwortete man ihm. Da der dieſe Forderung Stellende die blaue Leinwand nie erhalten hat, ſo iſt anzunehmen, daß der Eigenthümer ſich dennoch allmählig daran gewöhnte, ſie unnützer Weiſe einen großen Raum an der Wand einnehmen zu ſehn, deren übrige Zierden ihm überhaupt nur zur Ehre gereichten und genugſam bewieſen, daß der Amphytrion kein Ignorant war, den man grober Unkenntniß des Werthes von Kunſtſchätzen hätte zeihen können. Er wußte mehr von der Malerei, als viele Andre, und beſaß eine auserleſne Sammlung. Aber ein Bild auf dem faſt nur blaue Leinwand iſt, was will das heißen!

Wie Viele giebt es nicht, die an allen Arten Kunſtwerke ſich ähnlicher Vandalismen ſchuldig machen. Der Zigeunermuſik, zum Beiſpiel, die übermäßige Quarte nehmen, heißt ganz daſſelbe, als vom Bilde des belgiſchen Malers die blaue Leinwand wegſchneiden. Will man dieſe Kunſt erhalten und ſie auf den Enkel übertragen, ſo

muß man ſie in ihrer Integrität bewahren und beſonders ſie keines ihrer Grundelemente berauben: ihrer Intervalle, Verzierungen, Rhythmen. Auf dieſen Dreien ruhend gewinnt die Melodie ein ganz andres Ausſehen, als wenn man ſie auf einem Sockel darſtellt, der nicht für ſie gemacht iſt. Ihr von den drei Grundelementen nur eines oder das andre erhalten wollen, würde ſo irrig ſein, als wenn Jemand ein gothiſches Thürmchen auf einen italieniſchen Palaſt ſtülpte, oder einen doriſchen Säulengang mit egyptiſchen Sphinxen zierte. Man kann gewiſſe muſikaliſche Abgeſchmacktheiten *nicht beſſer anſchaulich* machen, als wenn man ſie mit analogen Verfahrensweiſen in der Baukunſt vergleicht, welche die Vorſtellung der Maſſen lebhafter ergreift als unſre Kunſt, die ſich an einen ſubtileren Sinn wendet und ſpecielle Bildung weniger entbehrlich macht. Übrigens ermangeln beide Künſte gleichmäßig eines Prototyps, ſind nicht an und für ſich Künſte der Nachahmung und laſſen dieſelbe nur acceſſoriſch zu. Die Werke Beider müſſen behufs einer richtigen Beurtheilung in beſtimmte Gattungen, nach den Nationen und Epochen, denen ſie angehören, eingetheilt werden. In beiden Künſten iſt man überein gekommen, die großen Eintheilungen mit dem Namen Schulen oder Style zu belegen. Jeder Styl beſitzt Momente, welche ſeine Inſpirationen am reinſten, ſeine Gedanken am genaueſten wiedergeben, und mehrere ſolcher Style ſind durch Übergangswerke und Epochen aneinander geknüpft, welche als verbindende Kettenglieder dienen, anfangs den Einfluß

des Styls von dem ſie ausgehen ſehr ausgeprägt an ſich tragen und ſich ſpäter nach dem Styl in den ſie übergehen bedeutend modifiziren. In der Muſik wie in der Baukunſt aber läßt ſich behaupten daß es Style giebt, die gleichſam weit von der großen Heerſtraße welche die Kunſt wandelt, ſich entwickelten. Einen ſolchen weiſt die Zigeunerkunſt auf, deren nebelhafte Entſtehungszeit nur Hypotheſen zuläßt, die nur von eignen Kräften lebend ſich an keinem fremden Stoffe genährt hat, von keiner entfernten Beziehung modifizirt iſt, auf keine Blutsfreundſchaft, Verwandtſchaft oder Annäherung an eine andre ſich zurückführen läßt. Bleibe ſie denn in der Zukunft wie in der Vergangenheit alleinſtehend. Sie würde ſich überhaupt an nichts Andres anknüpfen laſſen. Wenn ſie ihr Leben fortſetzen ſoll, muß ſie alle ihre Beſonderheiten bewahren, denn es hieße ihr Daſein vernichten, wollte man ſie mit den Produkten europäiſcher Muſik vermengen, weil, ſobald ſich ihre Werke durch nichts Weſentliches mehr von andren unterſcheiden würden, es nur ein untergeordnetes Intreſſe haben könnte, die wirklich nationalen Melodien von ſpäter eingeſchobenen zu unterſcheiden. Nur unter der Bedingung kann die Zigeunerkunſt eine Stellung, einen Namen in zukünftigen Zeiten behaupten, daß ſie unverſehrt in ihrem jetzigen Zuſtande, wie eine ſelten gearbeitete Monumentalſäule oder Aſchenurne erhalten wird.

Der Verſuch, die Zigeunerkunſt auf das gemeinſame Feld unſrer Muſik zu übertragen würde mehr als einem Hinderniß begegnen. Das größte liegt in der

Wichtigkeit welche hier die Virtuoſität behauptet und an der Unmöglichkeit unter unſren bürgerlich civiliſirten zigeunerisch beſchaffne Virtuoſen anzutreffen. Auch die Klangmaſſen unſrer Orcheſter eignen ſich nicht dazu, und dieſe müßten in ihren gewöhnlichen Inſtrumentations-Zuſammenſetzungen manche Änderungen erleiden um den Charakter eines Zigeunerorcheſters reproduziren zu können. Wir beſitzen zu viel Zwiſchenſtimmen, zu viel vermittelnde Klänge, zu viel ſanfte, ſchimmernde Farbengebung um durch ihre unbehutſame Anwendung nicht zum Verwiſchen gewiſſer Härten verleitet zu werden, welche von der Czigany-Muſik unzertrennlich ſind. Die Königin unter den Zigeunerinſtrumenten iſt die Geige; den nächſtwichtigſten Rang nimmt das Cymbal ein. Die iſolirte Violine bleibt arm und reicht nicht aus um eine weitere Harmonie zu füllen, welche von den andren Gliedern des kleinen Heeres, deren Haupt, deren Held und Imperator ſie natürlich iſt, gegeben wird. Das Clavier, obwohl es im Orcheſter die grelle Klangfarbe des Cymbals nicht erſetzen könnte, vereinigt immerhin mehrere Bedingungen in ſich, kraft deren es mehr als andre Inſtrumente befähigt wird, ein Orcheſter ſolcher Nomadenvirtuoſen zu ſimuliren. Es eignet ſich zu den reichſten Verzierungen, während es zugleich den Rhythmus durch eine vollſtändige Harmonie und durch eine Klangfülle hervorheben kann, die hinreicht um an den nöthigen Stellen tiefe Schatten neben glänzenden Lichtſtreifen zu geben. Die Melodie bringt es um ſo eindringlicher zur Geltung, als die eigenthümlichen zigeuneriſchen

Intervalle ſich in ſeinen Klangwirkungen ſehr gut anwenden laſſen.

XX.

Der Zauber, den die Muſik der Zigeuner ſeit unſrer Kindheit auf uns ausgeübt hatte, die Vertrautheit mit ihrer eignen, keiner andren zu vergleichenden Art und Weiſe, dies allmählige Eindringen in das Geheimniß ihres Lebensnervs, die immer tiefer geſchöpfte Einſicht in das Weſen ihrer Form und in die Nothwendigkeit ihres Beharrens auf einer Excentricität, deren Milderung ein Verläugnen ihres Charakters, ein Entäußern ihrer Individualität wäre, führte uns natürlich ſchon ſehr frühe dazu, manche von ihren Bruchſtücken dem Clavier anzueignen. Hatten wir aber in guten Stunden bald eine beträchtliche Anzahl ſolcher Aneignungen gewonnen: es war damit nirgends ein Ziel geſteckt. Weit entfernt unſrem Trieb genug gethan zu haben, unſer Intreſſe ſich mindern zu ſehn, geriethen wir immer tiefer in die Arbeit, fühlten die Luſt nur wachſen die beredten Mahnrufe, die düſtern Ergüſſe, die Träumereien, Schwelgereien und Überſchwänglichkeiten dieſer ſcheuen Muſe auf unſer Inſtrument zu übertragen. Aber jeder Fortſchritt war nur ein maaßloſes Anwachſen der Aufgabe; es war zuletzt kein Halt, keine Gränze mehr zu finden. Eine Wucht von Material laſtete auf uns. Da hieß es vergleichen, wählen, feilen,

an's Licht heben! Und mitten in dieſen Beſtrebungen erwuchs die Überzeugung in uns, daß dieſe zerſtückten, zerſtreuten Melodien die irrenden, flatternden, ſchweifenden Theile eines großen Ganzen ſeien, daß ſie den Bedingungen zur Herſtellung einer harmoniſchen Geſammtheit völlig entſprächen, welche allen Blüthenſtoff ihrer weſentlichen Eigenſchaften, ihrer eigenſten Schönheiten in ſich einſchlöſſe und welche, kraft der von uns im Beginnen dieſer Blätter verſuchten innerlichen Begründung als eine Art Volkepos anzuſehen ſei, wie es dieſes Volk, das in all' ſeinem Thun einer ungewohnten, ungebräuchlichen Weiſe folgt, in einer ungewohnten, ungebräuchlichen Form und Sprache geſungen hat.

Von dieſem neuen Geſichtspunkt aus mußten wir bald wahrnehmen, daß die faſt unzähligen einzelnen Stücke der Zigeunermuſik ſich wie Oden, Dithyramben, Elegien, Balladen, Idyllen, Ghaſelen, Diſtichen, Kriegshymnen, Grabgeſänge, Liebeslieder und Trinkreime zu einem homogenen Körper, zu einem vollſtändigen Werke vereinigen ließen, welches derartig eingetheilt wäre, daß jeder Geſang zugleich ein Ganzes und einen Theil bildete, den man lostrennen und an und für ſich, ohne Rückſicht auf das Ganze betrachten und genießen könnte, der aber dennoch durch die enge Verwandtſchaft des Stoffes, die Gleichheit ſeines innern Weſens, die Einheit der Geſtaltung zum Ganzen gehören würde. Die von uns ſchon einzeln veröffentlichten Fragmente der Zigeunermuſik wurden einer neuen Prüfung unterzogen, ſie wurden modifizirt,

verſchmolzen, zuſammengeſtellt, jenachdem es unſrer Abſicht auf ein Ganzes entſprach, das in dieſer Weiſe ſeines Aufbau's ein Werk böte, welches unſre Idee eines Zigeunerepos, wie ſie uns vorgeſchwebt hatte, annähernd verwirklichen möchte. Unter der Vollendung dieſer Arbeit verhehlten wir uns nicht, daß ein ſolches Epos in der gebildeten Welt, der wir es vorlegen wollten, wenig Ausſicht auf Entgegenkommen und Beifall haben dürfte, ſo ſehr wir uns bemüht hatten dem Sammelwerke die Lebensfähigkeit zu verleihen, ohne welche keine Kunſterſcheinung auf dieſer Tummelbahn aller erdenklichen Formen einige Dauer zu beanſpruchen vermag, ohne jedoch in etwas den Hauch von Wildheit, der dieſe Muſik beſeelt, zu ſchwächen. Wir mußten beſorgen, dieſes auf heimathlichem Boden ſo liebgehegte, geſchmeichelte Kind an fremdem Herde mit kalten verlegnen Blicken meſſen zu ſehen und hielten es für gerathen, ihm einen guten Paß und Empfehlungsbrief mitzugeben. Wir gedachten unſer Epos mit einer Vorrede zu verſehen. Doch wie bald wuchs dieſe nicht weit über den möglichen Rahmen hinaus! Und darüber kam es vor ſechs Jahren zu einer ganz ungeharniſchten, ohne Sattel reitenden Ausgabe unſrer „Ungariſchen Rhapſodien“. Aber ſiehe da! unſre Befürchtungen zerſtreuend und vielleicht Dank einem „je ne sais quoi“ das ſich oft genug launenhaft in ſolche Dinge miſcht, ſchien das Publikum Geſchmack an dieſen bizzaren Dichtungen zu finden und ihren verſchiednen Weiſen mit einer gewiſſen Hingebung zu lauſchen. Es ſtellte ſich heraus,

daß die ungariſchen Rhapſodien Beifall fanden. Und während dies Gelingen aus der Sache ſelbſt heraus ſich geltend machte, kam endlich auch die begonnene Vorrede zu Stande. Sie bietet ſich heute den ſympathiſchen Hörern des Zigeunerepos in dieſen Blättern dar. Möchten denn unſre Leſer verſtehen daß wenn wir ſie ſo lange von den Zigeunern und ihrer Muſik in Ungarn unterhielten, es in der Hoffnung geſchah, dieſe unſrem Vaterland ſo theure Muſik in jener Sphäre der Kunſt einheimiſch zu machen welche Gemeingut der ganzen Menſchheit iſt, in der alle Völker ſich an den lebendigen Quellen jeder hohen Poeſie tränken und welcher Goethe prophetiſch mit dem Namen „Weltliteratur“ die weihende Taufe gab.

Als wir einen Theil der zahlreichen Materiale die ſich uns in andauernden Beziehungen zu ungariſchen Zigeunern und den Sammlern ihrer Lieblingsmelodien zu ziemlichen Maſſen anhäuften für das Clavier, als das Inſtrument welches Gefühl und Form der Zigeunerkunſt in ihrer Ganzheit am beſten wiederzugeben vermag, bearbeiteten und herausgaben, benannten wir unſre Stücke Ungariſche Rhapſodien. Durch das Wort Rhapſodie wollten wir das phantaſtiſch epiſche Element bezeichnen, welches wir in ihnen erkannten. Wir hielten ſie immer für Theile eines poetiſchen Cyclus, der ſich durch die Einheit einer ſcharf ausgeſprochnen nationalen Begeiſtrung auszeichnet, inſofern ſie nur dieſer Nation angehört, deren Seele und innerſtes Gefühl ſie vollkommen wiedergiebt, während dieſelben in keiner andren, dieſem

Volk eignen und von ihm gehandhabten künſtleriſchen Form ausgeprägt ſind. Dieſe Fragmente erzählen allerdings keine Thatſachen, aber Ohren, die zu hören verſtehen, werden den Ausdruck gewiſſer Seelenzuſtände aus ihnen erlauſchen in welchen ſich das Ideal einer Nation verdichtet. Was fragt die Kunſt danach, ob dieſe Nation aus Parias beſteht? Sobald ſie Gefühle empfunden die einer Idealiſirung fähig ſind und dieſe Gefühle in einer Form von bezwingender Schönheit und Eigenthümlichkeit ausgeſprochen, hat ſie ſich Bürgerrecht in der Kunſt erworben, ſollte ihr es auch ſonſt allenthalben verweigert ſein. Ein ideales Recht in idealem Staat, das nichts beanſprucht als — Ruhm!

Wir haben dieſe Rhapſodien außerdem Ungariſche genannt weil es ungerecht wäre für die Zukunft trennen zu wollen was in der Vergangenheit vereint war. Die Magyaren adoptirten die Zigeuner als nationale Muſiker. Sie identificirten ſich vollſtändig mit dem ſtolzen kriegeriſchen Enthuſiasmus, mit dem tiefen Schmerz, der ſo voll aus dieſen Klängen ihnen entgegentrat. Sie haben ſie nicht allein ihren Freuden und Feſten geſellt; als gerührte Zuhörer ihrer Laſſans haben ſie ihnen ſympathiſche Thränen geweiht. Das Nomadenvolk der Czigany weithin durch manche Länder zerſtreut und überall der Muſik pflegend, hat dieſe Kunſt nirgends zu einer ſolchen Ausbildung zu ſteigern gewußt wie auf ungariſchem Boden, weil ſie nur hier die zu ihrer Entwicklung, ihrem Gedeihen nöthige gemüthvolle Popularität fand. Die freigebige

Gaſtfreundſchaft der Ungarn gegen die Zigeuner war zu ihrem Beſtehen ſo unentbehrlich, daß die Kunſt Beiden mit gleichem Recht angehört weil ſie weder ohne die Einen noch ohne die Andren in's Leben treten konnte. Wenn Jene Spieler brauchten, konnten Dieſe der Zuhörer nicht entrathen. Ungarn hat alſo ſein gutes Recht eine Kunſt die ſeinige zu nennen, die von ſeinem Korn, ſeinen Reben genährt, von ſeiner Bewunderung gehegt, in ſeinem Schatten gewachſen iſt, die ſich durch ſeine Liebe entfaltet und mit ſeinen Sitten ſo innig verwebt hat, daß ſie ſich mit den zarteſten und theuerſten Erinnerungen jedes Ungarn verbindet. Möge ſie fortan wie eine glorreiche Eroberung unter den ſchönſten Rechtstiteln unſres Landes glänzen, möge ſie wie ein koſtbarer Edelſtein haften an den Kleinodien ſeiner alten ruhmreichen Krone!

PETER CORNELIUS

Briefe in Poeſie und Proſa

von

Peter Cornelius

an

Feodor und Roſa von Milde

herausgegeben und eingeleitet

von

Natalie von Milde.

Mit vier Bildniſſen.

Weimar
Hermann Böhlaus Nachfolger
1901.

Mit Genehmigung der Frau Bertha Cornelius.

Landes-
Bibliothek
Weimar

Weimar. Hof-Buchdruckerei

DAS EHEPAAR VON MILDE

Die drei Freunde.

Als Einleitung.

Eine Blüth' im Lenz.
Dann welkes Laub;
Ein pochend Herz,
Dann ein bischen Staub.
Ein Liebeshauch, und dann, ach, so ſtill,
Und Niemand, der mein gedenken will.
Was wär' ich, daß ich ſo enden müßt',
Wenn Gott nicht ewig von mir wüßt'.

Dem Roſa von Milde überreichten Exemplar der erſten kleinen Gedichtſammlung von Peter Cornelius, im Jahre 1861 bei Heckenaſt erſchienen, ſteht dieſe Widmung voran. Sie ſei auch den nachfolgenden Blättern vorangeſtellt, gleichſam als trefflichſtes Selbſtportrait des Dichters. In ſchlichter Geſtalt tiefſter Gehalt; von jener einzig werthvollen Beſcheidenheit durchdrungen, welche das Bewußtſein der Gottangehörigkeit in ſich trägt: ſo war Peter Cornelius. Auch die Ahnung eines zu frühen Todes fehlt nicht in dem getreuen Bild. Er ſtarb zu früh, um erfahren zu dürfen, wie hoch man den ganz eigenartigen Dichter-Muſiker ſtellen gelernt hat, zu früh für die Seinen, zu früh für uns, die wir ihn Freund nennen durften, zu früh für die Kunſt, der noch bedeutende Geſchenke zugedacht waren. Es iſt ein Troſt, daß ſich wenigſtens die Klage als unberechtigt erweiſt: „Und Niemand, der mein gedenken will". In Bewunderung und Dankbarkeit gedenkt heute eine, wenn auch nicht allzugroße, doch feinſinnige Gemeinde des Dichter-Muſikers. Ja, Jeder, deſſen Leben von dem ſeinigen berührt wurde, feiert den ganz Eigenartigen mit ganz beſonderen Gedanken.

Unüberwindlich ſchmerzlich bleibt es freilich, ihn ſelbſt dieſer Liebe nie mehr verſichern zu können. Der zu ſpät Erkannte mußte, wie mancher andere deutſche Künſtler, ohne die erwärmende, befruchtende Gegenliebe eines Publikums ſchaffen. Der Lebende iſt in keiner Weiſe zu ſeinem Recht gekommen.

Daher erscheint es als Pflicht, nichts zu unterlassen, was im Stande ist, das Bild des vielseitig begabten Künstlers und Menschen zu vervollkommnen. Einen Beitrag zu solcher Ehrenschuld liefern zu dürfen, gereicht mir zu größter Genugthuung. Die Veröffentlichung der Briefe von Peter Cornelius an meine Eltern, Feodor und Rosa von Milde, will diesem Zweck dienen.

Ein besonderes Interesse sichert ihnen vielleicht der Umstand, daß sie die bis jetzt am wenigsten gekannte Lebensepoche umfassen: die Jahre zwischen der Niederlage der ersten Oper „Der Barbier von Bagdad" und der Erstaufführung der zweiten Oper „Cid".

In die Werkstatt künstlerischen Schaffens, wie sie sich in den vor vierzig Jahren geschriebenen Briefen aufthut, hinein zu blicken, darauf besitzen wohl die Peter Cornelius heute Verstehenden ein Anrecht. Aber auch alle für dichterisches Element Empfänglichen werden den Hauch als Wohlthat empfinden, der diesen Blättern entströmt.

Ist doch dieser Hauch heute nicht allzuoft zu spüren! Altmodisch im feinsten Sinne des Wortes war die zartbesaitete, mittheilungsbedürftige und tiefbescheidene Seele von Cornelius. Ja, was Bescheidenheit, diese von allen Tugenden wohl mißverstandenste und mißbräuchlichst citirte ihrem wahren Wesen nach ist, dessen belehrt er uns, wenn er so häufig einen Vergleich zieht zwischen dem eigenen Selbst und seinem großen Ziele: wenn er dieses Selbst als unzureichend erachtet, es aber unentwegt zu bereichern, zu vervollkommnen bestrebt ist, um dem gesteckten Ziele damit näher zu kommen. Wie kennzeichnend ist z. B. im Briefe 22, daß er einen im Briefe 18 gefaßten Plan, Vorlesungen über moderne Musikwerke zu halten, wieder verwirft mit den Worten: „Vorlesungen halte ich nicht. Abwarten, lernen, selbst schaffen — dann kann man vielleicht in reiferen Jahren von Weisheit triefen."

Altmodisch, heute leider fast verschwunden, ist auch das Bedürfniß, sich brieflich mitzutheilen, dem Freunde wie einem Beichtvater alle Seelenzustände mit unumwundener Wahrhaftigkeit darzulegen. Kostbarste Gaben verdankt unsere Literatur solchen Freundschaftsvirtuosen, wie auch Cornelius einer war. Freigebig bedachte er die Auserwählten mit den ererbten wie mit den errungenen Geistesschätzen. Denn neben dem immer willigen Dichter-Talent besaß er zugleich Ohr und Auge für die Errungenschaften aller Kunstgebiete. Daher sind diese Briefe neben dem ausgesprochenen Charakter persönlichster Hingabe ganz allgemein interessant. Gutes und Schönes

überall freudig anzuerkennen, iſt das Talent des edlen Menſchen. Damit bereichert er ſich ſelbſt und alle mit ihm Verkehrenden. So wird es auch den Leſer der nachfolgenden Blätter rühren, zu erkennen, daß Peter Cornelius die Eigenſchaften, welche er an den Freunden ſo begeiſtert rühmt, ſelbſt und, ihm ſelbſt unbewußt, in unübertroffenem Maße beſaß. Die Briefe ſpiegeln den eigenen Seelenadel wieder, und ihr Autor hat damit den Freunden und ſich ſelbſt ein Denkmal geſetzt.

Die Erlaubniß zur Veröffentlichung erhielt ich endgültig von meinem Vater erſt zwei Tage vor ſeinem Tod. Als er meine Freude ſo noch erlebte, während er in ganz ungebrochener geiſtiger wie körperlicher Friſche mit uns am Frühſtückstiſche ſprach, konnte Niemand ahnen, wie ſehr es mit dieſer Erlaubniß geeilt hatte: daß der Kranz der Ehre, der ihm in dieſen Blättern geflochten wird, auf ſein Grab gelegt werden muß. Das Jahrhundert, dem er faſt neunundſiebzig Jahre angehört hat, nahm ihn noch eilends mit hinweg. Der 10. Dezember 1899 brachte dem bis zuletzt thätigen Leben ein ſanftes Ende. Kampf, der ſeiner Natur unſympathiſch war und dem er im Leben auswich, blieb ihm auch im Tod erſpart. Wie Cornelius, war mein Vater beſſer befähigt, ein Unrecht zu erdulden, als ihm entgegenzutreten. Und dieſe Liebe zum Frieden, zu einer ungeſtörten Harmonie erſchien mir immer als die unerläßliche Grundbedingung für ſeine beſondere Stimmbeſchaffenheit. Ein Wohllaut, eine balſamiſche Abgeklärtheit war ihr eigen, welche die Fähigkeit in ſich trug, irdiſche Unruhe zu beſchwichtigen. So charakteriſtiſch der Sänger auch die verſchiedenartigſten Rollen zu färben verſtand, ſeine größte Bedeutung lag wohl darin, das Edle, Erhabene und das Liebenswürdige zum Ausdruck zu bringen. Ueber die Vervollkommnung der Geſangstechnik dachte er bis zum letzten Tage nach. „Ja, wenn ich heute noch einmal anfangen könnte, da wüßte ich erſt, wie man ſingen ſoll", ſagte er oft. Und iſt ein ſolches Wort von einem Meiſter ſeiner Kunſt heutzutage, da ſich Anfänger für Reformatoren halten, ſchon ſelten, — noch ſeltener in unſerer Zeit iſt wohl die Sehnſucht eines Alten, wie er ſie oft geäußert hat, noch einmal jung ſein und von vorn leben zu dürfen. Er war traurig, wenn von der Abnahme des Idealismus in der Kunſt, von der Geſchäftsmäßigkeit und Poeſieloſigkeit der Künſtler die Rede war. Und mit einem Seufzer ſagte er wohl: „Ja, wenn ich noch einmal auf die Welt käme" — „Nun, was würdeſt du dann, Vater?" — Strahlend ſetzte er hinzu: „Da würde ich noch einmal Sänger." Sein ohnehin immer lebendiges Intereſſe für Geſangskunſt und die Bühne wurde täglich neu an-

geſacht durch den Verkehr mit Schülern. Der letzte von ihnen kam, die Noten unter dem Arm, ahnungslos — zur Stunde, wie er meinte, — als mein Vater ſchon im Sterben lag. So hat ihm Alles, was ſein Leben ausmachte, treu ausgehalten. Grauſamkeiten des Alters blieben ihm erſpart. Vor der Hobelbank, wie oft in ſeinen Mußeſtunden, war er beſchäftigt; er fertigte den Enkelkindern Notizbüchlein für den Weihnachtstiſch, als der Schlag ihn rührte. „Da leg' ich meinen Hobel hin und ſag' der Welt ade."

Die Hobelbank gehörte zu ſeinem täglichen Beſtand ſo gut wie der Flügel, an dem er unterrichtete. Unſer Heim iſt reichlich geſchmückt mit Arbeiten ſeiner geſchickten Hände. Eingelegte Tiſchchen, Truhen, Rahmen, Wandbretter zeugen von ſeinem Fleiß. Er war Künſtler auch als Tiſchler. Was den eigenen Anforderungen nicht entſprach, wurde unbarmherzig verbrannt. „Wohnt Meiſter Milde hier?" fragte ein Tiſchlerlehrling, der ihm Holz zu bringen hatte. Und ein Gewerbetreibender, der mit Bewunderung die muſtergültigen Arbeiten in Augenſchein nahm, that einmal den weiſen, vielbelachten Ausſpruch: „Na, das kann ich Ihnen ſagen, dergleichen Beſchäftigung bewahrt einen Künſtler vor Einſeitigkeit." Unzweifelhaft! Die bis zuletzt bewahrte Elaſticität und Friſche des Körpers hatte mein Vater ſicher der Gewöhnung zu ſolcher Arbeit, die ſoviel Bewegung bedingt, zu danken. Für alles Techniſche beſaß er einen ungewöhnlichen Blick. Gleichviel, ob eine Uhr oder ein Schloß oder ein Ofen verſagte, er entdeckte die Urſache der Störung und leiſtete, wie oft, allein Hilfe. So machte ſeine dreijährige kleine Enkelin nach Wiederherſtellung irgend einer verſehrten Mechanik die ſehr richtige Bemerkung: „Wir haben doch einen recht nützlichen Großpapa."

Auch Gärtner war mein Vater. In einem großen alten Garten, der zuerſt gepachtet, dann gekauft wurde, hat er Gemüſe und Blumen ſelbſt gezogen. Für uns Kinder war dort ein Obſtparadies, in dem zu pflücken bei keinem Baum verboten war. Den größten Stolz ſetzte er in ſeine Roſenzucht. Er beſaß über zweihundert Stöcke der feinſten Sorten, von ihm ſelbſt zum Theil oculirt. Dieſe Roſen erfreuten ſich eines guten Rufes und freundlichſter Abnahme. Die vielſeitige Thätigkeit meines Vaters beſang Peter Cornelius in folgenden humorvollen Verſen, die zwar erſt ſpäter verfaßt wurden, die aber, als an die paſſendſte Stelle, hierhergeſetzt ſeien.

Hobelſpäne

zum 13ten April 1865.

O Milde! Nobler wie Du iſt Keiner!
Nobler Sänger! Nobler Schreiner!

O Milde, keiner wie Du iſt nobler!
Groß als Sänger, groß als Hobler!

Groß als Gärtner, groß als Reimer!
Groß als Sänger! groß als Leimer!

Du bezauberſt alle Damen,
Den Madonnen machſt Du Rahmen.

Biſt als Gärtner rieſig groß,
Denn du haſt die beſte Roſ'!

Großer Meiſter du vom Stuhle,
Selbſt im Zahnweh machſt du Schule.

Doch es ließ beim Hexenſchuß
Dich im Stich Cornelius.

Gar im Canon „Fuß zu leiden"
Fänd ich allzu — unbeſcheiden.

Dafür will ich dich beſingen,
Sei mir hold in allen Dingen!

Großer Hobler! Maulwurfsfänger!
Jubeldichter! Großer Sänger!

Brülle freundlich meinen Cid,
Denn es wird mein Hochzeitslied!

Großer Hobler! nimm Geſellen,
Viel hab ich dir zu beſtellen!

Großer Gärtner, hab' wohl Acht,
Sei auf einen Kranz bedacht!

Sing' auch mir, wie Heinrich Marr,
Ich bin auch ein Jubel-Narr!

Hoffentlich kein Lied der Schwäne
Iſt dies Lied der Hobelſpäne!

Daß noch oft am dreizehnten,
Im April, im reizenden

Gleichen Gruß ich biete dir
In der Hoffmann'ſchen Manier.
Dichte, ſinge, hoble, pflanz',
Lange noch mit Rudi, Franz,
Niſtel, Diſtel und mit Roſe,
Dieſes wünſcht der Fußweh — loſe.
Sing', pflanz', hoble, reim', ich bitt',
Auch für mich ein bischen mit,
Denn, auch ohne Hexenſchuß,
Liebt dich ſtets Cornelius.

Vielleicht verdankte mein Vater die Anregung für manche Nebenbeſchäftigungen dem Kloſterleben. Er hat ſeine Jugend als Sängerknabe in dem ſchönen Kloſter Heiligenkreuz verbracht. An ſolcher Stelle wird neben Kirchendienſt und Studium auch jede Art von techniſcher Arbeit geleiſtet. Heiligenkreuz erhebt ſich allmählig aus dem Thal, wenn man von Wien aus dorthin fährt. Es iſt ein kleines Reich für ſich, nicht nur in wirthſchaftlicher, auch in künſtleriſcher und wiſſenſchaftlicher Beziehung. Neben den Gymnaſialſtudien, die der Knabe gewiſſenhaft immer als einer der Erſten betrieb, fand ſein muſikaliſches Talent reiche Nahrung. Das Kloſter erbrachte mit Zuziehung einiger Dorfbewohner ein vollſtändiges Orcheſter. Als der Knabe etwa 11 Jahre alt war, übergab man ihm die hohen Sopranarien aus Oratorien, die er unfehlbar vom Blatt ſang und, auch wenn verziert, wie z. B. die Arien aus Haydn's „Schöpfung", mit der größten Sauberkeit ausführte. Zu ſolchen Concerten in der Kloſterkirche, deren reicher Schmuck an Holzſchnitzerei ebenfalls von Kloſterinſaſſen geliefert war, pflegte ſich ein zahlreiches Publikum, zum Theil auch von Wien, einzuſtellen. Schon der Knabe hatte einen Ruf als Sänger, und das Kind wurde, wie Shakeſpeare ſagt, Vater des Mannes. Die Muſik blieb Siegerin, obgleich der Knabe auf Wunſch des Vaters ſtudirte, obgleich er es bis zu einem juriſtiſchen Examen brachte, ja, obgleich der Vater gedroht hatte, er würde ſich eine Kugel durch den Kopf ſchießen, falls ſein Sohn zur Bühne gehe. Der Vater ſtarb eines ganz natürlichen Todes, viele Jahre, nachdem der Sohn der Bühne einverleibt war. Aber allerdings erſchwerte das väterliche Vorurtheil dem Sohne den Beginn ſeiner Laufbahn außerordentlich. Die Geſangsſtudien bei Hauſer und Staudigl

mußten heimlich genommen werden, ohne jede Unterſtützung von zu Haus. Ja, auch ein erſter Verſuch als Czaar in Potsdam, der zu einem Engagement dort führte, geſchah ohne Wiſſen des Vaters und hatte, nachdem er zu ſeiner Kenntniß gelangt war, eine Entfremdung zwiſchen ihm und dem Sohne zur Folge. Es mag das für die Eigenart meines Vaters, für ſein ſehr weiches Gemüth und ſeine außergewöhnliche Pietät die härteſte Prüfung geweſen ſein, die er im Leben zu beſtehen gehabt hat.

Die Beiden wieder miteinander zu verſöhnen, war Roſa von Milde, der Gattin, vorbehalten, als beide auf ihrer Hochzeitsreiſe die Eltern beſuchten. Für die den gleichen Lebensidealen dienende Lebensgefährtin hegte mein Vater ſchon liebende Gedanken, ehe er ſie noch geſehen. Er hatte ihren Geſang mit dem Jenny Lind's vergleichen hören. Und thatſächlich wurde es für die junge Sängerin, nachdem ſie ein gründliches, dreijähriges Studium bei Franz Götze abſolvirt, von ausſchlaggebender Bedeutung, daß es ihr vergönnt war, Jenny Lind zu hören. Die techniſche, ſtimmliche und ſeeliſche Reinheit der großen Künſtlerin auch zu erreichen, dahin zielte das Streben der Weimariſchen Novize. Es beeinträchtigte ihren Fleiß, ihren Blick nach vorwärts nicht, daß ſie ſich von Anfang an und fortgeſetzt der größten Liebe Weimars erfreuen durfte.

Das Auftreten von Roſalie Agthe war eine große Ueberraſchung für das Städtchen geweſen. Das Publikum, welches am 9. Juni 1845 in's Theater ging, um ſich eine Debütantin als Amine in der „Nachtwandlerin" anzuhören, ahnte nicht, daß es ſich nach der Vorſtellung in dichten Reihen vom Theater bis zu ihrer Wohnung aufſtellen würde, um ſeiner Freude noch einmal Ausdruck zu geben. Denn nichts war vorher verlautet von dem Talent, in der Stille gebildet.

Unter ganz anderen, unter den allerbeſcheidenſten Verhältniſſen, als Tochter des Kammermuſikus Agthe, wuchs Roſalie in Weimar auf. Aber die äußere Armuth barg einen Reichthum von muſikaliſchem Leben. Sämmtliche Familienglieder, auch die nicht ausübenden, waren außergewöhnlich begabt mit Tonbewußtſein, Auffaſſung und Gedächtniß. Ein Bruder Roſaliens, der leider nur das ſiebzehnte Jahr erreichte, ſpielte drei Inſtrumente und komponirte. Ihm zu Liebe gab es Sonntags Kammermuſik im Haus. Die klaſſiſchen Trios und Quartette kamen da alle zu Gehör. Auch war dem Vater ein Freibillet in's Theater gewährt, und ſo wurden die Kinder ſehr jung mit der Opernlitteratur vertraut. Die lebhafte Mutter, welche die Laſt der Wirthſchaft mit Humor überwand und durch eine wahrhaft geniale

Erfindungsgabe das Fehlende zu beſchaffen verſtand, ſang bei der Arbeit Opernmelodien und trug ſo auf ihre Art zur muſikaliſchen Bildung bei. Abſolute muſikaliſche Sicherheit hatte Roſalie mit dem ſpäteren Gatten gemein. Das am 25. Mai 1848 in Weimar ſtattfindende Gaſtſpiel Milde's als Aſthon in der „Lucia" führte zum Engagement. Liſzt ſelbſt hatte hierzu den Anſtoß gegeben, wie er ſpäter Milde's zum lebenslänglichen Verbleiben an der Weimariſchen Bühne überredete. Denn weitgehende Pläne für gemeinſames Wirken erhoffte Liſzt damals. Die letzten Ziele wurden zwar leider dieſen Hoffnungen nie, doch war die Gegenwart des vollen Einſatzes werth. Beſeelt von dem Drange, zu leiſten, begabt mit Allem, was zu der erwählten und berufenen Arbeit erforderlich war, wurde dieſen Künſtlern das Glück, große Aufgaben zum erſten Male löſen zu dürfen.

Die erſte Begeiſterung für Lohengrin hat in Weimar Flammen geſchlagen. Liſzt trug das Feuer in die Herzen. Unter ſeinem Dirigentenſtabe erſtand Lohengrin hier zum erſten Male. Es wird intereſſiren, Liſzt ſelbſt über die Proben erzählen zu hören. Einem Briefe an ſeinen Freund Milde, der die Ferien dazu benutzte, bei Emanuel Garcia in London weitere Geſangſtudien zu machen, entnehme ich folgende Stelle:

Merci de votre bonne lettre, mon cher ami, qui, nonobstant la date un peu tardive m'a fait grand plaisir. Depuis cinq jours nous sommes en pleine activité de Lohengrin, et quelqu'énorme que soit la tâche pour nos forces, je suis convaincu, que nous nous en tirerons à notre honneur, car peu à peu et de proche en proche tout notre personnel se passionera pour ce chef d'oeuvre, se pénétrera de sa substance, vivra de sa vie, ce qui est la condition sine qua non d'une exécution telle que j'entend la nôtre. Pour y atteindre nous avons déjà cette semaine une répétition de 4 heures par jour, et la semaine prochaine nous en avrons deux, chaque matinée et après dîner, attendu qu'il faudra diviser l'orchestre en Instrumens à cordes et Instrumens à vent et les faire répéter à part.

Tâchez, mon cher ami, de ne pas nous arriver plus tard que le 12, s'il vous est possible; vous vous trouverez déjà en train de répétitions générales sur le théâtre. En surplus je vous prierai de vouloir bien vous charger de quelques vingt mesures environ dans le Prométhée, qui sera représenté la veille de l'inauguration de la statue de Herder, 24 Août, et pour lequel j'ai composé huit choeurs et une longue Ouverture. Le 25, je compte faire donner le Messie de Händel à l'église et pour cette fois je

suis d'avis de placer les choeurs et l'orchestre dans l'abside à partir des premiers bancs jusqu'a l'autel. — — —

Mlle Agthe (qui est adorable dans son rôle d'Elsa) me charge de ses plus affectueux complimens pour vous, auxquels je joins très simplement, l'expression des sentimens les plus distingués

de votre affectionné
et devoué
F. Liszt.

Weymar, 3 Août 1850.

Wenn auch hier, wie überall, das volle Verſtändniß für die neue Offenbarung nur von einer Minderzahl Auserwählter geleiſtet werden konnte, ſo bedenke man, welcher beſonderen Art die Auserwählten waren! Sah doch das Heim Liſzts und der Fürſtin Wittgenſtein, die Altenburg, alle Geiſteskoryphäen in ſeinen Mauern. Liſzt'ſche Schüler, ſpätere Meiſter, lernten ſchon damals bei ihm; und Erlauchte aller Künſte, aller Wiſſenſchaften gingen dort aus und ein.

Der Ruf der Wagner-Liſzt'ſchen Aufführungen in Weimar trug hauptſächlich mit dazu bei, den damals in Berlin unermüdlich arbeitenden Peter Cornelius heran zu locken. Daß die Urtheile über Richard Wagner einander ſehr widerſprachen, beſtärkte den dichteriſch und muſikaliſch ſelbſt Schaffenden in ſeinem Glauben an etwas Ungewöhnliches; und er ſuchte die Gelegenheit, ſelbſt zu hören und zu prüfen. Wie er, damals 28 Jahre alt, nach Weimar kam, erzählt er uns in der kleinen, hier angefügten Autobiographie. Sie wurde nach ſeinem Tode im „Muſikaliſchen Wochenblatt" von E. W. Fritzſch am 6. November 1874 veröffentlicht und ſei noch einmal wiedergegeben.

„Carl Auguſt Peter Cornelius, geboren zu Mainz am Weihnachtsabend 1824 als dritter Sohn des Schauſpieler-Paares Carl und Friederike Cornelius.

Vater und Mutter — wie läßt ſich das in ſo engen Rahmen drängen! — Der Vater, in Düſſeldorf geboren, Sohn eines Kupferſtechers Cornelius, der noch in ſpäterer Zeit umſattelte und zum Theater ging, als ein bedeutender Realiſt unter ſeinen Collegen gerühmt war — hatte ſich aus einer äußerſt bedrängten, ſchickſalsvollen Kindheit zu einer hochgeachteten Stellung emporgeſchwungen. Chriſten in München ſagte mir einſt: Eßlair, Laroche und Ihr Vater, die Drei! Der Vater entſagte dem Wandern, blieb aller Reclame fern und ging in feſtgehaltener Stellung

— Fach der ſogenannten „Alten" an den vereinigten Theatern in Mainz und Wiesbaden — nur darauf aus, den Kindern gute Erziehung zu geben, ihre gedeihliche Lebensentwicklung vorzubereiten.

Mein Weg ſollte das Theater ſein, und der Vater meinte, ich ſollte die Muſik nur daneben cultiviren, um einſt in älteren Tagen das Schauſpielen nicht als ein leidiges Muß fortzuſetzen. —

Was ſoll ich lange beſchreiben, wie die Kindheitseindrücke auf mich einwirkten. Mein Leben dreht ſich um zwei Pole: Wort und Ton. Im Anfang war das Wort. Wohl erhielt ich früh Clavier- und Geſangunterricht; letzteren bei dem würdigen Theaterchoriſten Scharrer, der in Mainz erfolgreich Schule machte und manche Sänger und Sängerinnen erzog, welche mit Erfolg das Theater betraten; durch ſeinen gründlichen Unterricht lernte ich muſikaliſch *denken*, und ich weiß die Zeit nicht mehr, wo ich nicht jede Accordfolge nur dem inneren Ohr vernehmlich hätte hören können. Scharrer und S. W. Dehn in Berlin, im Anfang und Abſchluß meiner Studien ſind die Beiden, denen ich muſikaliſch das Meiſte zu danken habe. Zwiſchen beiden darf ich für die Knaben- und erſten Jünglingsjahre noch Joſeph Panny und Heinrich Eſſer nennen. Wohl waren die Familienabende reich an muſikaliſchen Eindrücken; im Verein mit ſtimmbegabten Schweſtern und deren Freundinnen wurde mit Andacht und Inbrunſt am Clavier geſungen, und das reiche Opernrepertoire einer damals vorzüglichen Bühne, an welcher Alles, was in Deutſchland Namen hatte, zu Gaſte ſang neben oft ſehr begabten angeſtellten Mitgliedern, verſetzte den Knaben früh in jene künſtleriſche Atmoſphäre, welche manches ſeiner erzogene Talent oft ſehr ſpät erſtrebt und einathmet. Die ſpecifiſch muſikaliſche Bildung mußte dennoch eine unvollkommene bleiben, und dieſe Unvollkommenheit haftet noch heute an mir; die Eltern, ſo beſorgt und theilnahmvoll ſie waren, ermangelten bei aller ſchwärmeriſchen Liebe zur Muſik der Bildung und Erziehung in dieſer Kunſt. Aber wie anders war es mit dem *Wort*. Des Vaters vollendet ſchöne Declamation, frei von aller Manier, edel, rein, menſchlich ſchön — ein lauteres makelloſes Deutſch, das von ſeinen Lippen klang — ein begieriges Gedächtniß, welches alle Gedichte in ſich aufſog, die liebevollſte Anleitung, welche ich hier erhielt — Alles legte den Keim in mich, der erſt nach einer wechſelvollen Jugend, aus ganz anderen Richtungen und Lebensabſichten heraus, plötzlich in mir erblühen ſollte — den Keim zum Dichter. Was red ich viel! ſag ich das eine Wort, von welchem mir die Seele zittert: Goethe! Hinter den Glas-

ſcheiben der Bibliothek meines Vaters mit den grünſeidenen Innenvorhängen, da lockten wohl die Werke des Großen; ſie mußte mir noch verſchloſſen bleiben. Aber auf dem Speicher war eine große Kiſte voll Bücher, in denen ich manch Stündlein ſtöberte. Da fiſchte ich, wie der Taucher die Perle, ein zerriſſenes Exemplar von Goethe's Liedern auf. Das war von nun an mein unzertrennlicher Begleiter. An den Mond! Troſt in Thränen! Raſtloſe Liebe! Soll ich ſie alle nennen? Das Alles ging in der linken Rocktaſche auf allen Wegen mit mir. Das ſprach ich draußen im Felde laut vor mich hin, das ſang ich, dazu griff ich mir die begleitenden Accorde, ſo gut es ging, am Clavier. — An dieſem Moment entſchied ſich mein ganzes Leben, und der Jüngling, der Mann beſtätigte den Knaben in ſeiner glühenden Liebe für den Dichter aller Zeiten.

Nach beendigter Schulzeit — ich beſuchte leider nur bis zum 14. Jahr die Bürgerſchule und habe mir ſpäter meine paar Körnchen Bildung auf eigenem Weg aufgeleſen, wo Anderen die volle Tafel geboten wird — lebt ich zwiſchen Studium des Worts und des Tones getheilt. Die unvollkommene muſikaliſche Entwicklung ging ihren Weg, es war ein Taſten, ein Suchen — es fehlte an einem gründlichen Elementarunterricht; ich hatte auf dem Clavier keine Idee von Anſchlag, auf der Geige keine feſte Bogenführung und war eigentlich zu Beidem durch eine früh zunehmende Kurzſichtigkeit verdorben. In der Compoſition kam ich von Syſtem zu Syſtem, ohne eine durchgreifende einheitliche Leitung zu genießen. Doch es wachten Melodien, Lieder in mir auf, ich ruhte nicht, ſuchte mir auch die Sänger und Spieler zuſammen, man hörte doch darauf hin und ließ mir nach einigem Kopfſchütteln doch immer eine Krume Talent übrig. — Ich durfte einen Ausflug der deutſchen Oper nach London mitmachen, im 16. Jahr, die letzte der zwölf zweiten Geigen unſeres durch Engländer verſtärkten Mainzer Orcheſters! Doch brachte es mir zweierlei — in Ton und Wort. Ich hörte jeden Abend unſere claſſiſche deutſche Oper mit ausgezeichneter Solobeſetzung; mit einem Staudigl, Tichatſchek, einer Stöckl-Heinefetter; und ich vervollkommnete mich — als oft in Bewegung geſetzter Dolmetſcher für meine Collegen — in der Sprache Shakeſpeare's und Byron's. — Beim Vater aber, da gings flotter her, als bei der zweiten Geige. Er ſtudirte Taſſo, Hamlet, Romeo mit mir. Er war Nathan — ich der Kloſterbruder! Die Hälfte der Geſchwiſter war ſchon draußen in der weiten Welt, ſich ein Leben zu bilden, da ſchloß er ſich um ſo inniger an mich an; war ich doch auch zugleich ſein Schüler, ſein Jünger. Abends holte ich ihn aus der

Garderobe ab; da wurde auf dem Heimweg das Stück durchgesprochen, die Leistungen auseinandergesetzt. O wie göttlich schlecht kam da Gutzkow weg, wenn wir aus der Schule der Reichen kamen, oder aus Werner, oder gar aus Richard Savage! Wie oft, wenn Gutzkow in seinen „Plaudereien" (verzeih ihm, edler St. Beuve, dieses Plagiat des Titels deiner wahrhaft schönen, culturhistorischen Aufsätze!) unseren großen Wagner ungestraft mit historischen Schimpfnamen nennt, wie oft ruf ich mir dann rächend die mündlichen Kritiken des „alten" Cornelius zurück — und zu höherer Würze das Wort eines großen Dichters über ihn. —

Der Ton verdrängt das Wort. Es war in Berlin. Ich hatte unter den Fittichen meines Vaters (Fittiche! denn er war ein Pelikan!) die theatralische Laufbahn in Wiesbaden begonnen, welches unterdeß Hoftheater geworden war. Es waren seine letzten Lebensjahre, und ich mußte seinen edlen Geist vielfach unter den Bühnenverhältnissen leiden sehen. Außerdem trat an den reifenden Jüngling die zugleich aus dem Innersten auftauchende und von außen angeregte Frage heran: Was beginnst Du? wie willst Du in zwei so schweren Künsten zugleich eine Vollendung erstreben? In der Wiedergenesungszeit von einem lebensgefährlichen Nervenleiden fand ich Muße, tiefer über mein Wollen und Streben nachzudenken und der ernsten inneren Stimme Gehör zu geben, welche mich mahnte, Eines von mir zu werfen und das Andere mit Leib und Seele ganz zu ergreifen. Mit Schmerz schied ich von dem Ideal, dramatischer Künstler zu werden und wählte ausschließlich die Musik, aber nicht ohne den tröstlichen Zielgedanken, als dramatischer Autor, als Componist „komischer Opern" mit der Bühne in engster Beziehung zu bleiben. Denn schon mit dem Vater, welcher selbst eine bedeutende vis comica besaß und mir für das Fach komischer Characterrollen die entschiedenste Begabung zutraute, hatte ich im Einverständniß auch diesen besonderen Zweig für die Composition gewählt; wir besprachen oft das Sujet des „zerbrochenen Kruges". Schwer wäre es gewesen, den Vater für das ausschließliche Ergreifen der Musik zu stimmen; er hatte seine Lieblingspläne an die Zeit meiner völligen dramatischen Ausbildung geknüpft. Das Geschick hat mir nicht die Zeit gegönnt, den rechten Augenblick zu finden, ihn in mein Geheimniß einzuweihen. Er starb. Sein großer Verwandter, der Meister Cornelius, damals schon in Berlin verweilend, übernahm die Sorge für meine musikalische Ausbildung. Ich wurde Dehn's Schüler. Ich begann hier mit neunzehn Jahren noch einmal von vorn. Nach drei Jahren Studium holte ich mir bei Friedrich

Schneider in Deſſau einen Lehrbrief über einen Pack Sonaten, Streichquartette, Stabat mater, Miserere, Trio, Quintett für Clavier mit Saiteninſtrumenten ꝛc. ꝛc. Bei allen dieſen Tonſtudien hatte freilich das „Wort“ geſchwiegen. Nur zwei komiſche Operntexte waren in einer Zeit entſtanden, als ich den Unterricht bei Dehn ausſetzte und kühn meine eigenen Pfade zu wandeln verſuchen wollte; daneben manche Skizzen, die alle auf dasſelbe Ziel der komiſchen Oper ausgingen. Nur einmal hatte mich die Nothwendigkeit aus meiner Verzagtheit, meine Muſik auf einen eigenen Text zu ſetzen, herausgetrieben, als der Altmeiſter Cornelius von Italien zurückkehrte und ich zu einem Willkommsgruß keinen Dichter finden konnte, ſo ſehr ich mich bemühte. Da dichtete ich mir ſelbſt einen Text — und componirte ihn. Unter Wieprecht's Leitung ſangen ihn manche Väter von Siegern bei Gravelotte und Sedan. Er gefiel dem Alten — das war jedenfalls das Beſte dran. Doch war das ein völlig vereinzelter Fall, eine Art hübſcher Unfall! Ich betrachtete mich völlig als Muſiker, und da nach den Begriffen der Fachmenſchen ein mittelmäßiger Text meiſtens der beſte iſt, ſo durfte ich mir ſchon auch einmal einen Text ſchreiben — ohne die Folgerung völlig auszuſprechen, ſie konnte meine Eitelkeit verletzen. Der Ton hatte das Wort verdrängt. Aber nun kam es plötzlich anders. Ohne alle Umſchreibung geſagt: Leidenſchaftliche Liebe ergriff und erſchütterte mich im Innerſten; bei den Unmöglichkeiten meiner Lebensſtellung konnte ſie nur eine unglückliche ſein. Und ich, der ich bis jetzt nur höchſt dürftige Anſätze zu ſubjectiver Lyrik gemacht, dagegen doch ſo viele Tonſtudien in mannigfachen Formen getrieben hatte, ich componirte keine verzweifelten Sarabanden, keine raſtloſen Giguen in Moll, keine weltſchmerzlichen Scherzos — ich ſchrieb eine Fülle einfacher deutſcher Gedichte, zu ſagen was ich litt. Von jetzt an war ich Lyriker, wenn ich auch durchaus — und wahrlich vor mir ſelbſt — nicht wagte, mich einen Dichter zu nennen. Das hatte ich ja nicht gelernt, darin gab man ja keine Stunden, damit konnte man nicht einmal der unterſte Organiſt werden. Aber meine Tagebuchblätter nahmen nun alle lyriſche Form an. Nur daß es kaum einmal zufälligerweiſe dazu kam, lyriſche Ergüſſe auch muſikaliſch zu faſſen, oder ein ſo heiliges Gefühl auch abſolut muſikaliſch wiederzugeben. Nein, die Muſik war mir eine ſtrenge hehre Muſe, der durft ich nicht mit ſolchen Herzenskleinigkeiten kommen. Die Faſſung kam wieder. Aufs Neue begannen die ſtrengen contrapunktiſchen Studien bei Dehn, und als er mich nach einigen zwölfſtimmigen Chören und einem Canon für acht

Stimmen, wo der zweite Chor Alles in der Gegenbewegung ſingt, endlich, machte ich mich wieder ans Sonaten- und Trio-Componiren, begann einen achtſtimmigen Pſalm mit Orcheſter ꝛc. Unterdeſſen waren aber, neben der Dehn'ſchen Schule herlaufend, meine Lieder und Duette zu fremden Dichtungen — etwas beſſer, etwas menſchlicher als früher geworden, ich ſang ſie bei Freunden mit meiner Schweſter Auguſte, ſie wurden gern gehört. Nur meine Verſe blieben die ſtillen Gebete im Kämmerlein, und niemals dacht ich an den „Dichtercomponiſten". Der Ton herrſchte — das Wort war da, aber es duckte ſich.

Wer ſich nun ſchon einmal in die Gefahr begeben hat, dies Alles zu leſen, der komme auch darin um, indem er meine Bitte erfüllt, an dieſer Stelle ſich aus eigenem Wiſſen und Erleben Alles herzudenken, womit Richard Wagner damals, wie noch heut und wie nach heut, die Welt erfüllt und bewegt. So kommen wir ſchneller nach Weimar.

Selten iſt dem Kunſtbefliſſenen die freie Selbſtbeſtimmung über Wandern oder Bleiben verliehen. Die trockene Scholle umzieht ihn oft mit jenen lockenden Silberfäden, die ſelbſt zu Eiſenſtangen werden können. Diesmal aber, nach Weimar, ging ich ganz aus freiem Antrieb — mit der Idee, daß es nur ein Ausflug werden ſollte. Ich wollte endlich *Wagner's Werke ſelbſt einmal hören, mit mir ſelbſt darüber ins Reine* kommen. Ich wollte ſodann von Liſzt, als einem über alles Kleinliche erhabenen Künſtler und Menſchen, mir ein freies Urtheil über meine Studien ausbitten, was ich in Berlin nicht erlangen konnte von Leuten, die in Rückſichten verbiſſen waren. Das erhabene Kunſtleben und Kunſttreiben, das mich dort wie mit einem Zauberſchlag berührte, entſchied mich augenblicklich dahin, nicht nach Berlin zurückzukehren, ſondern, wie mir es auch ergehen möge, aufs Neue anzufangen, Kunſt zu lernen und womöglich, früher oder ſpäter, dieſem Kreis anzugehören. Wäre doch der Brief noch aufzufinden, in welchem ich meinem großen Vetter auseinanderſetzte, warum ich nicht nach Berlin zurückkehre, ich glaube, er dürfte mit Recht ein echter Künſtlerbrief heißen. Wenn mich auch einen Moment lang die Wonne berauſchte, meine Verſuche von den größten Repräſentanten ihrer Inſtrumente geſpielt zu hören, darüber konnte ich mich nicht täuſchen, wie gering die Stellung war, die ich hier als ſpecifiſcher Muſiker beanſpruchen konnte. Liſzt wies mich auf Kirchenmuſik. Gut; ich ſtürze mich in den Thüringer Wald zu Schweſter Eliſe. „Domine salvum fac regem!" Männerſtimmen-Meſſe, zwei Meſſen für gemiſchten

Chor mit und ohne Orgelbegleitung — wenn auch nicht gerade ſo in einem Athem hinter einander! Ich komme wieder nach Weimar. Succès d' estime! Ich höre Berlioz, ſtürze über ſeine Partituren her, ſtudire Tag und Nacht darüber — und war ganz verliebt in dieſen „Benvenuto Cellini", noch eh ich den „Lohengrin" gehört. Davon ein anderes Mal und eingehend. Heute ſchließ' ich dieſe allzulang gewordene Skizze nur noch mit dem Moment, wo ſich endlich nach ſo langem Ringen die beiden Himmelsmächte des Tons und der Sprache zuerſt in der höchſt zerbrechlichen Scherbe meines guten Gemüthes zu lieblichem Bunde vereinigten.

Weit, weit von Weimar find' ich ein freundliches Aſyl in einer kleinen Stadt an einem kleinem Strom — ein Nebenfluß, wie ich eben ein — Nebenmenſch bin. Da iſt in den ſchönen Kreiſen, in denen ich ſehr gütig aufgenommen war, eine junge Dame, die ſpielt ſehr ſchön Klavier, ſingt auch ſehr ſchön dazu. Der wollt' ich denn ſpäter, vom Land aus, eine Artigkeit erweiſen, mich wohl auch ein wenig zeigen. Da ſchrieb ich ihr ſechs kleine Muſikbriefe. Jedes Lied durfte nicht größer ſein, als es ſich gerade auf den Briefbogen ſchreiben ließ. Der Dichter in mir war, wie ich erzählte, unter großen Wehen geboren; der Muſiker war ein Angſtkind von jeher; da kam aber nun das Glückskind, das von beiden das Beſte hatte und mit freiem künſtleriſchen Gebahren in die Welt lachte. Das war der Dichter-Muſiker. Mein Op. 1 war da."

Peter Cornelius.

Wie beklagenswerth, daß „ein anderes Mal und eingehend" nicht von Cornelius weiter erzählt wurde, daß es für immer bei dieſem kurzen Abriß bleiben mußte. Ganz eigenartig poetiſch würde er uns die damals empfangenen Eindrücke geſchildert haben, die ſo ſtark waren, daß ſie ſeinem Talent, ſeinem Geſchmack, ſeinem Wollen wegweiſend wurden.

Er gehörte dem Kreiſe von Künſtlern in Weimar, der ihn mächtig angezogen hatte, von 53—59 an. Manches damals angeknüpfte Freundſchaftsband dauerte das Leben aus. Seine innigſten Freunde wurden Reinhold Köhler, der Märchenforſcher, und das Milde'ſche Ehepaar, der erſte Tetramund und die erſte Elſa. Welchen Reichthum hat Peter Cornelius in unſer Haus gebracht! Iſt es ſchon für den Einzelnen das höchſte Glück, vollkommener Freundſchaft theilhaftig zu werden, wie bedeutſam, wie unſchätzbar wird ein Freund, wenn jedes Glied dieſes Hauſes, jedes der Eltern, jedes Kind das gleiche Anrecht an den Einkehrenden geltend macht!

von Wilde.

„Eine Blüth' im Lenz" in unſrer frühſten Kindheit war uns der immer Gebende, immer Empfängliche. „Ein Reis im Lenz", — ſo redigirte Peter Cornelius ſpäter — war für uns dieſe Freundſchaft; ſie ſchlug Wurzel im Lebensboden und trug reiche Frucht, die uns unſer Lebenlang erquickt. „Ein pochend Herz" war und iſt uns Allen das ſeine, deſſen Schlag uns heute, in dem haſtigen Heute, mit nie erlöſchender, ja mit ſtets zunehmender Wärme erfüllt. — Wir Kinder haben uns damals gewiß eingebildet, Peter Cornelius gehöre in erſter Linie zu uns. Wir nahmen ihn in Beſitz, ſo oft das nur anging; und mit welcher Bereitwilligkeit geſellte er ſich zu uns! Er nannte ſich ſelbſt, da er uns immer auf ſeinem Rücken reiten ließ, unſer Kameel, aber wir ſtanden auch andächtig lauſchend um das Klavier herum, wenn er ſpielte und dazu ſummte. Mit klarſter Deutlichkeit ſteht mir noch ſeine Haltung vor der Seele: der Oberkörper dicht an die Klaviatur angeſtemmt, der Kopf mit den glatt angeſtrichenen Haaren zurückgeworfen. Selbſt den Dichter hatten die Erwachſenen nicht vor uns voraus. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, ob ich damals ſchon etwas von Peters Gedichten kannte, wohl aber daran, daß mir das Bewußtſein, einen Dichter vor mir zu haben, ſeine Geſtalt verklärte. Vor ſeinem Weggang brachte ich ihm mein kleines Stammbuch mit der Bitte um eine Gabe. Ich ſehe ihn noch ſich an den Tiſch in der Kinderſtube ſetzen, an dem ich meine Schularbeiten zu machen hatte, ſehe, wie er die Feder eintauchte, wie er nach dem Beſinnen weniger Sekunden ſchrieb, ohne abzuſetzen; ich fühle noch den Stolz, als er mir das Geſchriebene überreichte und ich las:

Mein liebes Kind, ich hab' dich lieb,
Wir wollen Freunde bleiben.
Sieh, wenn ich immer bei dir blieb,
So braucht ich's nicht zu ſchreiben.

Doch weil ich ja aus deiner Stadt,
Aus deinem Haus muß ſcheiden,
So ſchreib ich's auf dies kleine Blatt,
Wie gut ich dich kann leiden.

Und wenn du ſiehſt, was ich dir ſchrieb,
Laß dir's zu Herzen gehen,
Und ſei mir gut, und hab' mich lieb,
Bis wir uns wiederſehen.

Dein aufrichtig ergebener Freund

Weimar, 3. Januar 1859. Peter Cornelius.

Mit acht Jahren verfügt man ſchon über einen kleinen Vorrath auswendig gelernter Gedichte, und man hat auch ſchon eine ausgeſprochene Vorliebe für einige darunter. Nun aber ein Gedicht zu beſitzen, eigens für mich gemacht, deſſen Entſtehung ich beigewohnt hatte — dieſes Glücksgefühl war neu und berauſchend. Ich ſann auf Wiederholung des ſchönen Ereigniſſes. Und die günſtige Gelegenheit dazu bot mir ein älteres, bereits außer Curs geſetztes Stammbuch. Ich überreichte auch dieſes Peter mit der Bitte, etwas hineinzuſchreiben. Er ſaß gerade auf der Erde neben meinem dreijährigen Bruder Franz, und es wäre ſchwer geweſen feſtzuſtellen, wer von beiden ſich herzlicher über ein Pappenmäuschen freute, das, von einem Uhrwerk in Bewegung geſetzt, in der Stube herumlief. Peter unterbrach ſein Spiel für wenige Minuten und ſchrieb mir das folgende Verschen ein:

So lang das graue Mäuschen
In ſeinem rothen Häuschen
Mit dem Ringelſchwänzchen
Noch macht ſein Tänzchen,
Mit Drehen und Laufen,
Mit Raſſeln und Schnaufen,
So lange gedenke mein
Und dreh' es auf mit dem Schlüſſelein.
Doch wenn auch das Mäuschen die Beine bricht,
Unſere Freundſchaft endet nicht.

Dein Freund Cornelius.

Meine Empfindung, ein Dichter ſei ein Zauberer und ſchüttele ſeine Gaben fertig aus dem Aermel, befeſtigte ſich; und ein ſtark Theil dieſer Empfindung hat ſich, gerade in Bezug auf Peter Cornelius, erhalten. Denn wenn auch zu Ehren der Arbeit, die mit dem Dichten verbunden iſt, der Begriff wegfallen muß, ſie ſei von vornherein fertig vorhanden, ſo iſt doch der Cornelius'ſchen als allerechteſten Poeſie eigen die zauberhafte Leichtigkeit, nächſtliegende, zufällige Umſtände als Brücken zu verwerthen. Brücken zum Heute von jener frühen Vergangenheit aus bilden nun ſolche dichteriſche Erzeugniſſe. So ſind zwei Wiegenlieder, welche Cornelius und Hoffmann von Fallersleben einem damals geborenen und „kaum gegrüßt, verlorenen" Brüderchen widmeten, heute die einzigen lebendigen Spuren des eiligen Gaſtes. Sein erſter und letzter Geburtstag wurde hochgefeiert:

Laſſen ſetzte die Lieder auch noch in Muſik. Ich gebe das Cornelius'ſche, in der Stern'ſchen Sammlung erſchienene Wiegenlied hier noch einmal wieder. *)

Fragſt du mit den Aeugelein,
Was da glänzt am Himmelszelt?
Kind, es iſt das Licht der Welt,
Und dein eigen ſoll es ſein;
Sonn' und Mond mit ihrem Schein,
Alles iſt dein!
Schlafe nun ein, ſchlaf' ein!

Fragſt du mit den Aeugelein,
Was da draußen blüht und lacht?
Kind, es iſt des Lenzes Pracht,
Und ſie blüht für dich allein.
Blum' und Blatt in Flur und Hain,
Alles iſt dein!
Schlafe nun ein, ſchlaf ein!

Fragſt du mit den Aeugelein,
Wer dich wiegt und wer da ſingt?
Kind, o lauſche, wie es klingt,
Und im Lauſchen ſchlumm're ein;
Lied und Herz und Seele mein,
Alles iſt dein!
Schlafe nun ein, ſchlaf' ein.

Juni 58.

Das Kind ſchlief ein, auf ewig, ohne von all den Reichthümern Beſitz zu nehmen, ſchon nach wenigen Tagen. Peter Cornelius beſang auch ſeinen Tod.

Mein Englein.

Ein Kindlein in der Wiege lag,
Ich ſang ihm ein Lied am Frühlingstag.
Ein Lied zum Wiegenangebind;
Doch bald ein Englein ward das Kind.
Und als es flog zur Welt hinaus,
Flog es vorbei an meinem Haus.

*) Mit Genehmigung der Verlagshandlung Kahnt's Nachfolger abgedruckt.

„Hab Dank, du lieber Sänger mein!
Ich bin nun worden ein Engelein.

Zum Himmel flieg' ich hoch empor;
Doch unten weint, die mich verlor.

Drum seg'n ich dich, mein Sänger werth,
Nimm hin den Dank, der dir bescheert.

Für jede Thräne, die mir fließt,
Ein Lied aus deinem Herzen sprießt.

Ein Lied, das dir dein Engel giebt,
Das singst du ihr, die mich geliebt.

Leb' wohl, ich geh zum Himmel ein!"
„Hab' Dank, hab' Dank, mein Engelein."

Wenn ich mir im späteren Alter dankbar der Gnade bewußt wurde, die es ist, einen Peter Cornelius zum Kindheitsfreund gehabt zu haben, so mischte sich in diese Freude freilich die Wehmuth, damals doch eben nicht reif gewesen zu sein, um den gleichen Antheil an seinem Leben nehmen zu können, dessen Dichten und Trachten überdies dem zweiten Weimarischen Kunstfrühling angehörte.

Welch ein Leben wurde auf der Altenburg geboten! „Jenes ewig denkwürdige Haus" nennt es Cornelius selbst. Und da er die erste Zeit dort Gastfreundschaft genoß, kam er in die directeste Beziehung zu allen Großen. Diese ganze Gemeinschaft strebender, enthusiastischer und schaffender Genossen bildete eine Atmosphäre von geistiger Heimath, wie sie einem jungen Künstler wohl selten wird. Später einmal von Wien aus schrieb Peter Cornelius an Milde's: „Nein, ich begegne nicht mehr im Leben zum zweiten Male Menschen, wo ich in einem ganzen Kreis von Gestalten Alles liebe, wo Kunst und menschliche Gesinnung mein ganzes Innere in Anspruch nimmt. Ich fühle es nun hier. Mehr und mehr schließe ich mich ab gegen die Außenwelt und werde deßhalb auch schwer verständlich und ungenießbar. Die Wiener verstehen nicht, den Schlüssel vor die Reihe von Noten zu setzen, die in mir stehen, der sie spielbar und zu einer vernünftigen Folge von Tönen macht. Weimar hat mir alles gegeben: künstlerisches Selbstbewußtsein und Richtung und das Streben nach einer vollkommenen Bildung."

Diese Worte edelster Bescheidenheit lassen nicht vermuthen, wieviel die Weimarischen Freunde und Weimar dem Dichter selbst schuldig geworden

ſind. Empfänglichkeit und Verſtändniß für die eigene Gabe zu erfahren, das galt ihm ſchon als Glück. Wie reich machte aber die Anderen nicht nur ſein immer freigebiges Talent, ſondern auch die eminente Fähigkeit, in Anderer Intereſſen voll aufzugehen.

Der Sonntag des Lebens ſtrahlte jenen Freunden. Der glückliche Zufall, von einer Dichterin ſo ſchön als „die in Schleier gehüllte Nothwendigkeit" bezeichnet, hatte da gewaltet, um die richtigen Menſchen zu einander zu bringen. In vereinter Hingebung dienten ſie großem Neuen mit dem Enthuſiasmus reinſter Ueberzeugtheit, der ungetrübt von Fanatismus und Parteilichkeit blieb. In dem geſunden, wohlbeſtellten Boden des Claſſiſchen, der alles Lebenskräftige gedeihen läßt, wurzelte die Liebe für das Neue. Intereſſante Zeugniſſe dafür, mit welchem Reſpect man auch das Alte behandelte, liegen noch vor in Aufſätzen über verſchiedene Operngeſtalten, von Roſa v. Milde und Cornelius geſchrieben. Mit der gleichen Gewiſſenhaftigkeit verſuchte Roſa v. Milde einer Valentine in den „Hugenotten" gerecht zu werden wie einer Senta. Peter Cornelius ſchrieb eine lange Characteriſtik der Donna Anna, den Tag nachdem man ſich eingehend über dieſelbe unterhalten hatte.

Neben dem zielbewußten Ernſt, der die Freunde in Arbeit feſt miteinander verband, machte ſich in Mußeſtunden erquickende Heiterkeit geltend. Peter Cornelius vergoldete den Alltag. Mit ihm am Tiſche, war man immer fröhlich. Nie hat unſer Haus einen behaglicheren, unbefangeneren Genoſſen beherbergt. Er beſaß im höchſten Maße die Gabe, ſich mitzufreuen und Andere zu erfreuen. Und begnadet, wer die kleinſte Gabe dichteriſch zu verklären vermag! Da liegt ein vertrocknetes Feldblumenſträußchen vor mir, mit rothem Faden umwickelt und in ein kleines Papier eingeſchlagen, das unter dem Titel „Auf dem mitgeſchickten Zettel" folgendes Verschen trägt:

Weißt' den Weg auch, kleiner Strauß?
„Ei, von dir zu ihr grad aus!"

Weißt' auch, was ich dir vertraut?
„Was da blüht und was da blaut!"

Weißt' auch, was du ſagen mußt?
„Alle Lieb' und alle Luſt!"

Reicht dein Duft denn auch ſo weit?
„Komm, und hol' dir ſelbſt Beſcheid!"

Weißt' auch deinen Botenlohn?
„Ei, du willst wohl auch davon?"
Gute Fahrt und süße Ruh!
„Nun frag' ich: was weißt denn du?"

Die Heiterkeit konnte sich bei Cornelius wohl auch bis zum Uebermuth steigern. Gelegenheit dazu bot der 55 von Weimar's Künstlern, mit Liszt an der Spitze, gegründete „Neuweimarverein". Die verschiedensten Geisteselemente belebten die allwöchentlich stattfindenden Zusammenkünfte. Neben einer Musiker-Elite erfreute sich Weimar damals der Anwesenheit der Maler Pauwels, Wislicenus, Genelli, Preller, Hummel. Genelli, „der letzte Centaur", fand nie den Abend lang genug für die geniale Fröhlichkeit, deren man sich erfreute. Selbstverständlich kehrten auch alle durchziehenden, vornehmsten Gäste in der Künstlerherberge ein. Das Fremdenbuch verzeichnet die Namen Rubinstein, Davison, Hebbel, Widmann, Levy, Tichatscheck, Belloni, Auerbach, Bülow ꝛc.

Der Verein besaß auch ein geschriebenes Organ, „Die Laterne" benannt, dessen sämtliche Beiträge fast von Cornelius bestritten wurden. Anlaß zu genialem Spott gab ihm ein Beschluß des Weimarischen Gemeinderathes, eine Literatensteuer einzuführen. Das beste der hierauf Bezug nehmenden Scherzgedichte: „Eckermann's Ankunft im Elysium", hat Professor Adolph Stern in seiner Einleitung zu der von ihm besorgten Sammlung der Gedichte gebracht. Hier seien noch zwei weitere Proben des köstlichen Uebermuthes veröffentlicht, die Cornelius im Charakter verschiedener Persönlichkeiten dichtete und mit deren Namen signirte. Der hier folgende „Toast auf den Gemeinderath" trägt das Pseudonym „Hoffmann."

Der du für die Gemeinde tagest,
Ueber Alle hoch im Vereine ragest
Und doch mit jeder Lappalie dich,
Mit jedem städtischen Schweine plagest
Und nun nach dem letzten Heller gar
In des Schreibers dürftigem Schreine fragest;
Der du, um zu stillen der Stadt Bedarf,
Alle Federn, groß und kleine wagest:
Daß du dich nicht in Hoffmann's Haus,
Nicht an die Feder, die meine, wagest!
Sonst sag' ich: du Weimarisches Küchenfeuer,

Du holprig Pflaster, du wacklig Gemäuer,
Macht dich litterarische Steuer theuer,
Ist mir's hier nicht mehr geheuer heuer.
Drum ihr Herrn Steurer und Besteurer,
Ihr Litteraten-Brodversäurer,
Ihr Litteraten-Kassenscheurer,
Du hoch verehrter Gemeinderath,
Begehe keine Dichter-Feindethat,
Versuche dich nicht gegen Litteraten
In bösen Thaten und Attentaten.
Sonst will ich, wie Heine den Potentaten,
Im Dante-Höllenfeuer dich braten,
Dich kleinen Tyrannen, dich Dichtercroaten —
Drum ungerathner Rath, laß dir rathen! —

Das zweite Gedichtchen trägt das Pseudonym „Rasi".

Fraget Brendel, Hinze, Kahnt,
Die ich oft genug gemahnt,
Ich für mein Theil habe nie
Nur ein Honorar geahnt.

Fraget Kahnten, Brendel, Hinzen,
Nach den vielen goldnen Linsen,
Die sie Apanage zahlen
Legitimen Federprinzen.

Fraget Hinzen, Kahnten, Brendel,
Doch mit mir macht keine Händel;
Sonst als Tonreichs-Pforten-Sultan
Schick' ich euch das seidne Bändel.

Alle damals entstandenen verschiedenartigen, anmuthigen Geistesblumen, vom Ueberfluß des Talentes hierhin und dorthin gestreut, sind Zeitgenossen des Hauptwerkes, in welches Cornelius seine seligsten Hoffnungen für die Zukunft hinein glühte, der Oper: „Barbier von Bagdad." Diese erste Oper erhebt wohl den Anspruch, als das prägnanteste Werk der Cornelius'schen Eigenart gelten zu dürfen. Als Weimaraner kann man dessen nicht Erwähnung thun, ohne von Scham und Schmerz gepeinigt zu werden. Der Kontrast zwischen der Beschaffenheit der Persönlichkeit und deren Schicksal,

verschärft die Grausamkeit bis zum Unversöhnlichen. Welch schneidender Kontrast besteht zwischen des Künstlers kindlicher Unbefangenheit, Vertrauensseligkeit und jenem wohlvorbereiteten Unheil; zwischen der Liebenswürdigkeit des Gebenden und dem Uebelwollen der gegen ein unbekanntes Werk Front Machenden; welch ein Unterschied auch zwischen dem Humor des Werkes selbst, des Textes, wie der Musik und der Tragik seiner Erstaufführung!

Peter Cornelius erzählt das Geschehniß ergreifend in einem Briefe an seine Schwester Susanne, der zum größten Theil in der kleinen Biographie Sandbergers abgedruckt ist. Hier sei er noch einmal und ungekürzt gebracht.

17. Dec. 58.

An Susanne.

Mein Werk wurde vor vollem Hause gegeben. Die Darstellung füllte den Abend. Sie war in Betracht der Schwierigkeit des Werks eine ausgezeichnete, vortreffliche. Eine bis dahin in den Annalen Weimars noch nicht erhörte Opposition stellte sich mit hartnäckigem Zischen gleich von Anfang dem Applaus gegenüber, sie war eine bestellte, wohlorganisirte, zweckmäßig vertheilte. Sie hemmte den Humor der Künstler, konnte aber auf die Trefflichkeit der Ausführung keinen schädlichen Einfluß üben. — Am Schluß erhob sich ein Kampf von 10 Minuten. Der Großherzog hatte anhaltend applaudirt, die Zischer fahren nichtsdestoweniger fort. — Zuletzt applaudirt Liszt und das ganze Orchester. Frau von Milde riß mich hinaus auf die Bühne. — Liebe Susanne, von nun an bin ich ein Künstler, der noch in weiteren Kreisen genannt werden wird. Mit einem kräftigen Ruck ist mein ganzes Wesen erhoben. Bis zum letzten Athemzug werde ich mit begeistertem Fleiß meine Bahn fortgehen. — Meine Ausbeute von Erfahrungen ist eine reiche, glänzende, nach diesem einen Abend. Bald bin ich an einem zweiten Werk — diesmal an einem hochernsten, pathetischen — die Künstler alle nehmen enthusiastisch für mich Parthei. Liszt handelt unvergleichlich an mir. Möchten doch nur auch Alle, die sich für mich interessiren, mit Leib und Leben für diesen Mann eintreten, welcher der Bannerträger einer neuen Zeit ist. — Der Großherzog empfing mich gestern, war äußerst gnädig, ermunterte mich, prophezeite mir Ruhm. Liszt sagte im Lauf des Gesprächs: Kgl. Hoheit! Cornelius ist ein nobler Mensch. — Der Großherzog gab mir beim Abschied die Hand, wie ein Freund. — Heute bin ich wieder auf den Brettern mit meinem Beethoven-Prolog, von

Milde geſprochen. Zu Tiſch bin ich bei Herrn von Beauliene, dem ehemaligen Intendanten — Hoffmann von Fallersleben nennt mein Libretto das Schönſte, das er noch geſehen habe, er hat mir ſchöne innige Verſe gewidmet und Frau von Milde in einem wunderſchönen Ghaſel in der Rolle der Margiana beſungen — Wenn Du oder der treffliche Heſtermann einige Zeilen des Dankes an dieſe einzige Frau direct richten wollteſt, ſo wäre es ſehr ſchön. — Alle Künſtler haben in ihren Rollen ihr Aeußerſtes für mich gethan — die Frau Roſa von Milde aber war als Margiana himmliſch. Die Erinnerung daran wird eine bleibende ſein. Lebewohl, viele Küſſe für Dich und Heſtermann

von

Deinem Bruder.

So leid es mir that, Dich noch länger auf dieſe Folter des Wartens ſpannen zu müſſen, ſo erfreulich iſt es mir nun, Dir noch mit wenigen Worten über die Feier des geſtrigen Abends berichten zu können. — Ich ging, nach den ſo kurz verfloſſenen Ereigniſſen, mit getheilter Erwartung in's Theater. Ich hatte in meinem Prolog entſchieden auf Liſzt hingewieſen. Was aber auch kommen mochte, denn die Oppoſition iſt nicht auf mich, ſondern auf ihn gemünzt, wollte ich diesmal nicht mich unſichtbar machen. Ich ging wie gewöhnlich in's Parquet, ſetzte mich in die vorderſte Reihe. Die erſten Takte zur Ouverture „zur Weihe des Hauſes“ ertönen, ſie brechen ab, der Vorhang erhebt ſich und Milde ſpricht meinen Prolog zur Beethoven-Geburtstagsfeier. Mit ſchöner, männlicher Haltung, mit eindringender Begeiſterung. Schon die Mitte der Rede unterbricht lebhafteſter Beifall, meine Bekannten klopfen mir auf die Schulter, ſtrecken die Hände nach mir aus. Zum Schluß höre ich anhaltenden Applaus und erwarte mit ruhiger Befriedigung, daß Milde hervortritt, man eilt aber in's Parquet, mich zu holen; ich beeile mich, hinauf zu gehen, werfe Hut und Handſchuhe weg, bin glücklicherweiſe gerade im Frack — und trete mit Milde vor ein großes, begeiſtert applaudirendes Publicum. — Das ſind merkwürdige Tage, Sannchen! Das Concert nimmt nun mit einer beiſpielwürdigen Weihe ſeinen Fortgang. Nach dem Schluſſe der A-dur-Symphonie erhebt ſich ein Sturm, deſſen Wellen erſt dann ſich glätten, als Liſzt unter dem lauteſten, enthuſiaſtiſchſten Zuruf, unter einem dröhnenden Applaus wieder auf ſein Pult ſteigt, an welchem er heute mit einer Fülle ſeines Dämons geſtanden hatte, daß ich oft nicht wagte, ihn anzuſehen — und ſich dem Publicum zeigte. Das Concert iſt vor der Hand zugleich ſein letztes

öffentliches Erſcheinen. Seit man es wagte, einen an ſeiner Hand vorgeführten Künſtler — roh zu behandeln — überläßt er die Bühne und ihr Parterre — dem Generalintendanten Dingelſtedt. — Meinen Prolog laſſe ich drucken. Ihr erhaltet ihn nächſtens mit dem Libretto zugleich. — Und nun, meine Theure, ſei für heute damit zufrieden, beruhige Dich und ſieh immerhin ſchon jetzt mit einem ſchönen ſchweſterlichen Stolz auf die beginnende Laufbahn Deines Bruders, des dankbaren Freundes ſeines getreuen Heſtermanns.

Es lebe die Kunſt!

Liebſter, beſter Heſtermann! Ich kann Ihnen nicht beſonders ſchreiben, ich ſehe Sie ja aber wohl bald, und es iſt ja alles für Sie geſagt aus einem Herzen voll unauslöſchlicher Dankbarkeit für Sie! Thun Sie mir den beſondern Gefallen, richten Sie einige Zeilen des Dankes an Frau Roſa von Milde. Wenn der gute Vater noch lebte, würde ich ihn darum bitten. Jetzt müſſen Sie es thun. Theuerſter, Beſter, thun Sie es. Das ſchmückt ſo eine Frau ſchöner, als den Mann der Orden. Ihre treuen und rechtſchaffenen Worte ſind ja auch nicht ſo wohlfeil, als Orden es leider geworden ſind. Erfüllen Sie meinen Wunſch und behalten Sie lieb Ihren getreuen P. C.

Der Brief ſpiegelt das tiefſte Weſen von Cornelius wider. Sein reines Herz ging nicht nur unbeeinträchtigt, es ging gefeſtigt aus dieſer Feuerprobe hervor. Unverzüglich, ſicher und bewußt ſonderte er die Schlacken, von mißgünſtigen ſchamloſen Seelen in's Feuer geworfen, aus! Nicht einen Augenblick verlor er die Objectivität, die ihn ſich über die Bedrängniß des Abends erheben ließ, ſo daß er Alles hörte und ſah, was vorging, und die künſtleriſchen Leiſtungen ungeſchmälert genoß. „Von nun an bin ich ein Künſtler.“ Wer den Tag nach ſolchem Erlebniß dieſe Summe zu ziehen vermag, der war eben von Anfang an ein Künſtler. Man ſieht ihn ſtehen, das Haupt erhoben; man hört ihn die Worte ſagen, die er ſpäter einmal ſeinen Freunden ſchrieb: „So gering ich erſcheine, ſo hoch ſchlage ich mich dennoch im Innerſten an. Ich weiß, daß ein bedeutenderer Menſch in mir ſteckt, als es jetzt den Anſchein hat.“

Wie vornehm aber auch den ſo hart Enttäuſchten, den auf ſeinem freudig betretenen Wege ſo jäh Zurückgeworfenen die ſtolze Beſcheidenheit kleidet, wie ſehr wir auch bei ihm bewundern, daß ihm alle Bitterkeit fern blieb, — wir, die wir heute die ganze Folgenſchwere des ſchmachvollen Ereigniſſes überſchauen, ſind zu den bitterſten Gefühlen berechtigt. Man kann

es nicht ausdenken, was vielleicht geworden wäre, hätte die Sonne des Wohlwollens über jener Erstaufführung geleuchtet, wäre sie eingedrungen, Verständniß und Genuß bei den Hörern reifend und damit dem Schaffenden freudigen Muth für neues Schaffen auf seinem eigensten Gebiete verleihend! Wir Deutschen, so arm an feiner Komik, nicht nur in der Oper, sondern auf allen Gebieten, müssen uns sagen: hier that sich ein Talent ersten Ranges auf, und seine erste, verheißungsvolle Gabe erfuhr schmählichste Behandlung, wurde das Opfer der Willkür! Und neben diesem schweren Vorwurf macht sich noch überdies die Frage geltend: warum erstand so lang, so lang kein Einziger, welcher der Gerechtigkeit aufgeholfen, welcher die Schmach gesühnt hätte, so daß es dem enttäuschten, mißhandelten Herzen vergönnt gewesen wäre, sich einmal freuen zu dürfen?

Längst erkaltet war die Stirn des Dichters, als neue Hoffnungen und alte Erinnerungen ein Auferstehungsfest feierten.

Das Jahr 80 führte Felix Mottl nach Weimar, um hier seine „Agnes Bernauer" einzustudiren und zu dirigiren. Während des mehrwöchentlichen Aufenthaltes brachte er uns am Clavier den „Barbier" zu Gehör. Seine rückhaltlose Begeisterung für das Werk, sein eingehendes Verständniß für alle Feinheiten war für uns Freunde eine unbeschreibliche Freude. Freilich drängte sich uns zugleich die wehmütige Frage auf: warum konnte Cornelius einem derartigen Interpreten und Apostel nicht bei Lebzeiten begegnen? Wie glücklich hätte ihn das gemacht! Aber damals und immer mußte er sich damit genügen lassen, nur von einigen auserwählten, seinen Herzen ganz geschätzt zu werden. Nachdem mit Liszt an der Spitze des Werkes ein solches Schicksal möglich gewesen, war es wohl zuerst für jeden anderen Dirigenten schwierig, den Muth zu einer Wiederaufnahme zu finden. Felix Mottl fand den Muth. Seine Begeisterung wurde zur That und erweckte die Liebe und Bewunderung für dieses Kunst-Kleinod. Die Kunstwelt wird Felix Mottl dafür allezeit Dank wissen.

Aber die Wehmuth darüber, daß alle Freude an der wachsenden Anerkennung für Peter Cornelius selbst eine verspätete ist, kann niemals weichen. Sein einzig Theil war das Leid.

Hätte nur wenigstens jenes folgenschwere Ereigniß nicht auch dem unvergleichlich schönen persönlichen Verkehr mit den besten Freunden ein Ende machen müssen! Cornelius sah sich gedrungen, Weimar zu verlassen und in einer anderen Stadt sein Glück zu versuchen.

„Ja in den Tagen —
Durft' ich die Hand in eure Hände falten,
Innig verſchwiſtert adligen Geſtalten"

ſingt er ſpäter.

Wie ſchwer es ihm wurde, die Hände aus jenen zu löſen, zeigt das ſpäter folgende, innige Abſchiedsgedicht, zeigen die wehmüthig gefärbten Briefe.

Anfang 60 gab es ein Wiederſehen. Cornelius blieb mehrere Monate in Weimar, dichtete ſeiner damals leidenden Freundin das innige Gedicht: „Bitte an den Frühling", feierte ihr Wiederauftreten auf der Bühne mit den ſchönen Hexametern und klagte in humoriſtiſchen Verſen die Eiſenbahn an, die ihn wieder entführte.

Die letzte Begegnung in Weimar führte der „Cid" herbei, ſeine zweite Oper, von deren Entſtehung die Briefe berichten. Sehr wohl erinnere ich mich noch der Angſt, die ich ausſtand, ob die Aufführung ſtattfinden würde, da meine Mutter mit qualvollen Kopfſchmerzen zu Bette lag. Doch raffte ſie ſich am Abend auf und führte ihre Aufgabe unbeeinträchtigt, mit der ihr eigenen Selbſtvergeſſenheit und geiſtigen Energie durch. Wie ganz zur Zufriedenheit, ja zur Beglückung von Cornelius, geht aus ſeinen letzten Blättern in Proſa und Poeſie hervor. Wie glücklich konnte er ſein! Er vermochte ſich zu freuen wie ein Kind über die Weihnachtsbeſcheerung. Als ich den nächſten Tag mit ihm durch die Straßen ging, grüßte er die Menſchen, und, wie ich herausbekam, auch ihm unbekannte, mit einer Freudigkeit, als wollte er fragen: iſt das Leben nicht wunderſchön?

Es ſcheint das Vorrecht wahrhaft guter Menſchen zu ſein, ſich beſſer freuen zu dürfen, leichter beglückt werden zu können als Andere. Darin liegt eine ausgleichende Gerechtigkeit, da ein Naturgeſetz es ſelten zuläßt, daß glücklich *ſein* und Glück *haben* demſelben Menſchen vergönnt wird! Cornelius beſaß in vollem Umfang das Talent zum Glücklichſein: lieben und geliebt werden, verſtehen, genießen, das war ſein reichlich Theil. Aber ebenſo beſtimmt muß behauptet werden: weniger Glück *haben* kann man nicht leicht, als er hatte. Sogar die Chancen, die ſich ihm boten, wichen wieder zurück. So wollte Richard Wagner ſchon im Jahre 64 den „Cid" in Weimar ſelbſt dirigiren. Die Intendanz — Dingelſtedt — legte ein Veto ein! Dieſes Veto war ein ebenſo großes Mißgeſchick wie die frühere Niederlage des „Barbier". Von welcher Tragweite hätte es werden können, das liebevolle Intereſſe der erſten Muſik-Autorität für den Künſtler und Menſchen in dieſe That umgeſetzt zu ſehen! Mit einem Ruck wäre vielleicht

das heute noch so ungekannte, eigentlich nur in München geschätzte Werk an die ihm gebührende Stelle gehoben worden! Mit Wagner zum Taufpathen wäre wahrscheinlich die der Oper „Cid" hinderliche Eigenthümlichkeit von vornherein belanglos gemacht worden, daß die ihr für die Bühne innewohnende dramatische Wirkungsfähigkeit im Clavierauszug noch nicht erkennbar ist. Und überdies hätte ja die persönliche, liebevolle Stellungnahme Wagner's zum Componisten ganz allein dem erklärlichen Umstande abhelfen können, daß Alles, auch das Bedeutende, zurückstehen mußte in einer Zeit, welche das gesammte musikalische Interesse in Richard Wagner concentrirte. Cornelius schreibt seinen Freunden im Juni 63: „Es hat sich so lang hingezogen mit diesem Werk, weil gerade in die erste Zeit der große Stern Wagner zu nahe an meinen kleinen Umkreis trat und dieser Eindruck innerlich und äußerlich erst wieder überwunden werden mußte."

Diese characteristischen Worte belehren uns über den Seelenzustand des schaffenden Künstlers selbst, über die unvermeidliche Beunruhigung, welche ihm aus der leidenschaftlichen Bewunderung für das Genie erwuchs; sie erklären auch für die erste Zeit die Nichtbeachtung, der der „Cid" ausgesetzt war. Doch kein Grund, keine Entschuldigung ist dafür aufzufinden, daß sich der Deutsche bis heute das gehaltvolle Werk noch nicht zu eigen gemacht hat. Wie lang wird es wohl noch dauern, bis jede dazu fähige Bühne den „Cid" zur Aufführung bringt und zwar ohne verstümmelnde Striche? Sollten die fünfunddreißig Jahre, die seitdem verstrichen sind, noch nicht genügen, um sich der damit verknüpften Ehrenschuld, zugleich aber des künstlerischen höchsten Vortheils bewußt zu werden?

Peter Cornelius singt in seinem Cid-Ximene-Gedicht am Schluß:

„Der Dichter muß in Gluthen Schmerzen leiden,
Bis Kränze kühlend ihm die Stirn umweh'n."

Aber die Kränze blieben aus.

Welch ein Trost, daß es diesem reichen Herzen wenigstens Zeit seines Lebens vergönnt war, an verstehende Freundesherzen zu flüchten!

Im Laufe der Correspondenz wird öfters einer rothen Mappe Erwähnung gethan. Peter Cornelius schenkte meinen Eltern eine solche bei seinem Weggange, um darin alles Schriftliche aufzubewahren, das von ihm eintreffen würde. Ihr gesammter Inhalt ist hier nicht wiedergegeben. Von einigen Briefen wurde wegen zu persönlichen Inhalts abgesehen; zwei Briefe überließ ich Frau Marie von Bülow für ihren vierten Band der

Bülow-Briefe. Viele der Roſa von Milde überreichten Gedichte ſind bereits in der von Profeſſor Adolph Stern beſorgten Sammlung erſchienen, und eine Anzahl wurde für eine zweite Auflage der Sammlung vorbehalten. Ich werde die Anfänge aller hierher gehörenden poetiſchen Gaben an betreffender Stelle verzeichnen und mit „gedruckt“ und „ungedruckt“ verſehen. Und ſo möge die rothe Mappe, die von „Dichtergluthen und Dichterſchmerzen“ erzählt, bis jetzt als Heiligthum des Hauſes gehütet, in die Welt hinaus gehen und ſich neue Freunde ſuchen!

Briefe in Poeſie und Proſa.

Widmung.

Dies Büchlein ſoll ein Garten ſein,
Alle Blumen und Blüthen ſind dein.

Ein Lied von deiner Schöne darin,
Das iſt die Roſe, die Königin.

Ein Lied von deinem ſingenden Mund
Thut eine glühende Nelke kund.

Ein Lied von deinen ſtillen Gedanken
Singen die Lilien, die ſchlanken.

Ein Lied von deinem Lobe auch
Das ſei ein voller Fliederſtrauch.

Ein Lied von deiner Schmerzen Traum,
Das iſt der dunkle Cypreſſenbaum.

Ein Lied von deinem Glück und Glanz
Singt Immergrün im vollen Kranz.

Ein Lied von deiner Frauenehre
Singt die Tulpe ſtolz, die hehre.

Und ein Lied vom Gedenken mein
Soll nur ein duftig Veilchen ſein.

An meine Herrin.*)

Ich will dein Sänger ſein. Iſt dir das lieb?
Und läßt du meine Lieder dir gefallen?
So folg' ich meines Herzens freiem Trieb
Und laſſe muthig ſie vor dir erſchallen.
Nicht in entlegne Fernen will ich wallen,
Nicht ſchwingen mich auf unbetretne Höh'n;
Ich ſinge nur mit lieblichem Getön
Das nächſte Lied, das leichteſte von allen:
Du biſt ſo ſchön!

Ich ſinge nicht um Lohn, mir iſt genug,
Wenn du vergönnſt, daß dir mein Lied erklinge,
Daß es, ein Falter, in gewiegtem Flug
Zu ſeinem Licht darf heben ſeine Schwinge.
Wenn ich des Herzens Huldigung dir bringe,
Ein Dankeslächeln ſei mein Liederſold,
Mir iſt es Ehr und Reichthum, Glück und Gold,
Daß du mir lauſchen willſt, wenn ich dir ſinge:
„Du biſt ſo hold."

Ich bin ſo fröhlich, daß ich dir genaht;
Nun iſt die ſchönſte Zeit in meinem Leben,
Die heitre Stunde, wo ich zu dir trat,
Hat mir für immer Heiterkeit gegeben.
Ich will dein Sänger ſein, in deinem Weben
Und Walten reich ein Liederſegen ruht;
Ein weiblich Herz, das holde Wunder thut,
Kann auch zum Lied das ſchlichte Wort erheben:
„Du biſt ſo gut."

*) Es fehlt in dieſer erſten Serie:
„Eh nun Wiederſeh'n und Meiden" — **gedruckt.**

In Weimar.

Ich weiß eine liebe Schwelle,
Da geh' ich aus und ein,
Von Sonnenlichtes Helle
Soll ſie geſegnet ſein!

Ich weiß ein Herdesfeuer,
Das brennt ſo traut und froh,
Ein Hüter mag, ein treuer,
Es wahren lichterloh!

Ich weiß ein reines Tönen
Aus Tiefen zu den Höh'n:
Der Schöpfer alles Schönen
Erhalte das ſo ſchön!

Ich weiß ein Herz, das ſiehet
Aus Augen ſelig rein,
Wenn ich davor geknieet,
So mag mir's Gott verzeih'n.

Ich weiß ein Paar, wie Tauben,
Ein liebes Menſchenpaar,
Der Gott, an den wir glauben,
Beglück es immerdar.

Ich weiß ein Kindeslallen
Und Knab' und Mägdelein,
Der Vater iſt uns allen,
Mög' ihnen gnädig ſein.

Ich weiß von ſchönen Stunden,
Die mir verſchwenderiſch
Die Luſt um's Haupt gewunden
Wie Kränze grün und friſch.

Ich weiß von einem Triebe
Des Danks, der in mir reift,
Gott woll' es, daß die Liebe
Ihn aus der Bruſt mir greift.

Ich weiß und wäre zu neiden,
Wüßt' ich nur eines noch:
Wie ich nun ſolle ſcheiden,
Scheiden und leben doch.

Meine liebe Herrin ſpricht,
Daß an hellem Wiſſenslicht
Ihr gebricht,
Daß ihr Weisheit fehle.
Herrin, biſt du weiſe nicht
In der Seele?

Biſt du nicht die Nachtigall,
Die da löſt die Räthſel all
Süß mit Schall
Unſrer Luſt und Schmerzen?
Tönt nicht Himmelswiderhall
Dir im Herzen?

Läßt nicht deine Kunſt allein
Dichterbilder erſt gedeih'n
Aus dem Schein
Reich zu Macht und Leben?
Und nicht ſollte weiſe ſein
Dein Beſtreben?

Biſt du nicht des Gatten Luſt,
Wird ihm nicht an deiner Bruſt
Erſt bewußt
Himmelsſieg im Weltgetriebe,
Daß du ſelig preiſen mußt
Deine Liebe?

Lernt dein blonder Knabe nicht
Lieb' aus deiner Augen Licht,
Liebespflicht
Schon aus deines Hauptes Nicken,
Wenn dir ſüße Weisheit ſpricht
Aus den Blicken?

Reiſten Weiſe zu dir hin,
Zu erforſchen deinen Sinn,
Hochgewinn
Brächte ihrem Geiſt die Reiſe;
Glaub' es mir, Gebieterin,
Du biſt weiſe!

Als ich bei meiner Herrin war,
Das waren ſchöne Zeiten!
Sie reichte ihren Arm mir dar,
Ich durfte ſie begleiten.

Ich war ihr Führer auf dem Gang
Zum nahen Opernhauſe,
Woſelbſt ſie die Agathe ſang
Bei ſchallendem Applauſe.

Ich lauſchte jeder Melodie
An des Parterres Stufen
Und klatſchte mit und habe ſie
Stürmiſch herausgerufen.

Und als ſich dann verlief der Schwarm,
Da harrt' ich vor der Thüren,
Da bot ich wieder ihr den Arm,
Um ſie nach Haus zu führen.

Sie brachte mich zu ihrem Mann,
Beim Thee ihm zu berichten
Von dem Applaus, den ſie gewann,
Die herrlichſten Geſchichten.

Die ſchöne Herrin war mir nah
Und lauſchte meinem Lobe:
Wie wunderlieblich ſaß ſie da
In ihrer grauen Robe.

Und auf der Bühne wie im Haus
Verfiel ſie nie in Proſa;
Mit der Agathe war's wohl aus,
Nun aber war ſie Roſa.

Und als die zwölfte Stunde kam
Und ich nun gehen müſſen,
Reicht ſie mir, als ich Abſchied nahm,
Die Hand noch hin zum Küſſen.

Ich ging und träumte wohl und weh,
Noch bis der Morgen nahte,
Von Handkuß und Applaus und Thee
Und Roſa und Agathe.*)

Januar 59.

Lieben Guten! Ein ſchnelles und baldiges Lebenszeichen iſt beſſer und mehr werth, als alle ſtille Gedanken der Freundſchaft, die man Monate lang in ſich wuchern läßt, ohne etwas von ſich hören zu laſſen. Wünſchenswerth, und ich kann ſagen, unentbehrlich iſt es mir nun geworden, dies ſchöne Leben mit Euch auch in der Ferne fortzuführen, und ich bitte Dich und Deine liebe Frau daher, daß Ihr es auch ſo macht, wie ich und nicht immer zu lang wartet, bis Ihr mir was Beſonderes zu ſchreiben habt ſondern immer einmal einen friſchen Gruß ohne Weiteres vom Aſt brecht und mich damit erquickt und labt. Das Kleinſte, was vorgefallen und Euch betrifft, iſt mir wichtig: aus der Stadt, von den Brettern, aus Eurem Hauſe, von der Altenburg.

*) In dieſer Faſſung wurde das Gedicht überreicht. Wie es Cornelius ſpäter ſelbſt kürzte, wurde es in die Gedichtſammlung aufgenommen.

Es ist mir noch gar nichts begegnet als viel Liebes und Gutes b
meiner lieben Schwester, bei der ich die Tage in aller Stille verlebe. Je
bin eigentlich noch in Weimar, wohne blos am Mainzer Thor, hab
Euch ein paar Tage nicht gesehen — das ist Alles. Meine Schwester un
Hestermann sind auf Besuch bei mir. Ich konnte sie noch nicht zu Eu
bringen, habe ihnen aber einstweilen viel von Euch erzählt. Morgen wi
ich sie auch zu Liszt bringen. Lassen wäre uns fast begegnet, aber er gi
aus dem Erbprinz durch die Windischengasse in's Theater, während w
vom Theater durch die Esplanade in den Erbprinzen gingen. So sind w
einstweilen, fast durch Zufall, noch incognito hier. Aber sein Lied von d
armen Seele habe ich meiner Schwester schon vorgesungen.

Gestern Abend war der alte Jung, meines Dillenburger Bruder Wi
helm's Schwiegervater mit seiner Tochter Bertha bei uns, und ich ge
Hestermann die „mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter
von Brentano, die ich von Schöll mitgenommen hatte, zum Vorlesen. D
ist eine spaßhafte Doppelgänger-Idee, die toll genug mit einer hinei
gewebten Italiäner- und Zigeunergeschichte in Zusammenhang gebracht i
Eine Scene in der Zigeunerhütte, der Mittelpunkt des Ganzen, ist ab
mit großer Virtuosität der Schilderung geschrieben. Es wimmelt von ver
minderten Septimenaccorden in dieser Waldsymphonie. Große Katzen au
Trommeln, Tyrolerteppiche, losgebrannte Schwärmer, Donner und Bli
wilder Jäger, eine Hexe, die sich räuchern läßt, um die Ameisen an sich z
tödten, Schnepfensuppe und schlafende Geisböcke, tugendhafte Zigeuner
und leichtsinniger Katholicismus ist da in die bunteste tanzendste Verwirrun
mit hineinplatzender Lösung gebracht. Meine Schwester, die beim Lampe
schein neben mir sitzt, läßt den Wunsch einfließen, Du möchtest doch i
Sommer einmal mit Deiner Frau nach Johannisberg in den Grun
kommen! Mach' es so! so kommen wir in Leipzig Pfingsten zusamme
und reisen miteinander an den Rhein.

Wenn Deine Frau die paar Zeilen an Hestermann, an denen ich s
den letzten Abend störte, noch schreiben wollte, so wär' es recht schön. S
mag glauben, daß sie hier aufrichtig ergebene Freunde hat, die sie, wen
sie einmal selber kommen möchte, auf den Händen tragen würden.

Alter! siehst Du, das ist alles Neue, was es in Mainz giebt: ei
liegende Weimarische Gedichte für die rothe Mappe, Brentano'sche Roman
tik, und daß meine Schwester meinen Ueberrock neu füttert und mir mo
gens um elf Uhr Suppe zu essen giebt. —

Landes-
Bibliothek
Weimar

ROSA VON MILDE 1857

Mit den neuen Liedern an meine Herrin habe ich ein Skizzenbuch eingeweiht, in das nun auch die Studien zum „Cid" kommen sollen. Sie darf mir nicht bös sein, daß meine ersten Gesänge in der Ferne noch etwas wehmüthig klingen. Wie soll ein Mensch anders dichten, der sich von den himmlischsten Gewohnheiten eines Zwanzigstel Lustrums eben noch grausam losgerissen. Er ist aber heiter und sehr glücklich, der gute, liebe Freund, und grüßt Dich und Lassen, von dem er nicht einmal den zärtlichsten Abschied nehmen konnte.

Euer innigst ergebener Freund
Cornelius.

Mancherlei Fragen für meine Herrin.

Wer hat dich denn vertrieben?
Warum denn zogst du fort?
Warum, o Herz, bist du nicht dort,
Ach dort geblieben?

Warum dir Schmerz erlesen,
Da süß die Zeit entfloh,
Da du so glücklich und so froh,
So froh gewesen?

Wie ist es nur gekommen?
Was zog dich zu dem Gang?
Daß du nun Abschied auf so lang,
Ach lang genommen?

Wer hat dich doch gezwungen?
Was suchst du auf der Fahrt,
Der Stimme ferne, die so zart,
So zart geklungen?

O still mit all' den Fragen,
Und immer still auf's Neu',
Und ob du ferne, Herz, nur treu,
Nur treu geschlagen!

Ist es blonder Locken Zier,
Wehend um die Wangen,
Die im goldnen Netze mir
Herz und Sinn gefangen?

Sind's von dunkler Augen Glanz
Lichter Blicke Gaben,
Die mein Denken mir so ganz
Eingenommen haben?

Iſt es deiner Stirne Bau,
Und der Wimper Beben,
Daß zu dir, du holde Frau,
Die Gedanken ſchweben?

Iſt es all' der holde Brauch
Lieblicher Geberde,
Daß ich nun ſo ferne auch
Noch bezaubert werde?

Iſt es deines Mund's Geſang
Oder ach, ſein Schweigen,
Daß ich gab der Lieder Klang
Alle dir zu eigen?

Iſt es milder Thränen Zoll,
Der ſich mir ergoſſen,
Daß ich ſo erinnrungsvoll
Dich in's Herz geſchloſſen?

Ja, es iſt der Schönheit Luſt
Und der Seele Güte,
Deren Strahl in meiner Bruſt
Weckte jede Blüthe.

Ja, du haſt zur ſchönſten Zeit
Mir die Bruſt verkläret,
Gabſt mir eine Seligkeit,
Die ein Leben währet.

Gieb in deiner Seele Raum
Meines Herzens Grüßen!
All' mein Leben iſt ein Traum,
Herrin! dir zu Füßen.

Was macht das Stübchen
Im Lampenglanz?
Was macht mein Bübchen,
Was macht mein Franz?

Zeichnet er Wagen
Und Reiter hin?
Thut er kein Fragen,
Wo ich nur bin?

Rufet er nimmer
Seinem Kameel,
Das ihn durch's Zimmer
Trug auf Befehl?

Was macht der braune
Freund und Gemahl?
Trägt er mit Laune
Luſt oder Qual?

Ging er zur Probe?
Singt er par coeur?
In der Garderobe
Vor dem Souffleur?

Drückt er den Daumen
Schmidt in den Mund,
Daß er den Gaumen
Nicht ſinge wund?

Läßt er Elviren
Berghaus etwa
Juſt ſolfeggiren
Re Do Mi La?

Sagt er im Stillen
Von Fräulein Bloch:
„Um Gotteswillen,
Gaſtirt die noch!?“ —

Emmy, die Schweſter,
Denkt ſie noch fein
An ihr Sylveſter-
Tiſchnachbarlein?

Und meine traute
Herrin, mein Stern,
Den ich einſt ſchaute,
Der mir nun fern?

Iſt ſie gewogen
Dem armen Wicht,
Der fortgezogen
Aus ihrem Licht?

Wird ſie nicht klagen
Ob meinem Brief?
Nimmt ſie mein Fragen
Nicht etwa ſchief?

Und ſpricht verwundert:
Ein Narr fragt mehr,
Als Weiſe, hundert,
Erdenken ſchwer.

Die holde Närrin,
Die Phantaſie,
Zeigt mir die Herrin
So ſchön, wie nie.

Saget mir leiſe,
Daß ſie mir gut!
Wie wohl die Weiſe
Dem Herzen thut!

Und was die Feine
Sonſt mir verſpricht,
Herrin, du meine,
Lüget ſie nicht?

Herrin, du hohe,
Würd' es doch ſo,
Dann wär' der frohe
Hundertmal froh!

Febr. 59.

Es ſcheint mir ſo lange, daß ich meine liebe Herrin nichts von mir hören ließ, und es ſind doch kaum zehn oder elf Tage, daß ihr Brief ankam. Aber es kommt daher, daß ich noch immer in Gedanken ſo dort lebe und manchmal wohl denken kann, ich habe ſchon geſchrieben, was ich doch nur gedacht habe.

Dieſe Woche habe ich ein Lied nach meinem Herzen von ihr geſungen. Schon in Weimar hatte ich die Idee für das Album, es war eigentlich gleich das erſte, was mir zum Dank für das ſchöne Kiſſen*) einfiel, doch hatte ich dort nicht Zeit zum Ausführen. Nun habe ich geſtern die Blätter

*) Roſa von Milde ſtickte ihrem Freund ein roth und blaues Kiſſen mit dem Gruß aus dem Barbier: Salammaleikum.

an Kühn geſchickt und hoffe, daß er ſie umgehend druckt. Für den Fall, daß ihm der Vorſchlag nicht zuſagt, habe ich ihm geſchrieben, die Lieder an Ihre Adreſſe im Manuſcript zu ſchicken.

Ich freue mich wie ein Kind darauf, die Blätter zu ſehen, die zu Ihrem Lobe geſchrieben ſind, liebe Freundin! Wenn er ſie nur auch recht elegant und vornehm ausſtattet! — Ich ſchreibe Ihnen heute davon, damit Sie nicht überraſcht werden. Sonſt hat Niemand eine Ahnung davon. Der Titel heißt:

Ein Sonettenkranz für Frau Roſa von Milde.
Fliegendes Blatt von Peter Cornelius.*)

Möchte mein Lied, das von gutem Klange iſt, recht weit in die Welt ſchallen und in manche Herzen ein Saatkorn rühmlichen Andenkens an die von meiner Seele hochgefeierte Frau ſenken. Das wollte ich recht wünſchen. — Es liegt in Kühn's Hand. Weiſt der es aber zurück, ſo habe es ſein Bewenden dabei, ich nehme es dann fataliſtiſch und bekümmere mich nicht weiter darum. Dann gönnen Sie ihnen nur einen Platz in der rothen Mappe. Es iſt ein Geſchenk, das ich der Oeffentlichkeit mache, keine Bitte um gute Aufnahme. Mein höchſter und einziger Lohn iſt es und bleibt es, wenn meiner Herrin auch nur eine Strophe von Herzen gefällt; wenn ſie mir im guten Falle Recht giebt und mit dem Verfehlten Nachſicht hat, dann bin ich zufrieden. — Wenn einmal der Dichter mit allen ſeinen Liedern herbeikommen darf, dann wird meiner Herrin ihre Krone von Blüthen aufgeſetzt. Denn das Beſte und Schönſte, was mein Herz für ſie weiß, hat es doch noch nicht geſungen. Ich habe immer früher zu Liſzt geſagt, meine jetzigen Hefte ſind grün eingebunden, das iſt die Zeit der Hoffnung. In der ſchönen Zeit der Erfüllung ſollen ſie roth werden. Und ganz zuletzt: ſchwarz.

Jetzt iſt die ſchöne Zeit der rothen Hefte, das iſt die Mappe und der Cid und vieles Andre! — In die ſchwarzen kommt mein Stabat mater, Tedeum und Requiem und große Meſſe. Das iſt nachher die Zeit, wo man mit dem Leben abſchließt. — Grade vierzehn Tage nach meinem Abſchied war es, daß Ihr Brief ankam. Es war mir recht lieb, daß Sie auch an Heſtermann geſchrieben haben. Es hat ihn ſehr gefreut. Wenn Sie manchmal zuhören könnten, wie wir über Sie reden. Das Koſtbarſte

*) Der Kranz von zwölf Sonetten erſchien zuerſt bei Kühn in Weimar und iſt jetzt in die Sammlung aufgenommen.

iſt, daß er glaubte, Sie wären eine Art Reſpectsperſon, ſo etwa eine Frau von circa 38 Jahren! Es vergeht kein Tag, daß Ihr Name nicht auf's Tapet käme! Aber überall ſind Sie eben roſa angeſchrieben. Nun, was ſoll ich Ihnen ſagen? Daß es mir ſchon ein Vergnügen iſt, nur die Schriftzüge Ihrer Hand zu ſehen? O ja! Wenn Ihnen einmal garnichts einfiele, als mir ein Guten Tag, lieber Cornelius, zu ſchicken, ſo denken Sie nur niemals, daß es das Porto nicht werth wäre! Es könnte mir das Leben retten, wenn ich es müde ſein ſollte, und mich noch vergnügter machen, wenn ich Alles hätte, was das Herz begehrt. — Wenn es Ihnen auch nur einen Augenblick als eine Art drückende Briefſchuld vorſchweben könnte, daß Sie mir vielleicht ſchreiben müßten, ſo würden Sie mir Unrecht thun. Laſſen Sie den Franz ein Pferd oder einen Wagen zeichnen, und legen Sie es in ein Briefcouvert, ſo iſt es mir ſchon eine ſichre gute Nachricht von Ihnen, und ich bin recht froh. Schreiben Sie mir nur das Wochenrepertoire, wann und was Sie und Feodor geſpielt und geſungen haben, das iſt mir dann ſehr lieb. Beſonders etwa, wann Sie nach Hamburg gehen, an welchem Tag, um welche Zeit, *was* Sie dort ſingen. (So hätt' ich gern beſtimmt gewußt, daß Sie am 6. Febr. die Elſa ſangen.) Kurz: denken Sie nie, ein Brief müßte volle drei oder vier Seiten haben. Für jedes Wort bin ich dankbar.

Sie haben noch zweierlei geſagt, auf das ich Ihnen genau antworten möchte. Bei meinen „mancherlei Fragen" wären Sie auf einem Felde, wo Sie den feſten Boden vermißten. — Habe ich denn nicht gleich *dazu* geſchrieben, ich bäte ſelbſt um Verzeihung, daß dieſe erſten Lieder noch etwas heimwehartig ausgefallen wären? Und was iſt es denn auch! unſre dichteriſche Ausdrucksweiſe bedingt ſchon, daß Alles etwas ärger klingt, als es wirklich iſt. Und wenn ich mein Herz auffordere, Ihnen immer treu zu ſchlagen, ſo bin ich in meinem vollen Recht, und laſſe mir das von Niemand antaſten. Der Boden, auf dem Sie feſt ſtehen können und ſollen, iſt die unbeſchreiblich zarte und reine Verehrung meines Herzens für Sie; das iſt etwas, was ich nicht gewollt oder was Sie nicht hervorgerufen: es ſteht über uns Beiden. Es iſt ein Geſchenk für Sie von Gottes Gnaden. Es kann Niemand etwas anders daran machen. — Ach, wie oft habe ich in dieſen Tagen meiner Herrin poetiſch auf das Alles geantwortet — es klingt auch ſchöner in Liedern, und die Lieder ſollen auch nachfolgen, ſie ſind nur durch den Kranz verſchoben. Es giebt nur zwei weibliche Weſen, für die ich ein ſo zartes Gefühl von Courtoiſie habe. Es iſt meine Mutter

und meine Herrin. Und wahrlich, meine Herrin hat mir ein neues, frohes Leben gegeben. Mein Herz iſt froh und harmlos, wie eines Kindes Herz. Die Herrin iſt mir ein lebendig auf Erden wandelndes Symbol des Guten und Schönen — wie es der Menſch, wie es vor Allem der Künſtler bedarf. Hohe Frauen haben uns immer den Weg zum ſchönen Ziele geführt, und die Herrin darf mich getroſt an der Hand nehmen, wie an jenem Abend.

Und ſo wie mit dem Boden, iſt es dann auch mit der Illuſion. Nun ja, wenn mir die Illuſion ſchwände, dann — wäre ich eben auf dem Felde, wo ich keinen Boden mehr hätte. Ich will es der Herrin mit einem Wort ſagen: die Illuſion iſt die ſchöne, göttliche Kraft der Idealität. Wohl iſt die einfache Frau, die edelſtrebende Künſtlerin, die treue Gattin und liebevolle Mutter ein Höchſtes, Schönſtes auf Erden. Wir müſſen nur in uns wirken, es muß uns die Gnade werden, mit reinem, ungetrübtem Blick in ein ſolches Leben zu ſchauen. Wie voll Herrlichkeit iſt dann die Welt! — O ja, ich könnte wohl die Illuſion verlieren — aber was wäre ich dann? Ein armer Lump, blödſüchtig an der Seele, wie ich es an den Augen bin. Aber nein! Jetzt habe ich mich ſelbſt, und ich laſſe mich nicht mehr los. Ich will meiner Herrin treu und mit reinem Herzen dienen. — Ich habe nichts erfunden an der ganzen Geſchichte! Es iſt kein Herzensroman, den ich ſpiele. Meine Sache iſt gut und kann vor Gott und der Welt beſtehen. Am meiſten erfreut hat es mich, daß Ihnen meine letzten Lieder ſo gut gefallen hatten, und daß Sie mich baten, Sie bald mit neuen zu erquicken. Darin liegt etwas von dem „Anſpruchsvollen", was ich in Ihrer Freundſchaft ſo ſehr wünſche. — Heute bin ich nun zwar recht arm, aber ich lege Ihnen zwei Lieder von einem franzöſiſchen Poeten bei, den ich lieb habe. Die Bearbeitung ſeines Sonetts iſt mir zu einer Art poetiſchen Antwort auf Ihren Brief gerathen. Das kleine Lied habe ich ſchon ſeit Jahren gern, nur iſt es leider faſt unüberſetzbar. Gönnen Sie ihm aber, ſo wie es da iſt, einen Platz in der rothen Mappe. Möchte mich bald einmal wieder ein Wort meiner lieben Gebieterin erfreuen, und möchte ſie nie aufhören wollen, auch in der weiteſten Ferne und in ſpäter kommenden Jahren ihre ſchützende und heiligende Hand nach mir auszuſtrecken.

Der getreue und gute Freund

Cornelius.

Für meine Herrin

(nach Alfred de Muſſet).

Als ich Petrarka las im Jugenddrang,
Wie wünſcht' ich, nur entfernt ihn zu erreichen,
Der dichtend liebte, liebergriffen ſang,
Der Götter Sprache mächtig ohne Gleichen.

Er feſſelt' in des Liedes Wunderzeichen
Den Herzſchlag, der gezuckt minutenlang,
Ein Lächeln ward, ein Blick der Wonnereichen
Auf goldner Laute ihm zu ew'gem Klang.

Du, deren Wort zum Freund mich will erheben,
Gedenke mein, und laſſe meinem Dank
Sich dein Erinnern in dies Lied verweben;

Nicht noch Petrarka's Höhe darf ich ſtreben,
Doch wer mich ruft, dem biet' ich ſonder Wank
Die Freundeshand, und wer mich liebt, mein Leben.

Den Namen, den mein Herz mit Beben
Leiſe nur ſpricht,
Und wolltet ihr mir Kronen geben,
Nenn' ich ihn nicht.

Wir können's in die Runde ſingen,
Wenn Ihr es wollt,
Wie golden ihr vom Haupt in Ringen
Die Locke rollt!

Mir iſt Befehl von ihrem Munde
Jeglicher Hauch;
Ich ſtürbe gern für ſie zur Stunde,
Was wär' es auch?

Verborgner Liebe ſchmerzlich Jagen
Schaffet mir Noth;
Mein armes Herz will treu ihr ſchlagen
Bis in den Tod.

Doch ſtumm nur will es um ſie werben,
Stumm, bis es bricht,
Und ihren Namen, ſelbſt im Sterben
Nenn' ich ihn nicht.

Mainz, Hintere Bleiche, 16. Febr. 1859.

Mein lieber Feodor! Anbei erhältſt Du ein vollſtändiges Exemplar der Lieder, die ich bis jetzt veröffentlicht habe. Im Laufe dieſes Jahres ſoll hoffentlich ein ähnliches aber beſſeres Heft in die Welt treten. Dann bekommſt Du die Fortſetzung. —

Du wirſt Dich wundern, daß ich meinen Aufenthalt in Mainz ſo lange ausdehne. Ich bin noch in einer Art Lebenskriſis begriffen, die aber nun auch bald, wie meine künſtleriſche in Weimar, zu einem gedeihlichen Abſchluß kommen muß. Mein Münchner Plan hat im Grunde nie im vollen Zuſammenhang mit meiner innerſten Anlage geſtanden. Meine dort verlebten drei Monate waren keine glücklichen. Es war eine Zeit des Zuwartens, der Unentſchiedenheit. Die Oper mußte erſt gegeben ſein, ehe ich das Formiren meiner Lebensumſtände bewußt und gründlich angreifen konnte.

Du erinnerſt Dich eines unſerer letzten Abende, wie ich ſagte, daß ich am liebſten irgendwo in der Zurückgezogenheit produziren möchte. Zuerſt aber nun noch einen energiſchen, gewiſſenhaften und ſelbſtbewußten Verſuch, mir eine Unabhängigkeit im Leben zu erringen. — Ich will nach Wien gehen und dort verſuchen, durch theoretiſchen Unterricht und als Grundlage und Quelle dazu: allgemeinen Muſikunterricht, elementare Geſanglehre mir einen Lebensunterhalt zu ſchaffen. Daneben aber auf alles bedacht ſein, was mir auf literariſch muſikaliſchem Weg, alſo Correſpondenzen, Artikel, Operaüberſetzungen ꝛc. eine Unterſtützung abwerfen kann. Dort will ich ganz frei ſein, unabhängig, wenn auch arm und ohne alle Beeinfluſſung, mein Geſchick nach dem Zug meines Herzens und dem Trieb meines Geiſtes einrichten. Du biſt der Erſte, mein Theurer, der von dieſem Plane eine geſchriebene Sylbe weiß. Theile ihn alſo nur Deiner lieben Frau, ſonſt Niemand mit. — Behaltet mich doch ja recht lieb, Ihr meine theuerſten Freunde. Ich bin bei Euch, in Poeſie und Proſa, überall!

Landes-
Bibliothek
Weimar

HANS FEODOR VON MILDE 1857

Lieber, Guter! Hiermit ſchließe ich heute. Grüße Laſſen, dem ich bald ſchreiben werde. Grüße Dein Fränzchen und Deine Natalie

von Eurem treuergebenen

Cornelius.

Den 7. März 59.

Mein lieber Feodor! Mit großer Freude erhielt ich geſtern Deinen Brief. Nun weiß ich doch wieder, daß es Euch gut geht. Ich war diesmal in der That geſpannt auf ein Lebenszeichen, wegen der Reiſe nach Hamburg, von der mich die Fürſtin benachrichtigt hatte. Nun werdet Ihr wohl bis zu den großen Ferien kaum mehr viel von Weimar weg kommen, und mir iſt das ſchon lieb, da weiß ich Euch immer genau an Ort und Stelle. Ich danke Dir, daß Du mir das Hamburger Repertoire ſo genau geſchrieben und auch vom Weimariſchen etwas. Alſo ſtatt „Frauenlob“: „Domino noir“. Nun in Gottes Namen, und immer zu, bis was andres kommt. (A propos von Domino fällt mir der Witz ein, den Rabelais auf dem Sterbebette machte: Er ließ ſich einen ſchwarzen Domino bringen und anziehen; und als man ihn um die Urſache dieſer ſonderbaren Laune fragte, antwortete er: Beati qui moriuntur in Domino, ſelig die im Herren ſterben.)

Du glaubſt nicht, in welch' goldener Zurückgezogenheit ich hier lebe. Ich will vier fertige Hefte Compoſitionen mit nach Wien nehmen und werde ſie nächſte Woche ſauber und eingebunden beiſammen haben. Es ſind alte Dinge, die ich auf dieſe Weiſe und für dieſen beſtimmten Zweck am beſten abſolvire. Dann nehme ich gar keinen Trödel aus alten Zeiten mit in mein neues Leben. Im ſchönen Frühling denke ich dann den Cid zu beginnen. Ich habe mir hier bei Schott die große Meſſe von Beethoven angeſchafft. Welch' ein Werk! Faſt täglich ſtudire ich ein oder mehr Stunden daran und bin immer entzückter, je vollſtändiger ich der Partitur mächtig werde. Wie kann man von Beethoven reden wollen, eh' man das kennt! Die möcht' ich einmal einſtudiren und dirigiren! oder wenigſtens bald einmal aufführen hören. Im Geiſte ſteigen mir ſchöne Arbeiten einer ſpäteren Zeit auf.

Meine Lieben! Macht's immer ſo mit dem Schreiben, wie geſtern; ſag' mir nur auf einer oder zwei Seiten, daß Ihr lebt und ganz erträg-

lich, ſo bin ich zufrieden. Vor meiner Abreiſe ſchreibe ich noch von hier aus an Deine Frau. Heute gieb ihr nur die wenigen kleinen Lieder*) für die rothe Mappe, mit denen ich mir die Zeit der Ungeduld vertrieben. Behalte mich lieb, grüße die Kinder und meine liebe Herrin von

dem treuen Freund

Cornelius.

24. März 59.

Meine liebe Herrin! Auf zwei Briefe muß ich auf einmal antworten, die mich nun ſo bald nacheinander erfreut haben. Der zweite von den dreien, der nach Hamburg, der gelbe, iſt mir recht nothwendig geweſen, und die Herrin hat ein gutes Werk damit gethan! Ich war ſo zertheilt und unruhig, die Compaßnadel im Herzen ſo unruhig und haltlos oscillirend. Ich wußte, daß auch einmal wieder ſolche Stunden kommen mußten, aber ſie waren mir doch recht drückend. — Da kam der gelbe Brief, und ich ſaß wieder hoch auf dem Flügelpferd. Auch der violette Brief, obgleich er noch gar nichts in mir zurechtzuſetzen fand, war dennoch hochwichtig genug; nun wußte ich ja, daß die Sonette gnädig aufgenommen waren, daß ich mir nichts verdorben hatte: denn das hätte mir manche ſchwere Stunde bereitet, was ich doch damit gewagt hatte, und wie nur jeder Mangel und jeder Schatten an der Sache auch der Herrin empfindlich werden, auch auf ſie fallen könnte. Doch beruhigte mich, in Bezug auf die Oeffentlichkeit eine ſehr freundliche Anzeige in der Kölniſchen, wo der Herrin ganz ſo zart und ſo innig Erwähnung geſchah, wie es überall in deutſchen Landen der Fall ſein ſollte. Und wie ſie nun ſelber mir Lob ſpendete, da war ich ganz beruhigt, und das hätte mich ſogar gegen jede öffentliche Verkennung unverwundlich gemacht.

*) Hier fehlen:

Blume im Verwelken weicht — **gedruckt.**

Ich warte beklommen / Wohin? wohin — **ungedruckt.**

Wenn ein Kind im Dunkeln bang — **gedruckt.**

Auf dem Umſchlag ſteht das Motto:

Ein kurzes Lied vom langen Warten
Iſt nur ein Kleeblatt in dem Garten.

Da ſind auch wieder ein paar Lieder vom treuen Freund, deſſen frohestes Gefühl es iſt, daß die Herrin die rothe Mappe in Ehren hält und gerne ſieht, wenn ſie anwächſt. Die Herrin iſt die ſchöne Germania, wie ſie Veith gemalt hat, an der häng' ich und halt' ich — und würd' ich bis Indien und China verſchlagen, wovor Gott ſei. Sicher und ruhig geh' ich in das liebe deutſche Babel, weil ich an mein Jeruſalem denke. Wenn ich alle drei Wochen von Euch höre, ſo garantire ich mir dort für ſtilles, ſicheres Leben, äußeres Gelingen, baldigen Eid, friſche Luft und viele Lieder. — Wenn ich's recht bedenke: ich paſſe ſo gar nicht für irgend eine officielle Stellung; und wenn ich's als ein Unglück beklagen möchte, daß mir noch keine geworden iſt, ſo iſt es zuletzt doch immer nur mein Genius, der mich frei halten will von dieſer Feſſel, dort, auf dem großen Terrain, das ich nun mit aller Sicherheit und Feſtigkeit des erzogenen Mannes betrete, im vollſten und ſchneidendſten Gegenſatz zu Berlin, wird mir vielleicht das ſo lang Erſtrebte werden, ehrenvolle, unſcheinbare Unabhängigkeit nach außen durch verhältnißmäßige, entſprechende Arbeit — und glückliches, geſegnetes Schaffen und Wirken in ruhigen vier Pfählen. Soeben habe ich meinen Paß auf drei Jahre mit dem öſterreichiſchen Viſa erhalten, von der Regierung in Darmſtadt. Mein Bruder Carl ſchreibt mir herzlich und brüderlich aus München, hält mir ſein Haus für alle Zeiten offen. Doch ich werde auf meinem Plan beharren und mit Gott mein Glück auf eigenem Wege verſuchen. Hab' ich etwas errungen, ſo freuen wir uns doch zuſammen daran, denn ich halte große Stücke auf ihn, verkenne ſein Herz nie, und er achtet mich auch. Nur kennt er den Menſchen noch nicht, der ich ſeit meiner Oper bin, zu dem mich Liſzt, zu dem mich meine Herrin gemacht hat. Als ſolcher muß ich von nun an meinen Weg gehen, und das Ziel wird wohl nicht fehlen.

Ich gehe nun auch nicht über München, ſo gern ich es gethan hätte, um dort mein Nichtchen einmal zu ſehen, das glücklich gedeiht. Der Bruder Wilhelm, der mir Reiſegeld und Wiener Zehrgelder ſtellt, ſo lange ich ſie nöthig habe, ſtimmte für directe und baldige Reiſe. So müßte ich eigentlich an Weimar vorbei! Doch das möchte ich vermeiden. Da aufhalten mag und kann ich mich nicht. Und vorbeifahren, — ohne auszuſteigen? Nein, das könnt' ich ewig nicht übers Herz bringen. Dort iſt zuviel, was mir nah geht. Die Fürſtin hat mir wiederholt und ein für allemal, mit ſchrankenloſer Freiheit, ihr Haus zum Aſyl angeboten. So wenig ich das annehmen kann, ein ſo großer Beweis von Güte iſt es doch. Es

hieße in jeder Hinsicht ein steinerner Gast sein, dort vorüberfahren zu wollen. Also — über Bamberg, Hof, Eger, Prag — damit ich auch nicht in Versuchung komme, Dröseke und die Madonna in Dresden zu besuchen. Das wären also die letzten Zeilen aus der heimathlichen Ecke, die mich noch traut umsponnen hält, wo ich am Herzen der Schwester lebte, die mir mit einer unbegrenzten Innigkeit angehört, und ehe ich in ein neues fremdes Leben gehe. Nicht alle Gedanken, die mein getreues Herz für die Herrin denkt, konnten zu Sang und Klang werden, und vielleicht werden die hereinbrechenden Wogen einer neuen Umgebung Vieles überspülen und die erste Zeit zu einer unruhigen, ungedeihlichen machen. Möchte denn meine heutige Sendung das Wort für mich führen und ein bescheidener, sicherer Bürge für mich sein, bis aus einer neugewonnenen Ruhe heraus mein Herz zeigen kann, daß es treu und ergeben gesinnt ist. — Meine drei Liederhefte liegen jetzt rund und vollendet in Dichtung und Musik da. Gäbe es die Zeit, so wollte ich die Brautlieder der Herrin schriftlich senden — denn nur sie kann sie aus dem Schönen in's Schönste übersetzen. Aber es muß wohl anstehen bis zum Druck. Nun, vielleicht habe ich Glück und sie kommen bald. — Die vier Lieder vom Rhein: „In der Ferne", „Botschaft", „Am Rhein" und „Gedenken" sollen Feodor gewidmet sein. Ich schreibe ihm noch einmal kurz vor meiner Abreise. — Ich habe die Agathe mitgefeiert.*) Wollen Sie mir Gleiches mit Gleichem vergelten? Nächsten

*) Bezieht sich auf das vielleicht schönste aller Rosa von Milde gewidmeten Gedichte „Künstlertraum" — **gedruckt**.

Die Schlußverse lauten:

Und draußen ist es Nacht geworden
Und o! welch' wunderbare Nacht!
Mein Himmel, träum' ich von Accorden,
Wird irgendwo Musik gemacht?
In meiner Brust ist sie erklungen,
„O wundervolle Nacht"; dies Wort
Agathe hat es jetzt gesungen,
Die Jägerbraut am Fenster dort.
Nun stimme an dein „Leise, leise"
Und all' den Sturm von Weh und Lust,
Dem fernen Freunde dringt die Weise
Durch alle Fernen in die Brust.
Ich lausche stumm — und heimwärts lenken
Will durch die Mondnacht ich den Schritt;

Samstag Abend gehe ich beichten und Sonntag in der Frühe zum hl. Abendmahl, um als ein ganzer und gottergebener Mensch meine Reise anzutreten. Lassen Sie dann auch Ihre Gedanken einmal durch die Kirche schweifen und denken Sie an den Freund, der Sie und Ihr Haus täglich in sein Gebet einschließt. Mit vielen Grüßen an Feodor, Natalie und Fränzchen in steter Treue und Ergebenheit

Ihr Cornelius.

Anfang April.

Halbwegs.

Nur ein Wort aus dem schönen Dresden an die noch viel schönere Freundin und Herrin! — Ich bin recht gut hier angekommen, nur mit einer ganz leisen Verstimmung, nein! ich kann es kaum so nennen — von Weimar her. Ich wußte, es würde so kommen! und bin nicht um meinetwillen ausgestiegen, das weiß Gott und Lassen. Dennoch war mir's, trotz Allem, herzlich lieb, Alles und Alle wiedergesehen zu haben. — Aber das sag' ich frei, und es ist mir ein Stein von der Brust, indem ich's sage, unter fünf Minuten, die ich einmal frei mit Euch reden darf, thu' ich's nie wieder. Dann leb' ich besser in Hinterindien oder am Cap der guten Hoffnung, als nur so mit halbem Herzen neben Euch zu sitzen. Dann komm' ich auch lieber nicht nach Leipzig, sondern gehe hinüber nach Rom zu meinem Onkel oder nach Syrakus zu Platens Grabmal.

Seh'n Sie, das hat mir die ganzen Dresdner Tage im Herzen gesessen, nun ich's gesagt habe, ist Alles wieder gut, und ich komme doch nach Leipzig. Ihr meine lieben, guten Freunde! Der Mensch wird ein Andrer, es ist ein eigen Ding. Man läßt Manches und Manche hinter sich im Leben, das hab' ich in Weimar gefühlt. Der einzige Liszt, und mein holdes Paar und der gute alte Schöll, der's wahrlich redlich mit mir meint, und der treue anhängliche Köhler: da hab' ich Weimar.

O singe fort, ein treu Gedenken
Klingt rein in jedem Tone mit.

Hier angefügt sind noch:

Ein Lied wollt' ich dir singen heut' — **ungedruckt.**
Wohin die Fahrt, die Fahrt so lang! — **gedruckt.**

Hier in Dresden ist's recht schön. Ich war den ersten Tag von 10—1 Uhr in der Galerie. Wär's nur nicht so kurz vor der Abreise, daß ich recht viel darüber sagen könnte. Heut' Morgen wollt' ich eine Photographie nach Palma-Vecchio schicken, aber es sollten Verse dabei sein, so verschob ich's bis Wien. Nur eins will ich sagen: die Kunst hat noch Jahrtausende zu durchleben! — Das ist nun eine einzige Parole, ein heiliges Grab der Vergangenheit, diese Sammlung! Und dennoch, sie wirkte nicht deprimirend auf mich, gar nicht! Ich denke dabei nicht an mich oder an Liszt oder an den verstorbenen Reubke, ich denke an die ganze, gesammte Allkunst, in allen umfassenden Richtungen, und da behaupte ich und schwöre, gerade einer so wundervoll abgeschlossenen Zeit gegenüber: die Menschheit wird noch Blüthen der Kunst erleben, die über die griechische und italienische Zeit gehen. Aber ich schwatze dumm genug und will lieber in der Eile noch sagen, daß ich gestern mit Dräseke und Ritter einen recht schönen Tag verlebt habe. — Wundervolle Terasse, als wenn man auf der Elbe schwämme, dazu Kaffee und Gartenvergnügen. — Rietschel war höchst liebenswürdig. Er war der erste, dem ich begegnete, als ich in die Galerie ging. Gestern war ich bei ihm. Seine vierte Frau ist eine kolossale, plastische Regensburgerin, die auch längere Zeit in Coblenz gelebt hat. Sie war ganz freundlich gegen dero ergebenen Pagen, Knecht, Sänger und Freund. — Abends waren wir bei Ritters Eltern. Vorher bei Schubert, der geneigt ist, meinen Barbier einactig im Clavierauszug herauszugeben, auch Lassen's (und meine) Lieder verlegen wird. — Mittags waren Dräseke und der Bildhauer Donndorf bei mir im Engel. — Ich sang bei Ritters die Lieder für Feodor und hatte ein sehr dankbares Publikum, besonders gefielen das erste und das dritte. —

Mein lieber, guter Feodor! ich habe mich so über ihn gefreut! Nach all' den Tagen, die ich in der Ferne verlebt, fühlte ich, da er mich willkommen hieß, recht lebhaft, daß ich nun in ihm einen guten Freund für alle Zeiten gewonnen habe. — Ja, seid mir auch nur recht gut! —

Wahrlich, die Herrin hat einen nützlichen, guten Diener an mir, der unter allen Himmelsstrichen seine Lieder für sie singen will und vor allen Madonnen der Welt für sie und ihr Haus beten will. Gebenedeit und schön soll das erste Lied sein, das ich ihr in Wien singe, wenn ich eine stille Stube gefunden habe.

Jetzt nach Oestreich hinüber, möge es mir freundlich sein! Ich habe ja einen richtigen Paß und bin auch sonst ganz passabel. Dort schreibe ich bald.

Ich umarme Feodor herzlich und die Kinder. Die Droschke kommt. Liszt wird mit Schmerzen in Dresden erwartet, wo Ritter, Dräseke, Schubert.

Behüte Gott meine liebe Herrin und ihr Haus jetzt und immer.

Mit getreuem Herzen

Cornelius.

Eben kommen Dräseke und Ritter, und (Ritter bringt mir noch Veilchen von seiner Frau, die sehr gut ist und schöne Kinder hat) lassen vielmals grüßen.

Den 15. April, Wien.

Mein Lieber! Dies sind die ersten Worte, die ich in Wien schreibe, wo ich gestern in der Früh' gegen acht, nach zwei Tagen Aufenthalt in Prag, angekommen bin.

Ich habe Glück gehabt mit Deinem guten Rath. Mein erster Tag gestern war äußerlich grimmig, und ich war auch innerlich sehr verstimmt und ermüdet überdies. Ich war in der weißen Rose, Taborstraße, eingekehrt, dachte zuerst Hebbel aufzusuchen und ging aus, um einstweilen den Mittagstisch zu suchen. Da war Dir aber ein Sturm und Regen. In Prag hatte ich mir einen neuen runden Hut gekauft, der flog mir alsbald vom Kopf und weit durch die Straße hin. Ich mußte eine Zeit lang in ein Haus flüchten. Zuletzt fand ich denn eine Restauration — und es war eine musikalische „Zu den fünf Lerchen". Während dem Essen dachte ich an Dich und mußte lachen über alles dumme Zeug, was ich Dir über den Wiener Küchenzettel schreiben wollte, von dieser vortrefflichen Topf-„boulard" und den entzückenden Spritz-krapferl, welche ich in Prag kennen zu lernen die Ehre hatte. In Prag hat mir's höchlich gefallen. Welche Aussicht vom Hradschin herunter, besonders vom Stift Strahow; und diese einzige, statuen- und menschenerfüllte Karlsbrücke. — Den ganzen Sonntag lief ich dort herum, den Montag bracht' ich größtentheils in Meißner's Gesellschaft zu. Ambros trafen wir nicht zu Hause. Also weiter von Wien. Das schlechte Wetter machte mich so unmuthig, daß ich umso mehr mich danach sehnte, bald eine eigene Wohnung zu finden. So suchte ich die Landstraßenvorstadt, und gleich die erste Wohnung, die ich ansah, schien mir in jeder Hinsicht entsprechend. Es ist

eine große, wohlmöblirte Stube. So zog ich denn gleich am ersten Abend aus, habe also nicht eine Nacht im Gasthof geschlafen.

In der Stephanskirche war ich gestern, und meinen ersten Besuch, den der liebe Dichter haben sollte, bekam der liebe Gott. Heute hoffe ich nun, ein oder das andere bekannte Gesicht zu finden. Ich schreibe bald wieder! Einstweilen grüße Alles und sage, daß ich hier bin. Das erste Wort, das ich von Euch erhalte, soll meine Wohnung einweihen.

Dein Peter.

Juchheisa! ich bin ein halber Engel, ich habe meinen Flügel. Jetzt kann's losgehn. Wohnung 11 fl., Kleiderreinigen 1 fl., Clavier 6 fl. Mein Claviervermiether ist ein Schwab. Er sagt mir: „Ich bin von Rottweil am Neckar, wo die vielen Esel sind; wissen's, weil's so steil ist, da können die Pferd' nicht gut auskommen." Seiner Frau hab' ich's aber auch gestern gleich angesehen, daß sie ihn rasend unter'm Pantoffel hat.

Jetzt hab' ich ausfindig gemacht, daß ich mich vor dem Wagengerassel hinüber in's stille Zimmer am Hofe flüchten kann. Also hier bleib' ich. Schreibt bald einmal. Durch Köhler hab' ich von Prag aus grüßen lassen. Jetzt bitt' ich, grüße Du ihn, bis ich ihm schreibe. — Aber das Geld läuft Einem hier durch die Finger! es ist unerhört! Ein Glück, daß ich so bald festen Fuß gefaßt und nun einen Ueberschlag machen kann.

30. April. Wien, Weißgärber-Pfefferhofgasse.

Mein Lieber! Mit obiger Adreßangabe habe ich drei Tage nach meiner Ankunft dahier einen Benachrichtigungsbrief an Dich abgehen lassen, nachdem ich von Dresden aus an Deine Frau geschrieben hatte. Für jenen zweiten Brief an Dich habe ich mir zufällig ein Recepisse geben lassen. Er hatte etwas großes Format und enthielt eine Photographie nach einem Bilde von Palma-Vecchio, auf dessen Rückseite ich ein Sonett*) geschrieben hatte.

Wer weiß, vielleicht bin ich zu ungeduldig auf ein Wort Nachricht von Dir, und löst sich diese Dissonanz in mir, die eine schreiende ist, einfach so auf, daß Euch die drei Wochen, die zwischen heut' und unserem Abschied liegen, nicht so lang vorkommen wie mir, so bin ich ganz zufrieden. Sollte

*) Gedruckt.

aber mein Brief an Dich verloren gegangen ſein, ſo wäre es mir höchſt peinlich, daß noch kein Menſch in Weimar eine Nachricht über mein Verbleiben hat. —

Ich lebe glücklich, es geht mir ziemlich nach Wunſch, wie es unter den widrigen Verhältniſſen gehen kann — aber ich habe gar keine Luſt, etwas von dem manchen Erzählenswerthen zu ſagen, ehe ich nicht auch nur zwei Worte von Dir habe. Die Ungewißheit peinigt mich, verſtimmt mich — ich bin nicht der Menſch, der ich ſein muß, wenn ich ſo ohne Nachricht von Euch leben ſoll. In Mainz konnte ich Alles ertragen, denn dort hatte ich meine Schweſter, hier bin ich ganz allein. Was kann ich mir nicht Alles denken, da ich auch auf keinem andern Wege von Weimar etwas weiß! Deine Frau war damals nicht ganz wohl, ſie könnte ja krank ſein! — Ich hoffe aber, es iſt nichts, und ich will mich gern einen großen Narren ſchelten laſſen, wenn Du mir mit einem Wort ſagſt, wie Alles geht. Verzeih, daß ich heute abbreche, und nimm dieſen Brief für gar keinen. Ich bin ſehr unruhig, mein ganzes Weſen leidet an dieſer böſen Ungewißheit, ſo daß mir auch die ſchlimmſte Gewißheit ein Troſt iſt. Ich habe noch Niemand benachrichtigt, weder Liſzt, noch Schöll, noch Köhler. Morgen will ich ſchreiben.

Lieber, Guter, ſchreibe mir umgehend, um mich zu beruhigen! Ich bin ſehr gern in Wien und will gern hier leben und ſterben, aber zu beiden gehört zu wiſſen, wie es Euch geht. —

Ich bin recht verlaſſen und troſtlos und eigentlich ganz krank und elend. — Du hilfſt mir zu ſchönem Leben und ſchönen Liedern, wenn Du mir ſo ſchnell wie möglich Nachricht giebſt.

Lebewohl und ſei gut

Deinem Cornelius.

Am erſten Mai.

Lieber! Mit einem etwas beruhigten Gemüth füge ich heut' noch einige Worte zu. Wien behagt mir ſehr. Ich bin zufrieden mit meiner Wohnung, habe gute, rechtſchaffne Hausleute. Ich muſiciere hier herrlich und den ganzen Tag. Abends eſſe ich nicht, ſondern bin von fünf Uhr den ganzen Abend zu Hauſe. — Haslinger iſt ein vortrefflicher anſtändiger Menſch, will nach dem erſten Kriegslärm Notizen in die Zeitungen über mich ſetzen und gegen Herbſt einſtweilen meine Weihnachtslieder herausgeben. Dieſer Tage beſuche ich ihn in Baden. Hebbel hat mich ſehr herz-

lich aufgenommen. Ich werde hier bleiben. Sobald ich ein Wort von Euch weiß, werde ich ganz glücklich und behaglich leben. Soeben habe ich auch an Liszt geschrieben.

So grüße ich Dich und Deine Frau denn vielmals und hoffe auf gute Nachricht. Dein E.

Wien, 11. Mai.

Meine Freundin! Eben bin ich aus meiner Dämmerecke vom Sopha entschlossen aufgesprungen und habe mir Licht angesteckt, um nur einmal anzufangen mit Schreiben und nicht Ihnen im Schlimmen nachzuahmen, daß man über treuliches inneres Mitleben das äußerliche Zeichen vergißt. Ich bitte Sie von Herzen um Vergebung, daß ich an Feodor einen so dringenden Brandbrief geschrieben. Wie Alles, was hinter uns liegt, kommt es mir jetzt wie ein Traum oder Spiel vor, aber wenn ich's Ihnen auch deutlich machen wollte, Sie können gar nicht begreifen, was ich ausgestanden habe, bis die Briefe ankamen. Wie froh war ich aber dann auch! Ich bin thöricht, es sollte vielleicht nicht so sein, und doch, meine Lage, mein Gemüthszustand, wie er nun einmal ist, muß mich entschuldigen, ja mir vielleicht ein Recht geben, so viel Trost und Lebenskraft in jedes Wort von Ihnen zu legen und es darum auch zu fordern, wie Luft oder tägliches Brod. Wie auch mein äußeres Leben verwirrt und untröstlich aussieht, noch des festen Haltes entbehrt, mein armes Leben ist reich und geordnet, voll des Schönen und Guten, wenn ich immer meinen Blick nach Ihnen richten darf, und wenn Sie fortfahren, so innig und liebevoll Theil an meinem Schicksal zu nehmen. Und gerade in diesem Wendepunkt, der nun Wien für mich ist, wirkt Ihr Wesen ganz entscheidend auf Alles. Mit Ruhe stehe ich dem unruhigen Drängen der Meinigen nach einer Lebensstellung — nach Verdienst mit einem Wort, — gegenüber; ich setze mich über alle Entmuthigung hinweg, welche ich über die unverdiente Creditlosigkeit, in der mein weltliches Benehmen bei meinen Freunden steht, empfinden muß, weil ich Sie habe, die Sie mich gewiß heute schon ebenso hoch achten, als wenn ich bereits eine Privatstunde hätte und gäbe, als nun, da ich sie nicht habe und gebe — als wenn ich sechs oder achthundert Gulden bereits verdient hätte, oder mir ebenso wohlwollen, ehe Sie noch wissen, ob Spina meine Lieder verlegen wird, und wieviel Honorar er mir dafür geben wird. — Meine hohe Herrin und Freundin — da bin ich in Wärme und Leb-

haftigkeit hinein gerathen; jetzt muß ich herzlich lachen, indem ich Ihnen das Alles schreibe und bin ganz in meinem besten Humor, während ich in all' diesen Tagen es mit Schmerzen im Hirn herumgewälzt habe. Ei was! Fort mit den Sorgen! Dem guten und braven Freund unserer lieben Frau Rosa muß es gut gehen. Damit sage ich Ihnen heute gute Nacht — und werde wohl erst wieder morgen Abend zum Schreiben kommen, denn den ganzen Tag bin ich am Musicieren: Bachs H-moll-Messe und die Graner von Liszt. —

Montag, 16. Mai, Abends.

Es war am Donnerstag Abend, daß ich Ihnen zuletzt schrieb; ich glaubte den Brief am nächsten Abend fortzusetzen, seitdem kam aber immer etwas dazwischen. So will ich denn heute abschließen. Ich wollte Ihnen viel, viel mehr schreiben, aber es fehlt meiner Stimmung die Freiheit — sie ist gedrückt; der erste Sonnenstrahl meines Glückes soll auch das Blatt färben, das ich Ihnen sende. — Es wird wohl nichts werden mit Leipzig? Ich fürchte sehr. Wie werden Sie diesmal Ihre Sommermonate zubringen? — Ach, der böse Krieg, wieviel Unheil kann er noch stiften, wie manche schöne Pläne — und schöne Menschen — vernichten. — Gestern habe ich an Damrosch nach Breslau und Träseke in Dresden geschrieben. Auch die hoffte ich auf dem Fest wiederzufinden! Wer weiß, es soll vielleicht so sein, daß Alles das unterbleibt. — Die Vorarbeiten zum Cid habe ich mit großer Freude beendet, besonders hat mich der geschichtliche Cid, eine Biographie von Huber, sehr erhoben und gerührt, und es spielt auch Ximene in der Geschichte eine ebenso dankbare Rolle als in der Sage. Auch hierzu bedarf ich nun nur einen kräftigen Anstoß, um das Libretto bald ins Werk zu setzen — es muß mein Leben nur Miene machen, sich irgendwo günstig zu wenden; nur etwas Hoffnung muß mir lachen — daß ich den schönen Muth zum Dichten finde. — Mehr als deprimirt wurde ich seither durch eine musikalische Abendgesellschaft, die ich Sonnabend mitmachte. Ich bin nicht in der Stimmung, Ihnen etwas darüber zu sagen — aber wie materiell und haarsträubend die Kunst betrieben wird — unbeschreiblich! — Traurig ist das — sehr niederschlagend — man darf nicht in Weimar gelebt haben, wenn man's anderswo auch nur erträglich finden soll, scheint mir. Länger will ich diesen Brief nicht ausdehnen, um Sie und Feodor nicht zu lang auf den Dank für die Briefe warten zu lassen. Seien Sie nur ruhig und zuversichtlich — nächstens schreibe ich Ihnen auch wieder ganz heiter — Ich habe Ihnen so vieles zu sagen. Eben theile ich Ihnen

nur noch einige Gedichte mit. Abends habe ich mir jetzt angewöhnt, die Litanei an die Mutter Gottes zu beten, darin heißt sie auch Domina nostra, unsere Herrin! Und dann ist die frömmste Stelle in meinem Gebet immer das Rosa mystica — dabei halt' ich immer lang an und bete herzlich für meine Herrin und ihr Haus, und daß Gott meinem Herzen gnädig sein möge — das ihr auf Tod und Leben treulich ergeben ist. Meine Wirthstochter hat einen Blumenstrauß geschenkt bekommen für die letzten ersehnten Nachrichten. Diesen Monat beanspruche ich keinen Brief mehr, aber wenn aus Leipzig nichts wird, lassen Sie mich nicht zu lang auf meinen Juni-Brief warten! —

Mittwoch, 18. Mai, Abends um zehn Uhr.

Da haben Sie denn auch schon die volle, freudige Genugthuung, meine Freundin, mich wieder ganz obenauf zu sehen! Es war keine gewöhnliche Hypochondrie, die mich befangen hielt — es war die peinliche Frage um Sein oder Nichtsein, die mein ganzes Wesen schwer niederdrückte. Aber, ich habe mich zusammengefaßt, oder — nein — es ist mir von Außen, von Oben gekommen, daß ich wieder fröhlich bin. Es wird uns später als ganz natürlich erscheinen, daß gerade diese ersten Wiener Tage, dieses Hineintreffen in den ungünstigsten Zeitpunkt, das Schwerste für mich sein mußten; ich denke aber, es ist überstanden, und ich weiß, daß früher oder später mir hier eine Blüthe bescheidenen Glückes gedeihen wird. — Aus meinen Liedern werden Sie mancherlei verstehen, was ich Ihnen heute nicht auseinandersetzen mag, und nur darin können sie einen Werth haben, daß sie ein lebendiger Theil der rothen Mappe sind: ein poetisches Fortleben des Freundes vor den Augen der Seele, die ihm die Liebste auf der Welt geworden ist! Denn im Uebrigen schneien und thauen sie bunt durcheinander aus diesen Apriltagen meines Herzens heraus. Möchte nur auch die Herrin an keinem Wort ein Aergerniß nehmen, sondern überall aus der eigenen Seele Alles ergänzen und mildern, was schroff klingen könnte und recht liebenswürdige Geduld mit mir haben. — Ja, an was für Spinnengeweben hängt dies innerste Wohl und Weh unsres Herzens. — Gestern blieb ich an einem Buchladen stehen, da fiel mein Blick auf eine große, schöne Mappe, so recht eine, wie ich sie voll componiren möchte mit Liedern für mein holdes Paar und mit den schönsten Zwiegesängen, und auf der Mappe stand mit goldenen Lettern: Rosa mystica. — Heute schreibt mir nun Liszt, verlangt meinen Prolog und rechnet auf mich zum Fest, auf das ich im Herzen schon fast durchaus Verzicht geleistet hatte. Nun stehn

Sie mir nur bei in Ihren Gedanken, daß ich bis zum Sonntag etwas Gutes zu Stande bringe. Dann wird das Fest ein herrliches für mich, denn die großen Muſikwerke von Bach und Liſzt ſind mir völlig geläufig, und ich werde ein gerüſteter Zuhörer mit einem gut geackerten Herzensboden ſein, in das jeder Ton wie ein Saatkorn fällt. — Jeder Ton! — —

Der volle Eindruck dieſes Feſtes wird dann die Saiten in meiner Bruſt zum Eidgedicht anſchlagen, die ja nun alle aufgezogen und wohlgeſtimmt ſind — und, wenn meine Hoffnung nicht trügt, ſo kann mich bereits der Winter an der muſikaliſchen Arbeit treffen. So voll Gegenſätze ſind dieſe wenigen Blätter. Aber morgen will ich ſie nun auch abſenden. Heute ſage ich Ihnen und Feodor fröhlich gute Nacht. Ich war im Prater und habe Ihnen ein Lied geſungen und an Franz gedacht, wie ich eine große Heerde von Hirſchen und Rehen ſah, deren vielendige Geweihe im Abendſchein glänzten, als wenn man es träumte.*)

20. Mai.

Meine liebe Freundin!

So erfreut ich heute war, als ich nach Hauſe kam und einen Brief von Feodor fand, der ſich mit einem von mir gekreuzt hatte, ſo unfroh wurde ich durch die Nachricht berührt, daß in Ihrem Befinden noch immer keine Beſſerung eingetreten iſt. Das iſt recht peinlich und unausſtehlich, daß Sie in dieſen heißen Tagen das Bett hüten müſſen! Ich habe den ganzen Nachmittag darüber nachgedacht, wie ich nur irgend etwas thun könnte, was Ihnen eine Zerſtreuung bereiten, ein Lächeln abgewinnen möchte. Aber es bot ſich mir da zuviel und zuwenig, ſodaß ich mich nun begnügen muß, mein herzliches Beileid in wenigen Worten auszuſprechen. Meine gute liebe Herrin, Freundin und Schweſter! Wenn dieſe Zeilen zu Ihnen gelangen, geht es hoffentlich ſchon wieder beſſer. Ich kann nur zufrieden ſein, daß ich bei ſolch einem Krankheitsfall in weiter Ferne bin. Es wäre mir eine Pein, auch nur eine Stunde nicht zu wiſſen, wie es Ihnen geht,

*) Hier folgen ſechs Gedichte:

Der Frühling kam; mit jedem Hauche
Am Himmel hoch die ew'gen Sterne leiten
Wie iſt das Herz mir leicht und frei!
Auf deiner Seele Grunde
Wie hat Muriſlo dieſes Bild gefunden?

} gedruckt.

Jener Sonnenſtrahl des Glückes — ungedruckt.

während ich hier dem lieben Zwang der Ferne danke, der meine Unruhe mit Nothwendigkeit beschwichtigt. Aber glauben Sie nur, ich bin unausgesetzt in Gedanken dort, — und vermahnen Sie Ihre Umgebung, mich in diesen schlimmen Tagen öfter über Befinden zu unterrichten.

Jetzt habe ich in der That begonnen, mich mit der Phantasie in meine Opernpläne zu vertiefen. Die ersten Morgenstunden zwischen 7 und 11 gehören von jetzt an dieser Arbeit. Bald kann ich Ihnen vielleicht einige ausgeführtere Skizzen vorlegen und Sie sollen wählen.

Meine theure, verehrte Freundin! Ich bin voll der besten Hoffnung, daß recht bald eine Besserung in Ihrem Zustand eintritt und begrüße schon jetzt innerlich das Wort, das mir es zur Gewißheit machen wird. Ich umarme den Feodor für seinen guten Brief und die Kinder. Unterdessen muß ja auch mich die Medizin heilen, welche treues Gedenken heißt, und welche den Herzensimperativ an sich trägt: Alle Stunden einen tüchtigen Eßlöffel voll!

Ihr Peter.

23. Mai.

Wie es Ihnen gehen mag? und ob Sie noch das Zimmer hüten oder schon wieder im Garten sind? Das sind so öfter des Tags meine Gedanken. Ich schreibe diese Zeilen nur ganz gelegentlich, da ich eben an Breitkopf und Härtel geschrieben, um zu fragen, was aus meiner Liedermappe geworden sein mag, die ich vor sechs Wochen abgeschickt, und von der ich fürchten muß, daß sie verloren gegangen, sintemalen ich seitdem kein Wort davon gehört habe.

Ich habe an meiner Oper noch nicht angefangen, aber sobald ich wieder einen Brief bekomme, schreibe ich Ihnen meine Skizze als Antwort. Augenblicklich musicire ich noch, habe einige Lieder von Kuh vor, die ich seiner Frau componiren will und studire mir die Partitur der neunten Symphonie ein.

Sonst geht es mir ganz gut. Eine Familienbekanntschaft habe ich näher angeknüpft mit dem Banksecretair Wilhelm, Frau, Tochter und Knabe von 11 Jahren. Es sind gute, herzliche Menschen. Im Uebrigen aber — wann und wie werde ich wieder die ersten Leute finden, aus denen mir geistig eine Verwandschaft entgegenklingt? Es scheint — das giebt's hier nicht. Der Einzige, den ich habe, ist Daniel Liszt, und der ist eben doch fünfzehn Jahre jünger — das fühle ich täglich. Er ist von einer unleidlichen Empfindlichkeit, es fehlt ihm an einer liebevollen Erziehung.

Auf sich und seine absonderliche Geistesanlage angewiesen, zerfällt er mit der Welt, hält sich gern für einen besonderen Geist, dem es diese Welt nicht recht macht. Geist: darum dreht sich bei ihm Alles; der Südpol, das Gemüth, auf den weist ihn die Nadel kaum. Bei alledem hat er vortreffliche Eigenschaften — ist edel und wahr. Aber ich frage mich manchmal: wen liebt nun der Bengel eigentlich? — Darauf wüßte ich kaum eine rechte Antwort.

Sind Sie denn wieder etwas zu sich gekommen oder geht es noch langsam mit Ihrer Gesundheit? Ich wollte, ich könnte wieder einige Wochen in Ihrer Nähe leben. Ich gehöre auch eigentlich dahin. Könnte jeder gute Gedanke an Sie, den ich habe, etwas zu Ihrem Glück, zu Ihrer Genesung beitragen!

Wer weiß! Die Geschicke mögen es wohl noch ganz eigen fügen, daß wir, unser Mehrere, lange ungestört nebeneinander leben und uns täglich besser kennen und noch lieber gewinnen. Ach, ich wollte es, recht von Herzen. Was hat die Herrin zu meinem Lied gesagt? Es war ein echter Peter-Sonntag-Morgen, wo ichs dichtete und absandte.

Wien, 25. Mai 59.

Meiner lieben Herrin und Freundin
nur einen kurzen Gruß.

Ich will mich durch die Absendung meiner kleinen Spenden für die rothe Mappe nur zum Leipziger Prolog ermuntern, der mir nicht recht vom Munde fließen will. Schon neulich im Prater sollt' er fertig werden, da brachte mich das umstehende kleine Lied um allen Credit bei meinen hohen Freunden und Gönnern. Gestern war wieder der Prolog auf dem Tapet, da wollte mir das Bild nicht aus dem Sinn. Deswegen will ich mir die beiden Störenfriede nur schnell vom Halse schaffen, in den Prater laufen und den Prolog in dem frohen Gefühl glücklich beenden, meiner Herrin, wenn auch nur in wenig Worten, guten Morgen gesagt zu haben. — Ob ich nach Leipzig komme? — Weiß noch nicht, hoff' es aber. — Warum kommt Feodor nicht hin?

Meine Freundin! Grüßen Sie Feodor und die Kinder
von Ihrem getreuen
Cornelius.

Aus des Freundes Leben.

Da hab' ich ausgekramt die sieben Sachen,
Hab' mich umgeben mit der Freunde Bildern
Und ihren Melodien — Wappenschildern,
Daß sie die Fremde mir zur Heimath machen.

Wo fremde Zonen kalt sie überdachen,
Soll meines Herzens Blüthe nicht verwildern,
Der Freundschaft Athem will das Wehen mildern
Der frost'gen Lüfte, die mich hier umfachen.

Und auf dem Sopha prangt ein buntes Kissen,
Ein farbenreicher Gruß! Wie mußt' ich darben!
Wie lange Monde war mir das entrissen!

Salamaleikum! roth und blaue Farben!
Der kann das Glück der Welt getröstet missen,
Dem wen'ge Lieder solchen Dank erwarben!

*) „Es war ein traulich Beieinanderweilen,"
„Für das kein Brief Ersatz vermag zu geben;"
„Dächt' ich an mich nur, wollt' ich Klag' erheben,"
„Warum du mußtest in die Ferne eilen?"

„Doch will Besonnenheit mir Trost ertheilen:"
„Du bildest in der Ferne dir ein Leben"
„Und willst ja oft im Geiste mich umschweben,"
„Der Trennung Siechthum durch dein Lied zu heilen."

„Laß nur die holde Täuschung nie entschwinden,"
„Die deines Lob's mich dir will würdig zeigen!"
„Ich würd' am herbsten den Verlust empfinden."

„Denn ehrt mich auch zu hoch dein liebend Neigen,"
„Dich selber darf im Lied ich wiederfinden,"
„Und immer bleibst du meinem Herzen eigen."

*) Ein Brief Rosa von Milde's in Verse gebracht.

Wien, 9. Juni 59.

Meine liebe, herzensgute Freundin! Eben erhalte ich Ihren Brief! Das war einmal recht gut und lieb von Ihnen, daß Sie mir ſo bald nach Ihrer Ankunft von Leipzig geſchrieben haben. Deswegen will ich aber auch keine Stunde vergehen laſſen, ehe ich Ihnen antworte, damit Sie das ſchöne Pfingſtfeſt in Ihrem Garten auch in guten Gedanken an mich feiern. Nur zuerſt in aller Eile eines! Reißen Sie jene dummen und ganz abgeſchmackten Lieder vom ungläubigen Thomas aus der ſchönen Mappe oder machen Sie wenigſtens ein recht beſchämendes Eſelsohr hinein, kurz, erſinnen Sie eine recht geſunde moraliſche Ohrfeige, einen Mutterklaps für mich, ſetzen Sie mich eine Zeit lang in die Büßerecke in Ihrem Andenken. Aber dann ſeien Sie auch gewiß, daß ſo etwas nie in meinem Leben wieder vorkommen kann. Es war eine unvermeidliche Kinderkrankheit meiner Freundſchaft für Sie, es waren Nötheln, die man nur einmal hat.

Habe ich in Verſen oder Proſa einen Ton angeſchlagen, der Sie kränken mußte, ſo bitte ich Sie inſtändigſt, verzeihen Sie, vergeben Sie ganz und für immer einem aufgeregten, allem Guten und Schönen fern lebenden Menſchen. Glauben Sie mir, auch dies Zuviel ruht auf dem Grunde einer rechtſchaffenen, treuen Verehrung eines nur geringen aber ſchon durch dieſe Verehrung geadelten Gemüthes. Es iſt mir Lebensbedingung geworden, Ihr Wohlwollen, Ihr Lob zu erringen. Laſſen Sie mich lernen, verlieren Sie die Geduld nicht! — Und daß Sie das wollen, daß Sie mir gut und liebreich bleiben wollen, ſagt mir Ihr Brief gewiß! wenn Gott nicht Ihren armen Freund mit Blindheit ſchlägt. Nein, das iſt nicht ſo! Ihr gutes, liebes Wort iſt ja auch nicht auf die Goldwage gelegt, und es iſt gewiß keine unrechte Ahnung, daß Sie es ſo gut mit mir meinen und vorhaben, wie nur je! Der Himmel ſei mir gnädig, daß ich es in der Zukunft verdiene, von guten, reinen Frauenlippen noch erzogen zu werden; wenn ich dann auch ſchon 35 Jahre alt bin, mein Gott, ſo kann mir's ja noch lange im Leben helfen, und es iſt ein tiefer Witz darin, daß die Schwaben erſt mit 40 Jahren klug werden. —

Daß Sie meine wenigen armen Verſe „poetiſche Uebungen" nennen, Sie böſe und recht ſchonungsloſe Frau! iſt ſchon etwas ſehr grauſam — aber wie ganz Unrecht haben Sie, wenn Sie glauben, daß ich nur ein Ideal in Ihnen ſuchte, um die Gedichte zu ſingen. Ich bin leider kein Dichter, nur ein poetiſch geſinnter Menſch. Nicht, um ſchöne Gedichte zu machen, ſuche ich das Leben; aber ich ſtehe die Muſe und den ſchönen

Genius unſrer Sprache an, mir einen Ton der Freude zu geben, wenn ich dem Schönſten und Beſten im Leben begegne. Habe ich denn da etwas zu viel geſagt, hohe, verehrte Frau! nehmen Sie mein Wort heute nicht ungütig, ich ſage Alles in der unſchuldigſten Freude meines Herzens: viel zu wenig, und ach! wie unvollkommen habe ich Alles geſagt. — Aber wenn Sie mir nur die unerſetzliche, liebe Freundin bleiben wollen — was ſind die paar armen, ſchwachen Verſe — ich opfere gern oder mindeſtens willig dieſe Luſt und will nur dann alle Kraft zuſammennehmen, wenn Sie einmal dem lang erprobten und beſſer erzogenen Freunde ſagen: heute ſinge mein Lob und das Glück meines Hauſes. Aber kein Wort mehr davon — nur noch eins, dem Sie aber mit rechter Güte alle ſcheinbare Anmaßung nehmen müſſen. Ich habe Ihnen das ſchon neulich einmal ſchreiben wollen. Wenn Sie einmal wieder in aller Stille den Taſſo von Goethe leſen, dann mögen Sie bei mancher Stelle mit einer wahren roſa Nachſicht an Ihren Haus- und Hof-Poeten denken. Ich werde leider nie ein befreites Jeruſalem ſchreiben — aber alle jene troſtloſe Reizbarkeit, jene tödtliche Empfindlichkeit, jenes unwürdige Verzweifeln am Beſten und Schönſten habe ich ganz. Deßwegen ſteht mir auch das Werk ſo nah, und deßwegen habe ich mehrmals mit Beben und Zittern mich auf der Altenburg gezankt, wenn Liſzt, in einem gewiſſen Gefühl von franzöſiſchem Pathos, es einen Verrath an der Perſon des Dichters und des Dichters überhaupt bezeichnen wollte! — Nein, Ihr Guten! möchtet Ihr das nicht beſſer als Goethe verſtehen wollen. Wäre ſo ein Menſch nicht ſo ſchwach und ſo gottverlaſſen — ſo wäre er auch nicht ſo ſtark und ſo gotterfüllt, um das Schöne zu thun. Da auch nur einen Strich anders haben wollen, heißt an einer Dichternatur freveln, die uns mit einer unvergleichlichen ſittlichen Freiheit, mit einem beſeligten Drang und Trieb, ſich mitzutheilen, ihre Tiefen, ja ihre Untiefen enthüllt. Da iſt die göttliche, ſchuldloſe naive Unverhülltheit des griechiſchen Götterbildes auf das moderne Kunſtgebiet, auf das chriſtliche, das Walten und Leben der Seele, der Innerlichkeit übertragen. Und wahrlich, es ſteht auf gleicher Höhe. Nein, wollet doch dieſem griechiſchen Taſſo keinen andern Nagel am kleinen Zeh einſetzen! Thut es nicht, Ihr verſündigt Euch. — Da haben Sie auch ein Stückchen zufälligen Brendel, weil Sie doch gerade von Leipzig zurückkommen. Ach, ich bin recht von Herzen froh, daß Sie mir geſchrieben haben. Nun muß ich Ihnen nur zuerſt meine Leipziger Geſchichte auseinanderſetzen, damit Sie mein Ausbleiben klar verſtehen und es etwa nicht für ein freiwilliges halten, obgleich es wohl ein ſchickung-

bestimmtes und somit meinem Innern entsprechend war. — O nein, Sie können sich ja denken, wie bestimmt ich darauf rechnete, dort zu sein. Allerdings, wenn ich mich im Innersten frage, war es mehr eine Rücksicht, eine ganz erklärliche Convenienz, eine edle, künstlerische, die mir alsbald, da die Sache beschlossen wurde, den Ausruf gewissermaßen abdrang: „Da muß ich sein! Dazu komme ich jedenfalls!" Das wurde auch auf der Altenburg natürlich, als sich von selbst verstehend, aufgenommen. Ich fügte aber an dem betreffenden Mittag, wo die Rede davon war, sogleich hinzu: Und dann, lieber Doctor, wenn es soweit ist und Sie mir schreiben, daß ich kommen soll, legen Sie mir auch gleich das nöthige Reisegeld in den Brief, denn ich weiß nicht, wie es bis dahin mit mir sein wird, und ich werde schwerlich in Wien schon soviel verdient haben, um die Reise davon bestreiten zu können. (Sie verübeln mir nicht, daß ich diesen Punkt hier berühre; in diesem Ausnahmefall und in dem an Liszt und seine Messe anknüpfenden Enthusiasmus für die Sache sprach ich dies sogar vor der Prinzeß Marie aus, die sonst auch nie mit häuslichen Angelegenheiten belästigt wird.) Nun schrieb mir Liszt allerdings zweimal, und noch im letzten Brief: „Sie dürfen nicht fehlen, wir erwarten Sie mit offnen Armen und getreuen Herzen ꝛc." — Da er aber jene Mahnung vergessen hatte: daran erinnern konnte ich ihn doch unmöglich. Nun rechnete ich allerdings auch nur im Nothfall darauf, ich durfte fast mit aller Bestimmtheit eine Geldsendung von meinem Bruder erwarten, die ich, wie die Sachen nun einmal standen, kühn auf die Reise verwendet hätte, obgleich mich das innerlich etwas störte, da sie doch bestimmt gewesen wäre, mein hiesiges Leben und Abwarten zu ermöglichen. Es blieb aber das Eine wie das Andre aus, und ich hielt mich zuletzt an den Strohhalm von Hoffnung, daß man mir vielleicht durch ein Honorar für meinen Prolog die Reise ermöglichen würde. Alles und Alles blieb aber aus, und die lieben Zeilen meiner Herrin sind das erste und einzige, was ich vom Fest, vom Prolog ꝛc. weiß. Mich hat der Prolog, über dem ich, wie ich Ihnen damals schrieb, acht Tage lang brütete, ohne ihn rund zu bekommen, den ich aber am Absendungstage jenes kleinen Aufmunterungsbriefes, in etwa sechs Stunden auf- und abschrieb und sogleich absendete, mehr gekostet, als ich sagen mag, und ich sende ihn deshalb heute mit, ob ihm vielleicht die gute, einzige Freundin einen bescheidenen Platz in der Mappe gönnen will. Ich weiß nur zu gut, wieviel er zu wünschen übrig läßt, und daß er mehr von den Schwächen als Vorzügen eines Gelegenheitsstückes an sich trägt; man lebt in Wien zu

nahe am Kriegsschauplatz und eigentlich, einen weiteren Kreis angenommen, zu sehr auf dem Boden desselben, um mit Absehen vom Augenblick sich in die absolute Kunstidee zu vertiefen. Für die Art, wie ich beides in meinem Gedicht zu vereinigen suchte, Zeitstimmung und Kunstinteresse, glaube ich, allen Mangel an Formvollendung eingestanden, den ich im Drang des Augenblicks unbehaglich genug empfinden mußte, den Beifall der Vernünftigen in Anspruch nehmen zu dürfen. Man hat mir bis jetzt mit keiner Zeile den Empfang des kleinen Opus gemeldet, an dem ich, wenn auch in ungünstigerem Zeitpunkt und einer weniger abgerundeten Gelegenheit gegenüber, doch mit demselben Zeitaufwand, mit demselben Eifer und einem anerkennenswerthen guten Willen arbeitete, wie am Beethoven-Prolog. — Wie es damit gegangen, sehe ich noch nicht klar. Hier nur ein paar ahnungsgewisse Worte darüber, die aber natürlich, wie Alles, Verehrte! ganz unter uns bleiben müssen. Mein Prolog war Liszt zu zeitgemäß und der Fürstin zu wenig Lisztisch. Da man aber das Programm des Concertes, auf das er anspielt, nachträglich so vermittelnd vergrößert hatte, wie ich höre (Hiller und Riety ꝛc.) so verständig verständigend! so paßt es ohnedies nicht mehr in den Kram.

Genug und zuviel davon. Ihnen aber sage ich in stillschweigendem, unausgeführtem Bezug darauf: Heil, Wien! Trotz allem Kampf und aller Noth, die ich zu bestehen habe und vielleicht nur mit Mühe weiter bestehen werde — aber Sie werden mit mir sich freuen — daß ich Fesseln abgestreift, daß ich eine schöne Freiheit suche, und daß, wenn ich untergehen müßte, wovor Gott sei! ich in einem schönen, bewußten Streben unterginge. Jetzt bin ich recht froh, daß ich hier geblieben bin; denn was hätte ich am Ende auch als verschmähter Prologist für eine Rolle gespielt? und meine Abwesenheit konnte so den anderen Betheiligten nur eine Unbehaglichkeit ersparen, und Sie wissen, wie fern ich im innersten Wesen all jenem Parteieifer, aller Brendelei und Leipzigerei stehe. Ich freue mich meines neutralen Bodens; ich will ein Künstler und Dichter werden.

Nun habe ich meinen Brief so breit angelegt und habe doch nicht die Ruhe, ihn auch so zu Ende zu bringen, wenn Sie, wie ich wünschte, ihn noch zu Pfingsten bekommen sollten. Wieviel hatte ich Ihnen noch sagen wollen, über Liszt's Messe, über Hebbels Stücke, die ich jetzt während dem Leipziger Fest ganz durchgelesen; über die hiesigen Gemäldegalerien, die mich jedesmal bedauern lassen, daß gar keine Photographien nach ihnen existiren, weil ich Ihnen sonst alle meine Lieblinge mit poetischen Glossen zusenden

würde; auch über Schumann's Genovefa, bei deren Studium mich Ihr Brief heute traf, über die ich immer beim Durchlesen und Spielen unwillkürlich mit Ihnen Manches rede. So schwach mein Gedächtniß für Melodien ist oder wird, so traumhaft und magisch ist mein Erinnern an Gehörtes; so sehe und höre ich Sie und Feodor noch bei so manchen Stellen aus Genovefa, da ich nun die Musik wieder kennen lerne und als „Einsiedler" liebe. Ich habe in diesem erneuten Studium die Berechtigung zu meinem Sonett*) gesucht und bleibe auch dabei; doch über die dramatische Anlage Schumann's, die sehr unvollkommen ist, habe ich Ihnen nächstens eine ganze Tasche voll zu sagen. Aber wie herrlich ist Genovefa's Anfang des zweiten Aktes! Nicht wahr? Das ist deutsch! Ach, das einmal wieder von Ihnen zu hören! Was ich von meinem Erinnern sagte, muß ich auch noch in Bezug auf die Romanze in Comola nachholen, welche die Leipziger Zeitung als Beilage brachte. Nein, wie ich Sie da noch in jedem Tone hörte, als ich das wieder durchspielte und mir abschrieb! — Auch über meinen Eindruck vom Dilletantismus ꝛc., den ich neulich in Herbeck's Verein wiederholt hatte und die Sehnsucht, mich augenblicklich über den Cid zu stürzen, die ich beim Anhören solcher Schumann'schen Balladen, solcher Zwitter empfand! Nur und nur im Drama, im Wagner'schen Musikdrama ist unser Heil, unsre volle Befriedigung zu finden — alles Uebrige ist unglückselige, gezwungene Halbheit und Unmacht — und hier haben wir mit dramatischen Künstlern, mit Priestern der Kunst zu thun — das ist eine Wonne, das ist Hochgenuß — aber all diese Balladen und Concertchor-Musik, die im schwarzen Frack und langweiliger Staatstoilette gesungen wird, spielt die Kunst in die Hände eines schnöden, kokettirenden Dilletantismus hinüber, der ein Beelzebub und Urfeind aller wahren Kunst ist. O, liebe Freundin, das liegt tiefer als sich in so wenigen Zeilen sagen läßt, aber nur der, welcher wie ein Held auf den Brettern steht und jeden Abend seine ganze Ehre, sein ganzes hingegebenes Ich der Kunst opfert, nur der ist würdig, Kunst zu geben — allen Dilletantismus aber wünsche ich von Herzen zum Teufel. — Heut Morgen wurde ich durch unerwartet viele Besuche, Catinelli, Daniel Liszt, ein Herr Canitz, hingehalten, darum schließe ich nun und sende den Prolog und doch wohl auch Andres in einigen Tagen. — Nochmals herzlichen Dank für Ihre Zeilen, die mir diesmal doppelt und dreifach erwünscht als erste Nachricht über das Fest kamen.

*) Bezieht sich auf „Genovefa", aus dem Sonettenkranze an Rosa von Milde.

Seien Sie recht glücklich und stillvergnügt im schönen Garten und halten Sie Wort, mir bald von dort aus einmal zu schreiben — und besonders lassen Sie mich nie lange im Ungewissen, wo Sie und Feodor sind, wohin Sie reisen oder ob Sie zu Haus bleiben, u. s. w. — Zu Pfingsten gedenken Sie herzlich mein, und setzen Sie sich nichts in den Kopf, daß es mir schlecht hier geht. Sie werden sehen, es wird mir schon ganz gut gehen, und eins weiß ich: Niemand wird sich mehr darüber freuen als Sie und Feodor. Sie brauchen auch nun nie mehr bang zu sein, mich zu lang auf einen Brief warten zu lassen. Meine lieben, guten Menschen, lebt wohl, Grüße an Fränzchen und Natalie, sowie an Lassen. Da ist eine Blume aus dem Prater, bis ich wieder ein Lied sende. Dann bekommen Sie auch Blätter von Beethoven's und Schubert's Gräbern.

Von Herzen

Euer alter guter Peter.*)

Pfingsten 59.

Aus Petrarca.

Zu edlem Stand ein still bescheidnes Leben,
Ein hoher Geist zu kindlichem Gemüthe,
Gereifte Frucht zu jugendlicher Blüthe,
Zu ernstem Sinn ein heit'res Seelenstreben

Ward dieser Frau von ihrem Stern gegeben,
Ja von der Sterne König; Werth und Güte
Und Ehr' und Preis in ihr, wie er sich mühte,
Kein Dichter könnte würdig sie erheben.

In ihr ist Huld und Hoheit mild vereinet,
Sie weiß der Schöne Anmuth zu verbinden,
Dem Schweigen zart beredte Herzensgrüße;

Und etwas, das in ihren Augen scheinet,
Giebt Licht der Nacht und läßt den Tag erblinden,
Macht Honig herb und leiht dem Wermuth Süße!

*) Vor den Petrarca-Liedern stehen noch:
Hoffnung, ist das Mägdlein dort, und
Wenn ein zwiefach Dasein hier auf Erden } gedruckt.

Ich lauſche bang, doch will nicht Kunde kommen
Von meiner Feindin, der geliebten, ſüßen;
Kein Wort, nicht ein Gedanke will mich grüßen;
In Pein und Hoffnung ſchwebt mein Herz beklommen.

Wie Wenigen ward Schönheit noch zum Frommen!
Iſt Schönheit Schuld, muß ſie vor allen büßen!
Gott legte ihr vielleicht die Welt zu Füßen,
Hat, einen Stern, ſie zu ſich aufgenommen —

Nein — eine Sonne! — dann, o langes Leiden,
O flücht'ge Luſt, o Leben du, verrinne!
Dann ruhe aus, mein Herz! — O ſchweres Scheiden!

Was raubſt du tückiſch mir die Qual der Minne?
Dann meinem Lied ein End! und mir! uns Beiden!
Und du im Flug, o meine Zeit, halt inne!

Ihr ſel'gen Blumen, frohe Halmeswogen,
Die ihr die Sinnende umfangt, umwebet!
Du Pfad, auf dem ihr Fuß im Wandel ſchwebet,
Der jedes Wort von ihr in ſich geſogen!

Ihr ſchmucken Bäume, grüne Zweigesbogen!
Ihr Blüthen, die ihr bleich und ſchmachtend bebet!
Du Schattenhain, wo ſich die Sonne hebet,
Die ſtolz dich macht, wenn dir ein Strahl gewogen!

O wunderlieblich Land! o Bachesfluthen,
Die ihr im Glanz lebend'gen Lichts euch weidet,
Wenn ſchimmernd ihre Augen auf euch ruhten:

Ach, wie mein Herz euch um das Glück beneidet,
Wenn ihr, beſeelt von meiner Flamme Gluthen,
Mit ihrem Bildniß Well' auf Welle ſcheidet.

Wien, 7./7. 1859.

Mein lieber Feodor! Heute erfahre ich durch einen Brief Köhlers, daß Deine Frau ganz ernſtlich unwohl war doch augenblicklich etwas beſſer ſei. Ich bin nicht übermäßig ängſtlich und hege die beſte Hoffnung, daß ſie bei Ankunft dieſer Zeilen ſchon wieder auf gutem Weg zu völliger Wiederherſtellung iſt. Wie muß ich aber bedauern, daß die langwierige und ohnedies nicht dornenloſe Saiſon ſo unangenehm für ſie abgeſchloſſen hat. Köhler ſchreibt mir, wie ſehr er ſie noch vor weniger Zeit im Fidelio bewundert — hätt's auch hören mögen.

Mir geht es recht gut; meine Zuſtände werden ſich mählig aus ihrer polizeiwidrigen Fraglichkeit herauswickeln und dann erträglich werden, ja ſie ſind es ſchon, da mir durch 100 Thlr. von München das nächſte Vierteljahr geſichert und alſo die ſchlimmſte Zeit des Abwartens erleichtert und ermöglicht iſt. — Mein Mittageſſen koſtet mich acht Gulden monatlich — mit Trinkgeld — denke Dir; und mit meinen Miethsleuten bin ich übereingekommen, daß ſie mir die 15 fl.-Wohnung bis auf beſſere Zeiten zu 12 fl. laſſen. So behalte ich ſie und bleibe wo möglich feſt hier wohnen, wo ich gute Leute habe, die mich ſehr aufmerkſam und herzlich behandeln. Man ſagt mit Unrecht, daß die ſogenannte Wiener Gemüthlichkeit — eine falſche oder flache ſei. Es iſt dem nicht ſo. Aber, Lieber — man muß nur auch ſelbſt gemüthlich ſein!

Ich bin vor wie nach gern in Wien. Gute und ſchlimme Tage, die man erlebt, ſind Glieder einer Feſſel an den ſchönen Boden. Es iſt ſchön hier, ich war neulich auf dem Kahlenberg — welch ein Gang dort oben mit dem Blick auf dies weite freundliche Land, in dem Wien wie ein wogender Häuſerſee liegt. Heute will ich, wenn's nicht zu ſpät iſt, nach Nußdorf. — Ich bin jetzt recht befreundet mit Daniel, er hat ſich mir mit großer Herzlichkeit angeſchloſſen. — B. hat mehrfach mit Dir verkehrt und hat mir Grüße beſtellt. Er kam entzückt von allen Erlebniſſen zurück. Jetzt, da Alles einmal ſo kommen ſollte — bin ich übrigens ganz zufrieden, daß ich nicht da war. — B. iſt ein guter, netter Kerl. Wenn nur auch ſonſt was dahinter wäre — aber da fürcht' ich, hapert's. — Für meine Oper war er beſonders neugierig, ob ich Natur- oder Ventilhörner angewendet hätte! Das iſt ungefähr, als ob Jemand geſpannt darauf wäre, ob Deine Frau die Eliſabeth in ihrem eignen Haar oder in einer ſchwarzen Perrücke ſpielt. — Ich verwahre mich ausdrücklich gegen den Verdacht, daß dieſer Zettel ein Mahnbrief ſein ſollte. Im Gegentheil dispenſire ich Euch

armen Lazarethaner von jeglichem Schreiben und bitte besonders Deine liebe Rosa, mir nicht und keine Sylbe zu schreiben, ehe sie wieder ganz gesund und heiter ist. Ich werde ihr in einigen Tagen einen großen und ganz lustigen Brief schreiben. — Mit vielen Grüßen an Deine Kinder und das ganze Haus

von Deinem

Cornelius.

Ein neues Mährchenlibretto*)
Vom König Dingstiletto
Und auch nebenbei
Von der Frau Rouladenfey
Und dem kleinen Ungethüm
Amour posthume.
Zu haben einzig und einzeln
Beim Hofnarren Mainzheinzel
In Diensten bei
Der Königin Loreley.

Makame.

Ich will meiner Herrin ein Mährchen erzählen — Aber sie darf nicht mit mir schmälen — Daß ich nicht verschwiegen bin! — Ein Mährchen hat ja keinen Sinn — Es ist nur etwas Musik darin — Und sollte man die verschweigen — Wer dürfte singen und geigen? — Hör' mein Mährchen, Gebieterin! —

Es lebte in alten Zeiten — Ein guter Freund von mir — Der spielte schön Clavier — Und konnte gut begleiten. (Meine Herrin hat ihn nicht

*) Bezieht sich auf ein Gastspiel der Frau Viardot-Garcia in Weimar.
Dingstiletto — Dingelstedt,
der Clavier spielende Freund — Eduard Lassen,
Jacques Fau d'vie — Kommissionsrath Jakobi,
Zornhau — Theaterkassir Sernau,
Passe-que veut — Schriftsteller Paßqué,
Dohmus — Dohm, Redakteur des Kladderadatsch,
Hanfeldühl — Hans von Bülow,

gekannt! — Er lebte in einem fremden Land.) Er hat auch componirt — Und Opern dirigirt (Aber meine Herrin kennt ihn nicht — Und wenn ſie ſich den Kopf zerbricht.)

Da kam zu demſelben Lande — Eine Fee von vornehmem Stande — Eine Zauberin — Im gefährlichſten Sinn. Die wußte durch ſchwarze Kunſt — Und durch blauen Dunſt — Zu erringen der Herzen Gunſt. — Sie nahm alle Geſtalten an — Und war bald Weib, und bald ein Mann. — Bald ſah man ſie in gewohnter Norm, — Bald wieder in Roſinenform; — Bald war ſie ganz fidel und glich — Dann einem Buben, — Bald wieder ſonnambül und ſchlich — Nachts in die Stuben. Soviel fremde Sprachen ſie ſprach — So viel Herzen zog ſie nach; — Sie wußte mit Rouladen — Den Seelen zu ſchaden, — Mit Trillereien — Mit Teufeleien — Die Seelen zu fegen. — Ihre Terzen und Sexten — Die Leute beherten; — Und ſang ſie gar ihre ſappermentſen — Cadenzen — So war jeder Menſch mit Ohren — Bis über die Ohren — Verloren!

Nun hatte mein Freund (er lebte weit — Bei den Halloren — Auf den Azoren — In alter, alter Zeit) — Nun hatte mein Freund auch Ohren — Und ich hätte geſchworen — Sie hätt' ihn behext, doch war ſein Herz — Für der Liebe Luſt und Schmerz — Wie zugefroren. — Sie umgaukelte — Ihn mit Blicken — Und ſchon maukelte — Man mit Nicken — Daß er ſich ſchaukelte — Auf Liebesſtricken. — Doch mein Freund that nicht desgleichen — Sein Herz war nicht zu erreichen. — Sie gab ihm den Zauberſtab zu ſchwingen — Und hub an zu ſingen; — Und er ſchwang mit Gewalt — Und ſie ſang, daß es ſchallt — Doch er blieb kalt! —

Nun war ein König in dieſen Reichen — Der hieß Dingſtiletto ohne Gleichen. — Dieſer erfuhr — Von der Creatur — Und ihrer hexenhaften Natur. — Er rief ſeinen Marſchall Jaques Eau d vie — Und ſeinen Miniſter Zornhau — Und rief: Ihr Lumpenpack, o wie — Genirt mich im Land dieſe Frau! — Wird ſie noch länger hier weilen — Muß ich gar am End' mit ihr theilen — O Schmach und Gram — Mein bischen Einnahm'! — Drum ſagt dem Meiſter Passe-que veut — Daß er ſie führe zur Ottern höh' — Um ſie trotz Triller und Läufen — Im Meer zu erſäufen.

Der Passe-que veut rief den Vogel Strauß — Der trug mit gezogenem Säbel — Die Fee im Schnabel — Zum Thor hinaus. Hinterher lief ein Trompeter — Und blies Zeter. — Die ſollten am frühſten Morgen — Den Meerſturz der Fee beſorgen. — Der Vogel Strauß lief — Die

Trompete rief: — „O Feye, wie iſt das Meer ſo tief. — Da ſang die Fee — Voll Herzensweh: — O beſſer im kalten Meeresbett — Als bei dem König Dingſtilett — Mir iſt noch lieber der Tod, wie — Der böſe Marſchall Jacques Eau d'vie — Und iſt auch des Todes Dorn rauh — Mir iſt er doch lieber als Zornhau.

Nun packte der Strauß ſie in die Krallen — Und ließ in's Meer ſie fallen, — Aber, o Wunder, wie ſehr hehr! — Da war das Meer kein Meer mehr! — Man ſah nur Berge — Und ſchwarze Zwerge — Die packten die Fee — Am großen Zeh — Und zerrten ſie — Und ſperrten ſie — In einen Wagen — Von Gold und Cedern — Der war getragen — Von Feuerrädern — Und war gezogen — Von Feuerroſſen — Aus denen im Bogen — Die Funken ſchoſſen — Mit Schnauben und Praſſeln — Und Toben und Raſſeln. Da gellt ein Pfiff — Und das Geiſterſchiff — Wie von Geiſtergriff — Ward ergriffen und fortgetragen — Mit Fee und Wagen. —

Wir wünſchen der Fee zum Fahren Glück — Und kehren zu meinem Freund zurück. — Der hatte, was die Fee ihm gab — Zurück behalten: den Zauberſtab — Und ſaß im Zimmer — Beim Lampenſchimmer — In derſelben Nacht — Als man die Fee aus dem Land gebracht.

Und als ſein Blick auf dem Stabe ruht — Da leuchtet der mit ſeltſamer Gluth — Fängt an ſich zu regen — Zu bewegen — Zu recken — Zu ſtrecken — Zu zappeln — Zu dappeln — Kriegt Fuß und Kopf — Und Hals und Schopf — Und Bein und Zopf — Und wird in Eil — Ein Kobold mit Bogen und Pfeil. — Fängt an zu ſingen — zu ſpringen — Zu ſchnalzen — Zu walzen. Bekommt den Freund am Nacken — Zu packen — Ihm die Lippen zu ſchnippen — Ihm den Bart zu rupfen — Am Arm zu zupfen — Ihm in's Ohr zu plärren — Am Bein zu zerren; — Springt riſch und raſch — Ueber Tiſch und Flaſch' — Läßt die Pianotaſten — Und Gardinenquaſten — Nicht ruhn und raſten — Fährt im Nu — Nach der Decke zu — Und wieder im Blitz — Zum Seſſelſitz — Bis er zuletzt — Sich müdegehetzt — Und ſich gemüthlich — Zu meinem Freund auf's Sopha ſetzt.

Der rufet aus: Du Kobold, ſprich! — Wer ſandte dich? — Der Kobold ſprach: „Eur Gnaden! die Fee der Rouladen. — Ich ſoll bei Euch bleiben — Die Zeit Euch vertreiben — Euch recht im Innern — An ſie erinnern. — Durch ein Vermächtniß — Von Notenſchnitzeln — Euer Gedächtniß zwicken und kitzeln — Ihr Bild Euch malen — Zu größeren Qualen — Und Euch mit Singen — Zur Liebe zwingen; —

Euch quälen mit Coloraturen — Torturen, — Das Herz Euch ſchnüren — Mit Noten — Perlenſchnüren — Das Herz Euch rühren — Mit Mordentconfitüren — Das Herz Euch ketten — In ſpaniſche Tonſtiefletten — Daß Eure Thränen träufen — Gleich chromatiſchen Läufen — Daß Ihr fühlt den immenſen — Schmerz der Cadenzen — Daß Ihr werdet toll und toller — Zuletzt ein eminent — Toller und gar ein Cenerentoller!

Als der Kobald ſo geſprochen — Fühlte mein Freund das Herz wie zerbrochen — Wie vom Pfeil zerſtochen. Er, der ſonſt ſo duckmäußerlich — Und beſinnerlich — Ward nun äußerlich — Und innerlich — Ganz außer ſich — Und erinnerlich! Seine Miene, ſonſt ſo empfehlend — Ward elend! — Er, der ſonſt ſo mildſinnig — Ward nun wildminnig — Der ſonſt ſo langmüthig — Ward gefangwüthig — Der ſonſt nur ganz ärmlich erwärmlich — Ward's nachträglich — Ganz unſäglich. O, rief er in Angſt und Pein laut: „Giebt es für die Liebe denn kein Kraut?“ Und frug den Kobold ganz kleinlaut: Wie heißt du denn, kleines Ungethüm? — Der Kobold kichert mit Ungeſtüm — Und ſagt dann ganz artig: „Amour posthume!“

Hier ſchließt nun, wenn mir Gewähr verleiht — Meine hohe und höchſte Obrigkeit — Meine Königin, meine Dame — Die erſte Makame — Oder das erſte Kapitel. — Es enthält nur den Titel — Und einige Präliminarien — Zu ganz verzweifelten Arien — Und nur kleine Präludien — Zu den verliebteſten Studien. — Und wenn es meiner Herrin recht — Und wenn ſie's vergönnt ihrem Knecht — So ſpielt die nächſte der Makamen — In einem andern Rahmen — In Schottland bei Mylord Merlin — Beim Zaubrer Dohmus in Berlin, Und zeichnet mit Kohle — — Den Magier Biole — Spricht mit Gefühl — Vom Hanſelbühl, — Und ſingt ganz drollig — Und mollig — Von meinem Freund und ſeiner Fey, von Passe-que veut und Loreley — Und von dem Kobold Amour posthume — Vom Münchner Kind'l, dem ſein Coſtüm — Geraubt der König Dingſtilett, Vom Zauberſtab und Hackebrett — Und will meine Herrin mir gnädig bleiben — So will ich ihr hundert Makamen ſchreiben — Doch wenn ſie es will — Bin ich auch ſtill. —

Denn ihr geweiht iſt all mein Thun.
Wenn ſie gebietet, ſing' ich nun
Und ſchweige ſchlimmſten Falles:
„Für meine Herrin Alles!“

Sonntag Morgen, 17. Juli.

Meine liebe Freundin! Eine völlige Heiterkeit des Gemüths und eine unbefangene Fröhlichkeit giebt mir faſt die innere Gewißheit, daß es mit Ihnen nicht ſchlecht ſtehen kann, und daß Sie ſich nun bereits wieder auf dem Wege der Beſſerung befinden. Heut' Abend höre ich den Fidelio, und das ſoll und muß die abgeſteckte Grenze Ihrer üblen Zeit ſein; zwiſchen dieſen beiden Leonoren ſollen Sie ſich wieder aufrichten und in's ſchöne Leben zurückgehen. — Ja, ich bin heiter und guter Dinge, habe mich für mein ganzes Quartal bis zum October eingerichtet und ſicher geſtellt, mir alle möglichen Behaglichkeiten angedeihen laſſen und arbeite nun täglich, ſeit ich Ihnen neulich ſchrieb, auf meine neuen Opernſkizzen los. Nicht allein in dem beſprochenen Cid ſondern auch in den beiden andern iſt Feodor neben Ihnen eine erſte Parthie — ein Abend — beſtimmt, und Sie werden ſich wundern, was da für mancherlei Dinge herauskommen. Es iſt übrigens noch nicht geſagt, daß ich die drei Süjets*) hintereinander ausarbeite — aber unwillkürlich beſchäftigt ſich die nun einmal erregte Phantaſie mit allen dreien. Vermuthlich werde ich aber ganz zufrieden ſein, wenn ich zum Herbſt hin mit einem oder dem andern zu Stande komme. Aber, wer weiß, (ſagen Sie nichts davon) ob von meinen Plänen nicht einer auch Laſſen zu ſtatten kommen könnte! — Alles Stoffliche habe ich nun für die drei Dinge zuſammengeſchafft, und ſchon im Laufe dieſer Woche werde ich mich in Wellen der Poeſie ſtürzen können. Heute laſſen Sie mir noch das Geheimniß der beiden andern Süjets; ſobald ich an einem beſtimmt und entſchieden zu arbeiten angefangen, ſollen Sie mit mir leben und daran helfen.

Geſtern habe ich den Emil Kuh, den Hebbelapoſtel, in Währing (Weinhaus) beſucht. Wir ſind Geſinnungs- und Ueberzeugungsgenoſſen und haben manche überraſchende Aehnlichkeiten in Temperament und Neigung, ſo daß wir den beſten Glauben hegen können, daß wir recht gute Freunde werden. Seine Frau, die Sängerin Ferrori, iſt auch ein anziehendes Weſen, mit einem Wort — es ſind — Menſchen. Da ſetze ich Ihnen aus dem Gedächtniß ein kleines Gedicht von ihm her, das er mir geſtern vorſagte — in welchem ich eine gewiſſe Seelenverwandtſchaft mit Damroſch-Lenau finde, an

*) Folgende Stelle aus einem Briefe an E. K. vom 22. Juni 1860 giebt darüber nähere Auskunft: „Neben den Cid ſtellte ſich ein deutſcher Sagenſtoff hin, der mich ſubjektiv mehr anlockte, die Sage von Peter von Staufſenberg und der Meerfey. Neben beiden trat noch ein dritter, ſchon mehrfach überdachter Plan, die Inez de Caſtro hinzu."

den er mich überhaupt in ſeiner Gluth und leidenſchaftlichen Lebendigkeit, auch in einem gewiſſen rechtſchaffenen Fanatismus ſeiner Ueberzeugungen, öfters erinnert. — Wir ſind von gleichem Alter, ja, ich bin ſogar, was mich bei einem ſo noblen Manne faſt ſchmunzeln macht, weil ich mich immer für einen harmloſen Jüngling halte, ein bemooſtes Haupt ihm gegenüber, der erſt 30 zählt, da ich Weihnachten ſchon 35! — werde.

Mir iſt, als höben Arme
Mich ſchaurig himmelwärts,
Als flögen alle Vögel
Mir mitten durch das Herz.

Als machten Blumendüfte
Das Herz mir krank und wund,
Als wurzelten die Bäume
In meiner Seele Grund.

Drum zitt'r ich, wenn ein Vogel
Die Schwingen prüft und regt,
Mir iſt, als müßt' ich weinen,
Wenn ſich ein Blatt bewegt.

Es iſt, wie geſagt, ſehr ungenau mitgetheilt, ein paar Wendungen der Melodie ſind anders und ſchöner, aber nicht wahr — es geht ein gar prägnanter Zug einer auf's höchſte geſpannten Reizbarkeit durch das kleine Gedicht? Es kommt aus der Seele — wer das ſang, iſt ein Dichter, war es wenigſtens in der Gehobenheit dieſer Stimmung. Er ſagte mir noch einige andere, die alle eine ſelbſtändige Seele in geſunder Formenfülle bekunden. Auch daß er ſeine Gedichte gern einer gefühlvollen Seele vorſagt, freut mich an ihm, weil ich's auch ſo gern thue. Liebe Freundin! — Da habe ich Ihnen noch ein Sonett zur Holbein'ſchen Madonna gedichtet. Es wollte mir doch nicht recht gefallen, dieſe Zeilen ſo ganz ohne Sang und Klang an Sie abzuſenden, beſonders, da ich ohnehin jetzt bei meinen angefangenen Arbeiten ein fauler und ungetreuer Sänger für Sie bin. Das Bildchen liegt ſchon lange da, und ich freue mich im Augenblick (habe auch ein bischen geweint dabei) daß der Gedanke, den es mir immer erregte, in einer guten ſonntäglichen Stunde Form bekommen hat. Die Kirche habe ich auch darüber verſäumt. — Ach, da hab' ich noch eine recht ſchöne neue Bekanntſchaft gemacht, der Maler Guſtav Graul — einer Künſtlerfamilie an-

gehörig, Bruder und Vater auch bildende Künstler. Nächstens mehr und viel von ihm. Ich meine eben nur, wenn der mir so pariren wollte, wie ich möchte, er müßte eine kleine Farbenskizze für die Mappe malen! So ein Kerl macht so was in einer halben Stunde — wenn er die Herrin nur gesehen hätte mit einem Auge, krank oder gesund: in einem halben Jahr wäre die ganze Dresdner Galerie in der Mappe! — Aber so muß ich's langsam anfangen, muß ihm vielleicht gefällig einmal etwas zu Gefallen thun, damit ich ihn dran kriege.

Meine liebe, gute, hoffentlich schon wieder halb Gesunde! Heute adieu, mit den besten Grüßen und Wünschen für Feodor sowie die Kinder. Mein Buchbinder heißt Franz Milde.

Peter.

Zur Holbein'schen Madonna.

Sie schauen nicht die Göttliche; sie knieen
Dem Bild, im Herzen ahnend, zugewendet.
Des Himmels Pracht zu tragen ungeblendet,
Ist nicht dem Aug' der Sterblichen verliehen.

Im Künstler ist allein die Macht gediehen,
Zu schau'n bis er sein hohes Werk vollendet,
Das er uns dann wie Offenbarung spendet,
Die uns ertönt in Farbenmelodien:

„Wo immer Euch vereinet fromme Sitte,
„Zu fleh'n um Liebeskraft, um Friedenssegen,
„Mit lauten Psalmen oder leiser Bitte,

„Da tritt, genaht auf wunderbaren Wegen,
„Die Himmelskönigin in Eure Mitte
„Und bringt auf Armen Euch den Gott entgegen."

20. Juli 1859.

Tausend Dank mein Lieber, für die umgehende Benachrichtigung von der Besserung der armen Rosa. Wieder haben sich unsere Briefe gekreuzt; Du hattest mir Samstag, ich Deiner Frau am Sonntag geschrieben.

Hoffentlich ist nun seitdem nicht wieder eine Verschlimmerung eingetreten, und so möge mein herzlichster Glückwunsch für Euch Beide schon wieder vergnügte und anfathmende Gesichter treffen. Ich möchte zu Euch fliegen können, um der Genesenden die Hand zu küssen. Das wird sie wissen: sie war auch in meinem Herzen krank. Ohne sie wäre meinem ganzen Dichten und Trachten die Seele genommen. Ich würde nicht den Muth finden zum Aufstellen und Lösen neuer Aufgaben, wenn sie nicht in jeder Weise daran mitarbeitete.

Den Fidelio und Tell habe ich nacheinander gehört. Wenn ich mich auf Alles besinne, so läuft es auf mehr oder minder vollkommen sinnliche Eindrücke und Befriedigungen hinaus. Wäre ich Beethoven, ich wäre aus dieser sonst ganz vortrefflichen Vorstellung meines Fidelio höchst trostlos nach Hause gegangen und hätte bei mir gedacht: „Darum also Räuber und Mordbrenner?" Aber die Klangwirkungen, schönes Orchester, gesunde Chor- und Solostimmen waren oft so schön, wie ich sie nie noch kaum gehört habe, so besonders im F-dur-Andante des zweiten Finales. Beck ist ein Mordkerl an Stimme und frischer Sinnlichkeit. Ein gewisser Bassist Schmid schien mir einen wundervollen Baß zu haben. Mayerhofer sang und spielte im Tell ganz vernünftig, seine Stimme aber, wenn auch ausreichend und angenehm, bleibt hinter den brillanten Organen der oben Genannten zurück. Ander war der Einzige, der mich in der Florestanarie ergriff; seine leicht ansprechende, wohlthuende Höhe giebt das Alles so her! — Der Tell, diese herrliche Sammlung exquisiter Musikstücke demoralisirte mich diesmal sehr. Weiß der Himmel, wie es kommt, ich mag all dies schöne Zeug nicht mehr hören. Wenn nicht eine große, hochpoetische Richtung auf den Brettern Platz greift, so fürchte ich, werden die Leute in zwanzig Jahren lieber Zeitungen lesen oder einen erträglichen Wein trinken als Opern hören. Frage die Rosa, welche doch die Mathilde oft selber gesungen, wie oft sie wohl schätzt, daß das verdammte Wort „süße Triebe" und „du mein Leben!" im großen Duett vorkommen? — Und die Musik ist doch auch nichts andres als eine ewige Wiederholung der „süßen Triebe."

Mein Liebster, wenn Ihr wieder gesund und glücklich seid, so gedenkt mein, und nimm heute mit den paar Worten vorlieb und mit vielen Grüßen

von Deinem Peter.

Zweimal habe ich mit Daniel im Esterhazykeller auf Rosa's gute Besserung angestoßen. Das hat auch geholfen. — Als Dein Brief am

Montag ankam, war gerade ein gewiſſer Gottlob, ein komiſcher Kerl, ein ungariſch-franzöſiſch-deutſcher Muſikbummler, bei mir, und ich mußte lachen, als in der erſten Zeile ſtand „Roſa befindet ſich, Gottlob, wieder auf dem Wege der Beſſerung".

Geſtern war ich ganz allein im Garten zur weißen Roſe im Prater und habe an Euch gedacht. Ueberhaupt, eine Sehnſucht habe ich, Euch wiederzuſehen! Ich bin augenblicklich noch in einer Sackgaſſe mit einer Feengeſchichte, die ich im Kopf habe, die aber ſehr ſchön werden könnte. Grüße Laſſen. Von der Altenburg höre ich — ſeit meinem Prolog — keine Silbe.

Sonntag, 14. Auguſt 59.

Da halt' ich deinen Brief in meiner Hand —
Und öffn' ihn nicht — um langſam zu genießen,
Dem Wandrer gleich, der zögernd noch am Rand
Der Wellen ruht, die Labung ihm ergießen.
Erſt wenn ich dieſen Dank an dich geſandt,
Will ich die lieben Zeilen mir erſchließen.
Doch nein — ich geh und höre noch die Meſſe,
So lang entzücke nur mich die Adreſſe.

Es iſt ja deine Hand! Und feſte Züge,
Geneſungsvoll, von Krankheit nicht erſchlafft,
Die Hand, von der du ſprachſt die einz'ge Lüge:
„Daß ſie entbehrt der Schönheit Eigenſchaft."
Die Hand, die nie ich küßte zur Genüge,
Die jedem Druck verleihet Zauberkraft,
Die Hand, die mir das bunte Kiſſen ſtickte
Und manches liebe Wort zur Ferne ſchickte!

O ſei's noch einmal freudig ausgeſprochen:
Daß du uns Allen wieder athmend lebſt,
Daß du nach ſchmerzlich ſorgenvollen Wochen
Die Arme froh um deinen Pfleger webſt,
Fühl' es in unſer Aller Herzen pochen,
Was du uns biſt, und wie du uns erhebſt,
Wie alle Namen: Gattin! Mutter! Kind!
Schweſter und Herrin! — Jubelrufe ſind.

Geliebte Herrin! So darf ich dich nennen,
Es ist mein Recht, ich wahr' es treu und rein,
Wie weit uns auch des Lebens Wege trennen,
Mein Herz mit aller Huldigung ist dein.
Am Dienst der Frauen soll man mich erkennen,
Das soll die Weihe meines Lebens sein,
Doch was ich auch geschaut in Huld und Güte,
Du, liebe Herrin, bist der Frauen Blüthe.

Nun in die Kirche! An der Post vorbei,
Um diesen kurzen Gruß ihr zu vertrauen.
Und in der Messe, wenn der Glöckchen zwei
Ertönen, da das Heiligste zu schauen,
Und jeder führt zur Brust der Schläge drei
Auf's Knie gebeugt in gottesfürcht'gem Grauen,
Dann klopf' auch ich, ich und mein Herz, das rasche —
Wir schlagen an das Brieflein in der Tasche.

Nun habe ich den Brief gelesen — mag aber die wenigen Verse nicht länger zurückhalten, habe außerdem Besuch von dem jungen Prager Porges — der für Sie glüht, ohne Sie je gesehen zu haben, aber die modernen Sagen kennt — da will ich schließen und absenden. Mein Herz ist voll — von Ihrem Brief — voll mancherlei Sehnsucht. Ob ich Ihnen auf der Altenburg begegne! So gewiß, wie an jenem Abend — vielleicht dem schönsten meines Lebens. — In Bezug auf den Namenstag bin ich froh, daß ich gestern einmal dorthin geschrieben und der Prinzessin gratulirte. Ich habe ihr eine Photographie von Veronese mit einem Sonett geschickt, welches mir in der Eile nicht schlecht gelungen zu sein scheint. Es gefällt mir gut. Meine gute, liebe Herrin! Ach, wär' ich dort!

Dies ist kein Brief, nur ein Wort. Gut gemeint, wie Alles, was mein Herz für Sie empfindet. Ich habe meinem Prager ein Buch in die Hand gesteckt und kann noch einen Augenblick zu Ihnen reden. In den nächsten Briefen theile ich Ihnen nun meine Skizze oder auch meine Skizzen mit. —

Was kann es helfen? ich bin zerstreut — ich rede mit dem Porges, und von wem? von Ihnen — und da sind wir gleich mitten im Enthusiasmus. Von der Herrin reden und zugleich an sie schreiben ist zuviel auf ein-

mal. Seit Ihrem Brief haben Sie aber schon einen anderen von mir bekommen, nicht wahr? Nun, so sei der liebe Gott mit Ihnen und Ihrem Hause und halte eine schützende Hand über unsre Freundschaft.

Von ganzem Herzen

Ihr Peter.

Spätsommer.

Meine Freundin! Ich habe heute einen fröhlich aufgeregten Tag, ich bin so voll Muth und Hoffnung und muß Ihnen mit wenigen Worten etwas von mir sagen. Ich habe allerdings wieder einige Tage voller Unruhe, voll Beängstigung durchlebt — aber heute nimmt mich ein thätiges, arbeitfrohes Leben freundschaftlich in die Arme und herzt mich! — Wenn Ihnen mein Wort je Sorge bereitet, so ist mir dies schmerzlich genug — aber so möge denn auch die Genugthuung Sie erheben und ermuthigen, daß Sie für einen Freund leiden, der Ihnen mit einer Zuneigung ergeben ist, die eine Grundbedingung seines innerlichen Lebens geworden, und der, solange er athmet, mit dem besten, was sein Wesen hat, danken und vergelten will.

Gott hebt mich wie auf Armen zu sich empor und giebt mir Muth und Lebensfülle. Gleich legt' ich mich auch in's Zeug, habe nun schon einen aufmunternden Zuruf von Liszt und werde diesen Winter mit drei Vorlesungen an drei Abenden beginnen. 1. Große B-Sonate von Beethoven, 2. Fis-moll-Sonate von Schumann, 3. H-moll-Sonate von Liszt. — Mit praktischer Beihilfe von Brenfart, Dietrich oder Tausig, wer es sei.

Schon, wenn Sie diese Zeilen erhalten, bin ich an der Ausführung meines Planes. Das sei mein Anfang in Wien. — Darum bitte ich Sie heute nur das Eine, daß Sie an mich als an einen in Thätigkeit und in allem frohen Lebensernst beruhigten Menschen denken und nicht unruhig sind. In mir ist Alles gehoben, geläutert. Möchten mich die Guten nun auch lieb haben und mich segnen.

Ich componire schöne Lieder. — Es war schön und recht, daß Sie Liszt vom Prolog was gesagt haben. Ganz recht! Jetzt hat er sich ein bischen drüber ausgesprochen — und somit gut. Die Prinzeß Marie hat mir einen wirklich recht liebenswürdigen Brief auf mein Sonett geschrieben, der auch, so wie Liszt's Brief, der eine Stunde später eintraf, nicht wenig dazu beitrug, mich in meine beste Stimmung, in eine Stimmung, die —

Styl hat' — zu versetzen. Jetzt geh' ich in den Prater, am schönen Tag zu arbeiten. Möge der beste Hauch einer milden Luft meine Herrin anhauchen und diese Spätsommersonne ihr Kraft und Gesundheit geben! Meine Grüße an Jeden, an die Kinder — und an die Eltern.

Liebe Freundin, Gott mit uns!

Ihr Cornelius.*)

Wien, 13. September 59.

Es ist wieder ein sonnenheller, freundlicher Tag; so schön, wie nur der Herbst ihn bringen kann, der auch jetzt die Mondnächte bringt, wo im Prater Alles wie ein Märchen mit den buntesten Ereignissen aussieht. — Indem ich noch diesen Anfang schreibe, laufen meine Gedanken pfeilschnell voraus, und ich denke schon die dritte Seite, während ich noch mühselig auf der ersten weiterkrizle. Alles aber, was ich denke, ist golden echte Freundschaft, beste Frau von der Welt, liebe Seele, für die ich eine höchste, innerliche Zuneigung habe, die das Beste in mir ist und mich in Gedanken schon unter jene himmlischen Gestalten versetzt, von denen die Mignon singt vor ihrem Tod.

Ich komme im December hin. Einstweilen schreiben Sie mir nur bald einmal wieder. Es ist mir ja, als ob ich den Ton Ihrer Stimme dann hörte, und das beseligt mich und giebt mir Muth für's Leben.

Ich bin voll unwiderstehlicher Hoffnungen. Ich weiß, daß ich glücklich sein werde. Eine einzige Schraube, die sich an dieser wunderbaren Kinder-Theatermaschine des Schicksals dreht, macht Alles anders. Dann werde ich auftreten und reden, wie es der Dichter geschrieben, und es wird Alles sehr schön sein. —

Ihr macht mich aber mit einer unerhörten Gastfreundschaft behandeln, sonst thut Ihr der Liebe Leid. Ich habe freilich heute und bin heute noch nichts, aber ich kann's morgen werden und haben. Hätte ich aber die schöne Liebe nicht, die mich dort zu Euren Füßen führt, so wäre ich ewig arm.

Der Fritz Porges war lange bei mir; er kommt jeden Nachmittag und ich spiele ihm meistens etwas aus irgend einer Partitur. Er ist ein großer

*) Hier folgt: Aus Erinnerung der Vergangenheit — **gedruckt.**
Seine Rathsels Lösung finden — **ungedruckt.**

Musikmann, hat eigentlich Liszt's und Bülow's Berufung zu den Prager Concerten erfunden und mit Energie durchgesetzt. Den Porges habe ich schnell liebgewonnen; er ist ein unschuldiger, enthusiastischer Knabe. Heute war wieder von Ihnen die Rede. Wie schön Ihr Name in jedem edlem Munde klingt! Alle Welt ist Ihnen so gut; wie sollte ich, der in Ihrem Hause die schöne Höhe des Lebens gefunden hat, der ich wagte, Ihnen mein Lied zu singen, nicht noch inniger empfinden, was Sie sind, als alle Welt. Man muß dereinst zu meinem höchsten Stolze auf mich als Ihren dichterischen Freund zeigen, dessen ganzem Leben Sie eine höhere Richtung und Weihe gaben; aber Sie haben auch eine gewisse Pflicht, zu mir zu stehen und nicht von mir abzulassen, selbst, wenn Ihnen der Freund Sorge bereitet. Ich bin der stumme Gedanke, der dort in Ihrem Hause lebt. Ich meine, die Luft um Sie müßte für mich reden und Sie gut für mich stimmen. Mein Herz ist so ganz dort. Denken Sie, daß ich hätte bleiben können und doch nun schon fünf Monate fern bin; daß ich eigentlich, wenn ich wollte, jeden Augenblick hineilen könnte. Aber ich suche ein Lebensziel; und ich weiß, ich werde es gewinnen. Sie werden sehen, mein Trieb in die Ferne und die entbehrungsvollsten Stunden werden ihren Segen bringen. Aber das Beste und Schlimmste in meinem Leben muß fortan in einem Bezug zu Ihnen stehen. Geben Sie mir bald ein Wort, wie es Ihnen geht — ob Sie nun wieder gesungen haben, was der Feodor anfängt, ob ich vielleicht im December auch Lassens Oper zu hören bekäme, nach der ich meine Reise am liebsten einrichten möchte, weil ich ganz gewiß eine Freude davon haben werde, als würde ein neues schönes Werk von mir aufgeführt und als sänge die Herrin schon jene Parthie, welche in meiner Seele ruht. Wenn meine Bitten um einige Zeilen von Ihrer Hand unnöthig sind, weil Sie mir nach den gesetzlichen vier Wochen (1. August) von selbst geschrieben hätten, so stellen Sie sie dennoch nicht in die Reihe der Klagen.

Wie verlebe ich nun so manchen Tag in der Ferne! Wirklich, wenn ein poetisch angelegter Mensch Alles schon mit verdoppelter Intensität empfindet, so ist auch in jedem freundlichen Wort von Ihnen ein doppelter Trost für manches Leid.

Gestern habe ich mit dem Porges und mit meinem verbummelten Freund Gottlob die Verlobung der Prinzeß Marie gefeiert.*) Der Gott

*) Prinzeß Marie Sayn-Wittgenstein, jetzige Fürstin Hohenlohe.

ich muß bei Allem dabei sein. Wie der Brief von Feodor kam: „Rosa ist Gottlob wieder auf der Besserung," war er auch gerade da, und gewiß, seitdem ist mir der sonderbare komische Kauz, der arme Hund, eine Schicksalsperson geworden, die eben eine Rolle in meinem bunten Leben spielt. Jetzt war er wieder da, wie der Brief der Fürstin mit all' diesen erstaunlichen Neuigkeiten kam. Abends nach unsrer kleinen Kneiperei schlief er auf meinem Sopha und tazzte vorher da noch etwas auf meinem Klavier herum und sang eine traurige, ungarische Melodie mit seinem gottverlassenen Tenor dazu, sodaß ich in Thränen zerfloß und sagte, er sollte nur aufhören. Ich bin sehr unvollkommen musikalisch organisirt; aber so unendlich liebe ich diese Kunst, daß ich mir nur wünsche, einmal bei Musik zu sterben. — Nun hatte mich Gottlob kaum verlassen — so kommt mir der liebe Hebbel da auf meine Stube und bringt mir Grüße von Weimar, und ich war den ganzen Morgen mit ihm zusammen. Und wie ich nach Hause kam, so hatte mir meine Wirthstochter ein so liebliches Rosenstöckchen in meine Stube gestellt, mit drei kleinen Rosen und manche kleine Knospe im Aufgehen — so zog es mich an den alten Schreibtisch, zu meiner immer blühenden Rose zu reden.

Viele Grüße an Feodor, an die Kinder. Könnt' ich einmal Alle sehen! Im December will ich persönlich Alles ausfragen.

Immer und immer

Euer Cornelius.*)

Ich wollte, du dächt'st einmal an mich
Abends, wenn Dämmrung ist,
Wenn du vielleicht Migräne hast
Oder verdrießlich bist.

Ich wollte, mein Bild erschien dir dann
In einem milden Licht;
Du möchtest gramlich blicken gern,
Aber du könntest nicht.

*) Hier folgt:

Als ich vor Jahren dich zuerst gesehn — **gedruckt.**

Ich wollte, da fiel dir lächelnd ein
Von mir ein lustig Wort,
Und wie du denkst und wie du lachst,
Wäre dein Kopfweh fort.

Ich wollte, da gäbst du den Segen mir,
Um den meine Seele wirbt
Und du dächtest: der denkt noch an mich,
Zuletzt, wenn er stirbt.*)

Liebe Herrin! Ich schließe dies Lied nicht ab. Selig und heiter nach bangen Tagen bin ich nun und gebe mich der Arbeit und dem Vertrauen auf Gott hin. Folgen Sie ganz, in Reden und Schweigen, dem reinen, hohen Zug Ihres hochgebornen, unverderblichen Herzens. Mein höchstes Glück auf Erden ist der Augenblick, wo Sie, wenn auch vielleicht erst in späteren Zeiten, sich einmal sagen, daß Sie dem armen Cornelius, wie er nun einmal war, die reinste, beseligendste Erscheinung seines Lebens waren und ihn der Worte Wolfram's „Vom Herzen, das sie nie verrieth!" würdig halten. Möchten Sie, edle Frau, möchte Theodor, dem erst jetzt die ganze Fülle meiner Hingebung und Freundschaft erblüht, meiner in Frieden, in Heiterkeit gedenken, — ich bin von diesem Augenblick an ganz ruhig, sehe Sie Beide nur strahlend und selig wie in meinen schönsten Träumen vor mir! Der liebe, gerechte Vater im Himmel gieße allen Segen auf die Häupter meines holden Paares! Liebe, liebe, unvergeßliche Menschen!

Euer Peter!

*) Hier folgt eine Serie sehr trauriger Gedichte, die während langen Wartens auf Nachricht entstanden sind. Rosa von Milde war in Hoffnung auf ihr drittes Kind und hatte einige Monate vorher noch ein schleichendes Nervenfieber zu überstehen. Der arme Franck blieb in Unkenntniß aller schweren Sorgen, wie man sich aus seinem bald folgenden Briefe überzeugen wird. Er dichtete und übersandte:

O geht ihr Sorgen, laßt mich frei — **gedruckt.**

Du süßer, tenderster Mund
Meines Glückes Sonne
Wär' ich ein Kind, ich wollt' auf Erden knien
Mir war, als ob mich Tod berühre
Ich wüßt' etwas, das stünde dir gut

} **ungedruckt.**

Ich weiß nicht, mir iſt, als ob mir in dieſer Stunde alles Glück, aller Segen des Himmels erblühte! Mein Weſen iſt wie umgewandelt! Nehmt aber meine ſchlechten Verſe in Gottes Namen — mein Herz iſt beſſer und will Euch Alle, Alle

ewig ewig
lieb haben.

Wien, am 28. September
Abends um achte.

November.

Meine liebe, verehrte Freundin!

Ich lebe in den letzten Wochen, ſeit Liſzt's Geburtstag, immer in der Erwartung, nach Weimar gerufen zu werden. Erſt vor einigen Tagen klärte ſich das Räthſel dieſer Verzögerung auf, indem ich einen Brief von Köhler erhielt, worin er mir ſagt, daß die Fürſtin nach Paris gereiſt ſei und ihn gebeten habe, mich davon zu benachrichtigen, was er, im Gedanken, daß ich vielleicht jeden Tag ſelber kommen würde, einige Zeit verſchob. — Dieſe Zeit des Wartens machte mich etwas unruhig; ich hatte Heckenaſt, dem Verleger von Liſzt's Zigeunern, in der deutſchen Form, die beſtimmte Ausſicht gegeben, daß er etwa um die Zeit des Schillerfeſtes im Beſitz des Manuſcriptes ſein werde. Hätte Liſzt auf die mündliche Reviſion verzichtet, ſo hätte die Sache ſchon vom erſten Oktober an in's Werk geſetzt werden können, an welchem Tage ich bereits alle Nacharbeiten, Zuſätze, beendet hatte. Da nun aber doch die Reiſe einmal bevorſtand, ſo wäre mir es ſchon lieber geweſen, alles hintereinander bald abzumachen, um noch ein Stück von der hieſigen erſten Concertſaiſon mitmachen zu können. Doch da ich nun dort ſpäter in die Saiſon treffe, ſehe ich außer der Muſik zum Schillerfeſt doch gewiß auch einige Partbien von Ihnen und vielleicht ſogar, da ſich ja das Verhältniß Liſzt-Dingelſtedt wieder ganz freundſchaftlich geſtalten ſoll, die Oper von Laſſen, wenn ſie bald in Angriff genommen würde. — Nun, vielleicht iſt bald der Zeitpunkt meiner Abreiſe bevorſtehend. Einſtweilen überſende ich Ihnen heute ein zweites Gedicht von Ruh*), das vielleicht, wenn Sie es einmal mit Laſſen ſingen, Gnade bei Ihnen findet, ſo daß ich, wenn ich dort bin, es einmal von Ihnen höre. Ich komme mit

*) Die beiden Compoſitionen zu dieſen Gedichten ſind noch ungedruckt.

ganz zufriedenem Herzen nach Weimar, da ich Ihnen zwei Operskizzen mitbringe, unter welchen Sie wählen sollen. Doch ich habe schon meine Vorahnung, daß Sie wohl den Cid wählen würden! Und allerdings möchte sich das wohl in den verschiedensten Rücksichten am dankbarsten zeigen, da hier die beiden Rollen ganz für Sie und Feodor gedacht sind. Es schwebt mir hierbei der fliegende Holländer vor, doch brauche ich nicht zu fürchten, in bloße Nachahmung zu zerfallen — da mir der Unterschied zwischen Magnetismus und Geisterhaftigkeit mit — Heldenthum und der heißblütigsten Menschlichkeit den eigenthümlichen Ton sichert. Der zweite Akt der Ximene, glaube ich, ist mir in seinen festen Grundzügen bereits geglückt — es könnte dies eine außerordentlich ergreifende Parthie werden. Dabei würde es mich nicht geniren, daß der dritte Akt nur ein abschließender, vollendender ist, in dem man nichts Neues mehr erfährt, und ich halte es nicht für unglücklich, den ganzen Schwerpunkt in den zweiten Akt zu legen. Im Holländer ist es auch so. Meine Liebenden werden nicht in den Wolken, aber auf einem gluthvollen, spanischen Boden vereinigt.

Nachher ist mein zweites Sujet ein himmelweit verschiedenes, und ich glaube, wenn ich auch den Cid vorerst ausführe, daß ich es dennoch später nicht unterlassen kann, dies zu componiren. Jeder Ton der Musik würde da ein andrer. Es steht Alles auf dem Boden einer phantastischen Welt. Jede Scene löst sich in Lyrik auf, es ist da Alles Musik. Ich weiß im Voraus, daß man viel gegen meine übertriebene Romantik haben wird. Sie vielleicht nicht! aber die Kritik, das Publikum gewiß, deshalb möchte es in jedem Falle klüger sein, mit dem vernünftig-leidenschaftlichen Cid zu beginnen. — Dann aber, wenn eines oder Beides vollendet wäre, dann, meine liebe Freundin, habe ich einen Stoff, der schon jetzt Musik in mir ist. Dann kommt erst die Parthie, welche ganz Sie sind, und dort ist auch Feodor im schönsten Sinne neben Ihnen. Wenn mir das so gelänge, wie ich es träume, nachdem ich den obigen Schritt oder beide glücklich gewagt hätte, so würde ich dann nichts Hoch-Tragisches mehr beginnen sondern mich nur an das Mährchen mit seiner reizenden Stellung zwischen Ernst und Scherz halten. Aber jene dritte oder vierte Oper, möchte ich es erleben, sie zu schreiben! Dann würde man erst eine Parthie erleben, welche nicht blos einer Primadonna auf den Leib geschrieben ist sondern einer guten, unvergleichlichen Frau aus der Seele geschöpft.

Wenn meine Reise sich noch länger verschieben oder, was ja in dieser wunderlichen Welt auch sein könnte, ganz unterbleiben sollte, so würde ich

Ihnen meine beiden Skizzen zusenden. Dann müssen Sie aber nur ja keinen Anstoß am Wortausdruck nehmen. Jedes Wort ist da nur provisorisch gesetzt; es sind lauter grobe Kohlenstriche; nur die Conturen und der Gedanke der scenischen Gruppirung werden im Wesentlichen so stehen bleiben wie sie jetzt sind.

Ich habe freilich eine gewisse Sehnsucht, Sie nun Alle einmal wieder zu sehen, soll es sich aber nicht so machen, so ist's vielleicht noch besser, und ich finde mich gern in jede Gewißheit. In Wien bin ich gern, lebe stolz und stillvergnügt in meiner Hundehütte, habe auch einige theilnehmende Freunde. Wenn Ihnen mein Cid gefällt, so kann ich mir den Text zu Weihnachten schenken, denn das vertiefende Ausarbeiten ist nur eine Wonne.

Grüßen Sie Feodor vielmals von mir. Er hat mich leben lassen und Köhler und Lassen, das hat mich gefreut. Umgekehrt hat's auch nicht gefehlt und am selben Abend auch, so sind sich unsre Gedanken begegnet.

Liebe, verehrte Freundin, vielleicht sehe ich Sie bald. Wenn nicht, erhalten Sie meine Skizzen bald; so geben Sie mir einen guten Rath darüber und halten Sie in gutem Andenken

Ihren in getreuer Huldigung

Ergebenen.

Cornelius.

Wien, 12. December 1859.

Soeben, bei Tisch, mein lieber, guter Feodor, erhalte ich Deine fröhliche Nachricht. Das ist eine gute Botschaft: in der Adventzeit ist er hergekommen, unser lieber, kleiner Fremd! Sei er willkommen!*) Ich habe recht gute Ahnungen für ihn und hoffe, er soll gewiß ein recht guter Musiker werden, weil er in Beethoven's und Berlioz' Geburtsmonat zur Welt kam. Laß sehen, ich will gleich sein Prognosticon nachschlagen. — O, herrliche Eigenschaften wird unser Männchen haben, denke Dir: Ehrbar, getreu, aufrichtig, wahrhaftig, dankbar und barmherzig.

Dein Brief giebt mir ein Lebenszeichen nicht allein von Dir, sondern von der Außenwelt überhaupt. Ich habe die letzten sechs bis acht Wochen wieder einmal wie lebendig begraben gelebt, von keiner Seite meiner Verwandten oder Freunde eine Zeile erhalten. Niemand hat eine Ahnung da-

*) Am 29. November war Rudolph, der jüngste Sohn geboren.

von, welche traurigen Stunden ich dann in solchen Zeiten verlebe, wie ich mich von aller Welt verlassen und vergessen glaube. Dein Brief mit seiner freudigen Ueberraschung giebt mir eigentlich zuerst recht das Bewußtsein, wieviel ich in der letzten Zeit gelitten habe; und ich möchte mich nachträglich beklagen über Dinge, die ich eigentlich so ganz als nothwendiges Schicksal hingenommen, ohne mich viel darüber zu besinnen, die aber, wenn nun einmal ein Schimmer der Freude in das Dunkel fällt, erst recht in ihrer ganzen Trübe und Lichtlosigkeit erscheinen. An jenem Samstag, — schreibe mir nächstens die Stunde, was man überhaupt bei so berühmten Leuten nie vergessen sollte, — war ich Abends beichten und den andern Morgen, am Barbaratag, in aller Frühe in der Kirche, zur hl. Communion. Um jene Zeit habe ich herzlich für Euch gebetet, und Du wirst mir nur verzeihen müssen, daß ich den neuesten Heiligen unsres speciellen Kalenders noch nicht in's Gebet genommen habe; ich konnte ja nichts von ihm wissen, denn ich hatte ja auch nicht die geringste Ahnung von dem, was da kommen konnte; weder Du noch irgend Jemand hat es mir mit einer Sylbe angedeutet.

Es hat mich lebhaft interessirt, Näheres über die Concerte von Dir zu hören. So dachte ich mir's ungefähr. Nun, ich verliere kein Wort über das Alles! Weimarische Concerte, ohne Liszt, darin liegt Alles. Von dem Augenblick ist Weimar wieder, was es unter Eberwein und Chelard gewesen. Gute Nacht. Ich möchte Vermuthungen über die Zukunft hegen — wohin Liszt gehen mag — ob Du und Deine Frau bleiben werden, was Lassen anfangen mag? Wird seine Oper gegeben? Oder ist keine Aussicht dazu da? Lassen hätte mir längst ein paar Zeilen schreiben können. Doch er denkt dasselbe von mir — und hat Recht!! Dein Portrait, Damrosch's, Bronsart's und nun Köhler's habe ich in meiner Stube hängen. Täglich denkt man doch dann immer ein dutzend Mal an die Leute, mitunter wird auch ein Schock daraus.

Ich habe Barbara-Zweige vor mir stehen, das ist hier so Sitte. Ich wollte, sie schlügen aus und bekämen helle, grüne Blätter. — Aber Alles mahnt an den Winter. In mir ist alle Poesie wie erstorben. Ich kann mich nicht hinsetzen und arbeiten, ich habe keinen Begriff davon, was das heißt. Es muß Etwas innerlich in mir lebendig werden, und dann ist alle Arbeit nichts als Freude und Befriedigung — wenn ich aber noch so viel Noten schriebe ohne das, was Leben giebt, so hilft es nichts. Aber zum wahren Produciren brauche ich Anregung, es muß eine befördernde, lockende Luft um mich sein. Hier ist das Gegentheil. Ich habe hier in keiner

Weise ein Publikum, und wenn auch das Publikum, das ich in der Ferne habe, verstummt, keinen Theil mehr an mir nimmt, so erfrieren und erstarren alle Gedanken in Gemüth und Geist, noch ehe sie werden. Jeden Morgen fange ich guten Muthes wieder an — aber, wie kann ich's erzwingen? Das ist ja scheußlich! — nein — in keiner, keiner Weise lacht und glanzt mir hier ein Sonnenstrahl in innerlichen und äußerlichen Beziehungen. Kalt, fremd, isolirt stehe ich da — ohne Hoffnung auf eine günstige Entwicklung in irgend einer Weise. Alles schlägt fehl — ist fehlgeschlagen. — Meine Opernskizzen liegen da — aber in der ewigen Spannung, in der ich behufs der Weimarischen Affaire lebte, wo ich zugleich in mündlicher Mittheilung den nöthigen Anstoß zum Ergreifen des Rechten zu finden hoffte, — kennte ich ja nicht die freudige Ruhe des Gemüths finden, die man zu solch' einer Arbeit braucht. An solchen erregten Tagen, wie der heutige und wie fast alle, — lache ich mich selbst aus mit allen Plänen — verliere allen und jeden Muth — völlig nichtig erscheint mir dann all' mein Leben. Zur dramatischen Produktion gehört Leidenschaft und etwas Selbsttäuschung, als wenn etwa so ein Stück Schiller und Beethoven in einer Person wäre. — Wo man nicht Selbstgefühl — und sogar Selbstüberhebung hat — wird man nichts leisten. — Wie oft habe ich nicht in den letzten Wochen und Monaten geseufzt um einen frischen, belebenden Hauch in Kunst und Leben — nur einmal einen Sonnenstrahl; warum koste ich nur alles Bittere und Herbe des Lebens? — Doch heute will ich die Geburt unsres kleinen Lieblings dafür annehmen und Deine freundlichen, herzlichen Zeilen, mein Lieber. Ich hoffe, daß Deine Frau sich wohl befinden wird und daß sie in der schönen Weihnachtszeit schon wieder ganz den Freunden angehört — und der Kunst. Wenn nun der Taufstag ist und die Jahrestage der Oper und des Concerts — so gedenket mein — lieber Freund und liebe Freundin!

Ich musicire viel. Schöne Concerte haben wir unter Herbeck, der Euch in sehr hohem Andenken hält und gegen alle Leute voll ist Eures Lobes und Eures Ruhmes. Gestern dirigirte er die Manfredmusik, es war sehr schön. Der Tannhäuser wird sehr unvollkommen gegeben — keinen Vergleich gegen Lohengrin — in keiner Hinsicht. Die Ausstattung natürlich prächtig. Ich seh's aber kaum zum zweiten Mal. Mein Freund Porges hat übrigens allen sechs oder sieben Vorstellungen beigewohnt.

Es wird dunkel, ich schließe. Nochmals vielen Dank für Deine baldige Nachricht von diesem wichtigen Familienereigniß. Gott gebe Segen und

Gedeihen! Ich umarme Dich, mein geliebter Feodor und empfehle mich der lieben, guten Mutter Rosa mit aller alten Anhänglichkeit, und grüße die Kinder und meinen jüngsten Freund und Gönner,

den Ritter von Milde.

Euer Peter.

Heute noch einige Worte, da ich gestern den Brief liegen ließ. Ich ging Abends noch mit meinem lieben Fritz Porges durch die doppelt lebensvolle Stadt bis zum Kohlmarkt und holte mir das kleine Bild und dichtete noch bis um elf die wenigen Zeilen hinzu. Von allen Segenswünschen für Mutter und Kind begleitet und getränkt, sende ich heute die kleine Gabe zum Gruß mit.

Ich bin wieder froh. Ich werde auch heute und die nächsten Tage etwas Gutes componiren können. — Vorlesungen halte ich nicht. Als ich daran gehen wollte, merkte ich, wie schwach mein Wissen, d. h. mein poetisches Wissen besonders in Bezug auf Schumann noch ist. Wenn man über die Fis-moll-Sonate sprechen will, muß man doch das ganze Terrain kennen, worauf das Besondere gewachsen ist. Nun vertiefe ich mich in jene erste Zeit Schumann's, verliebe mich in ihn, vertiefe mich auch auf's Neue in Liszt und lerne ihn höher stellen als ich ihn je gestellt — was soll ich dem Plebs davon sagen. Abwarten — lernen — selbst schaffen — dann kann man vielleicht in reiferen Jahren einmal von Weisheit triefen. — Dann hergeben, jetzt noch vollpumpen. Ich kann kein Hanslick und Rellstab sein. Ich kann nichts aus mir machen und sein wollen; bin ich's einmal, so bin ich's von Gottes Gnaden. Ich bilde mich täglich und habe in Wien bereits Vieles gelernt — aber viel mehr innerlich erlebt. Ein Hauch und ein Strahl, — und es blüht meine zweite Oper von selbst auf, wie eine Blume — und Keiner wird mich dann wiedererkennen. Bis dahin bin ich Nichts und kann nur bitten, aber nicht fordern, daß mir meine liebsten Freunde treu bleiben. — Wie ich Manfred neulich hörte — war ich stolz, daß ich ein Musiker bin; ich hätte mich nicht gewundert, wenn dies Lumpenvolk umher mich angebetet hätte.

Mein Lieber! leb wohl! Schreibe mir genau Tag und Geburtsstunde. — Wann ist Dein Geburtstag? Vergiß nicht, mir das zu sagen. Liebster, bester Feodor! Ich küsse Dich herzlich, mein Guter, Glücklicher! Gott sei mit Dir und der lieben Rosa und allen Kindern.

Dein Cornelius.

Das Kindlein schläft.

Du Strahl des jungen Tages, nicht zu helle!
Und wehet leiser, zarte Morgenwinde!
Ihr Buschesblätter, neiget euch gelinde,
Kos't nicht zu lärmend mit des Aethers Welle!

Zieht, Wolken, sacht vorüber dieser Stelle!
Und daß an jenes Tempels Mauerrinde
Sich nur kein Steinchen aus den Fugen winde
Und auf dem Rasenbett zu laut zerschelle!

Die Blumen kaum zu athmen sich getrauen,
Die Mutter selber zähmt des Herzens Schlagen,
Johannes hält den Odem an im Schauen.

Das Kindlein schläft ... Zerfall'ne Tempel ragen ...
Das Kindlein will viel neue Tempel bauen,
Von Menschen in der stillen Brust getragen.

Wien, 12. Dec. 59. P. C.*)

18. Jan. 60.

Bitte an den Frühling.**)

Lenz! noch eh' dein Kommen
Alle Welt erfreut,
Zeige deinen Frommen
Deine Macht schon heut!

Lenz, dem wir vertrauen,
Laß uns eine That,
Uns ein Wunder schauen,
Eh' du noch genaht!

Laß voraus dir eilen
Lüfte süß und lau,
Völlig uns zu heilen
Unsre liebe Frau!

Eh' dein Hauch vom Lande
Löst das starre Joch,
Nimm von ihr die Bande
Aller Schmerzen doch!

*) Das Gedicht ist auf die Rückseite einer Photographie der Raphael'schen Madonna mit dem Schleier geschrieben.

**) Die folgenden fünf Gedichte entstanden während des mehrmonatlichen Aufenthaltes von Peter Cornelius in Weimar. Er traf seine Freundin Rosa von Milde noch leidend an.

Eh' noch aufgegangen
Alle Knospen grün,
Laß auf ihren Wangen
Deine Rosen blüh'n.

Eh' noch Lerchenlieder
Tönen süßen Klangs,
Gieb, o gieb ihr wieder
Fülle des Gesangs!

Eh' du dich uns zeigtest,
Schaff' dein Bild in ihr,
Daß du froh dich neigtest
Vor der eignen Zier!

Dann in deiner Krone,
Dann in deiner Pracht,
Komm', und schau zum Lohne,
Was du schön vollbracht!

Komm'! und von uns Allen
Werde Lob dir kund,
Und von Nachtigallen
Und vom schönsten Mund.

Wie haben gute Geister
Mit Gaben dich bedacht,
Wie hat dich Gott, der Meister,
So überreich gemacht:

Daß du die Welt mit Tönen,
Dein Haus durch Liebe weihst
Und mir den Muth zum Schönen
Durch einen Hauch verleihst.

Sonntag, 8. Jan. 60.

An Rosa von Milde.

6. Februar 1860.

Wie der Forscher auch hoch die Kunst des Griechen uns preise,
Seiner mimischen Kunst fehlte das Höchste — das Weib.
Reicher krönt uns die Zeit, sie gönnt auf den Schranken der Bühne
Unserem Schauen den Reiz, tieferen Reiz dem Gemüth.
Seht! das Weib tritt hervor; entrückt dem häuslichen Walten,
Zeigt in des Dichters Gebild kühn sie das innerste Selbst.
Einend sittlichen Ernst mit Kunst und Weihe der Grazien,
Wirkt sie im lauschenden Volk Wunder des Schönen, des Heils.

Prieſterin heißt ſie mit Recht, die zwiefach Flammen behütet:
Keuſche Flammen des Herds, lodernde Flammen der Kunſt.
Als von neidiſchem Leid und ſeligem Schmerz du geneſen
Geſtern nach Monden zuerſt tratſt in den magiſchen Kreis,
Flog dir Blumengewind, flog Beifall dir rauſchend entgegen,
Denn was dein Dichter dir ſingt, fühlte die grüßende Schaar.
Leb' und wirke nun neu! es bleibe der Welt dein Gedenken
Rein, wie der Ton, den du ſingſt, hoch, wie der Sinn, den du hegſt.

P. C.

Mit einem Veilchenſtrauße
perſönlich überbracht zum Geburtstage von Feodor von Milde.

An Feodor und Roſa.

13. April 1860.

Die Veilchenzeit und die Roſenzeit
Hat Euch Beiden das Licht gegeben,
Und ſo ziert Euch in Kunſt und Leben
Schönheit und Beſcheidenheit.
Und ſo blüht in Seligkeit,
Wie die Tage auch entſchweben,
Immer jung in Eurem Streben
Die Veilchenzeit und die Roſenzeit.

Daß eines Herzens Seligkeit
Abhängt von Eiſenwagen,
Die Luſt und Schmerz ihm gleich bereit
Auf erznen Pfaden tragen!

Wie ſah ich nur die Eiſenbahn
Und müßte nicht erbleichen!
Mich ſtarren ſchwarze Striche an,
Immenſe Trennungszeichen!

Das Feuerroß iſt mir ein Graus
Mit ſeiner wolk'gen Mähne:
Sein ſchrilles Wiehern pfeift mich aus,
Mich Narren und meine Pläne.

Sein Schnauben raubt mir allen Muth,
Sein Ziſchen und ſein Pochen,
Denn ach, ich ſeh die größte Gluth
Nur Dampf und Waſſer kochen!

Geſpenſt'ſche Telegraphenſchrift!
Da zuckt im Drahtgewirre
Vielleicht ein Blitz ſchon, der mich trifft
Und läuft gewiß nicht irre.

Doch wie muß erſt mit Ungeſtüm
Das bange Herz mir ſchlagen,
Seh ich ein Briefpoſtungethüm
Mit ſeinem rothen Kragen!

O Poſtmenſch! angeſtellte Sphinx!
Ich ſeh dich nur mit Grauen;
Du reichſt das Glück nach Rechts und Links
Mit deinen Schickſalsklauen.

Nach Rechts und Links das große Loos,
Erhörte Liebesbitten,
Doch mir, mit Pech geſiegelt blos
Die Hiobspoſt inmitten.

Wien, 22. Juni 1860.
Wien, 25. Juni 1860.

So heißen die beiden Daten, der eine, an dem ich ſchreiben wollte, der andere, an dem ich's thue. Vivat, Lebehoch, heute zum 25. Juni, liebe Freundin. Ich habe die Feier doppelt begangen. Erſtens, indem ich heute erſt meine nachgeſchickten Sachen aus Weimar bekam und darunter Ihr und Feodor's Portrait, welche nun bald eingerahmt in meiner Stube prangen ſollen. Zweitens, indem ich die vierte Scene meines erſten Aktes

vollendete, an welcher ich ſeit Freitag arbeitete, heute aber von neun bis jetzt um vier die größere Hälfte. Wenn ich morgen einen guten Tag habe, ſo kann der erſte Akt fertig werden, vielleicht aber auch erſt am Mittwoch, ganz gewiß aber bis zu meinem Namenstag, den 29., doch ſoll dieſer hoffentlich ſchon die erſten Scenen des zweiten Aktes begrüßen. So iſt doch nun wieder eine ſchöne Zeit gekommen, und ich habe ſchon wonnige Stunden in dieſer Einſamkeit des Praters und meiner Stube verlebt. Freilich kommen dann auch wieder trocknere Momente, wo Alles öde und farblos erſcheint. Aber man muß ſich nicht irren laſſen und nur am Arbeiten bleiben. Dann ſteht's einmal da, ändern läßt ſich immer noch. 231 Zeilen Text ſind heute fertig. Viel? Was? Ende Juli, wenn ich geſund bleibe, iſt mein Libretto fertig, und ich habe dann noch den ſchönen Auguſt und September, ja den milden Oktober zum Feſtſtellen der muſikaliſchen Hauptmomente. Liebe Roſa! die Ximene wird, glaube ich, eine herrliche große Parthie; ſchon der erſte Akt iſt reich an ſchönen Momenten. Mit dem Cid bin ich weniger zufrieden. Doch, was kann's helfen, ein Held kann einmal keine Bäume ausreißen und Felſen ſpalten auf der Bühne; er muß halt ein Menſch ſein und Bariton ſingen, ſo gut wie andere Leute — und ſchrecklich verliebt wird das arme Vieh ſein. — Ich habe mich auch in Dresden und Prag gar nicht aufgehalten, aus Angſt, noch zuviel Zeit zu verbringen, ehe ich anfinge. An Liſzt ſchreibe ich, ſowie ich mit meinem erſten Akt fertig bin. Ich ſpiele auch täglich einige Stunden Clavier, die Waldſcenen von Schumann, Liſzt's Ekloge und Gewitter, Präludien von Chopin. In Weimar kommt man doch nicht zum Muſiciren. Wenn ich meine Sachen auspacke, ſpiele ich auch den Dante von Liſzt mir ein. —

Geſehen habe ich hier auch noch gar Niemand. Ich mache erſt meine paar Beſuche, wenn ich den erſten Akt (alſo etwa 350 Zeilen!) fertig habe — dann ſehe ich die Leute ſchon ſo mehr aus der Höhe meiner poetiſchen Göttlichkeit an; früher iſt mir's, als ob ſie mich hinauswerfen ſollten. Nur meine verſchiedenen Stämme Aſer, Ruben und Levi habe ich geſehen, und vor Allen Benjamin, mein treuer Porges, wirklich ein guter, lieber Menſch, der inſofern in der That am Cid mitarbeitet, als er einen ahnungswürdigen Enthuſiasmus für dies große Werk hat. Gott laſſe Benjamin nicht im Stich!

Soviel für heute, meine Liebe, Gute! Jedenfalls wünſche ich Ihnen zum Geburtstag vor Allem gute Geſundheit und ſoviel Jahre, als die Baſe

Centifolie Blätter hat. Grüßen Sie die Kinder und Feodor herzlich. Bald schreibe ich Ihnen Beſſres und Mehreres vom 2. Akt.

Seien Sie immer gut und freundlich

Ihrem Cornelius.

Wien, den 1. Auguſt 1860.

Meine liebe, hochverehrte Freundin!

Soeben, und es iſt ein guter Monatanfang, erhalte ich Ihren zweiten Brief. Mein Gott, das war eine gerechte Strafe, für mein langes Schweigen ſolche feurige Kohlen auf mein Haupt zu ſammeln, die mich aber nun auch mitten in der Arbeit keinen Augenblick ruhen laſſen, Ihnen, meine Liebe, Gute, zu danken mit den innigſten, freundſchaftlichſten Worten. Gleich, gleich wollte ich Ihnen antworten — aber der Brief traf mitten in die Entwicklung des zweiten Aktes, die mir viel Sorge machte. Als dieſer, glücklich hoff' ich, beendet war, wollt' ich wieder ſchreiben — aber da kamen ſchlimme Tage, welche die Stimmung verdarben, mich in unglückſeliger Verdatterung wie den Ochſen am Berge vor dem dritten Akt ſtehen ließen. Heute aber trifft mich Ihr Brief ſchon in der letzten Hälfte des dritten Aktes und wahrlich — wenn etwas mich zu krönendem Gelingen anſpornen kann, ſo ſind es die Worte dieſer guten Roſa! Daß es Ihnen dort im gleichgiltigen Gewühl manchmal unbehaglich iſt, wie genau verſtehe ich das — ich höre Sie — ſpreche mit Ihnen! Sehen Sie — Deſſauer und ſein zweiter Akt — mehr brauchen Sie gar nicht zu ſagen! Wie dabei einem guten weimariſchen Herzen zu Muthe iſt, das wiſſen wir Beide. Sie ſagen, ich darf kein Anachoret werden, o wie wahr — aber ſo lange ich ſchaffe, muß ich es ſein; wenn ich nicht von Roſen umblüht ſein kann — warum es mit bloßen Dornen aufnehmen? Deſſauer wollte ich ſchon voriges Jahr aufſuchen — denn ich kenn' ihn von Weimar — er iſt gar kein Menſchenfreſſer. Aber lieber Gott — all dies mattherzige, knochenloſe Weſen — ſagen Sie ſelbſt, iſt es denn nicht zum Davonlaufen? Relationen! ja! recht ſchon — aber nur nicht in der Nähe betrachten — die Grammatik der Sprache, in der alle dieſe Leute reden, iſt ganz unintereſſant und für unſereins ſo ſchwer. — Ich lerne Böhmiſch und Ungariſch. Sie ſagen, ich ſoll Sie mein Geſicht ſehen laſſen. Wie recht haben Sie! Ihre lieben Zeilen ſind mir wie ein Beſuch — ſchreibe ich

denn auch so, wie ich aussehe? Ach, dann ist's nicht schön — aber wahr und jedes Wort, wenn auch flüchtig — doch mit dem Willen geschrieben, lesbar und verständlich zu sein. Als Sie mir schrieben, war ich fleißig am dritten Akt — war im Augarten, wo ich fast täglich träume oder arbeite, vielleicht Beides und diesmal sehr vergnügt; bin sehr an dies liebe Volk von Kastanien, Linden und Gesträuch attachirt. — Täglich dachte ich Ihnen die Nachricht des vollendeten Libretto geben zu können — deshalb zögerte ich. So nehmen Sie dieselbe heute praenumerando, da mein nächster Brief Sie doch wohl erst in Weimar wieder trifft. Ob Ihnen nur die Kur auch recht hilft oder besser: helfen wird? Hoffen wir's, mit aller Freude und gutem Herzen! — Ja, fertig bin ich — heute Nachmittag noch werde ich glänzend weiterarbeiten, Sie legen mir ja selbst die Worte in den Mund, gute Rosa! Dann werde ich am 3. August fertig sein — ich fürchte den Freitag nicht — hab' auch an einem Freitag, 13. Juni, dem Geburtstag meines seligen Vaters, die ersten Worte nieder geschrieben; an einem Freitag das Barbier-Libretto beendet und am selben Abend die Melodie gefunden: „Komm Deine Blumen zu begießen." — Nun, die Ximene ist freilich die Hauptparthie — aber ich denke, es ist auch eine und glaube, daß die Worte, die ich Ihnen in den Rubin schrieb, in Erfüllung gegangen sind.*) Mein Himmel, wenn's nur wahr ist und ich mich nicht täusche, so sollen es krönende Parthien für Sie und Feodor, für das holde Paar, werden.

Es lebe die geheilte Leber —, und Feodor, leb' er! und lob' er meine Feder, dieser Feodor Campeodor. (Völlig Saphir!) Wenn nur sonst ein Schatten von Genie in mir ist, der ein Gegenstand in der Rumpelkammer des grauen Mannes, der Nachwelt, sein kann, und möge dieser mein „Schatten nie geringer sein" — mein Leben ist schon danach und unterliegt allen elendigsten Schwierigkeiten, die man sich von dergleichen Leuten, die kleinere oder größere Schatten werfen, erzählt. Doch wohin verschwindet das Alles, wenn man Briefe aus Carlsbad bekommt — und

*) In das am 17. April 1860 von Peter Cornelius geschenkte Exemplar des Rubin von Hebbel schrieb er die Widmung:

An Rosa.

Den Rubin geb' ich weg! werd' ich es dichtend erleben,
Daß eine Frauengestalt mich statt des Steines entzückt?
Gieb du dem Dichtergebild dann Leben! Deine Berührung
Wandl' es auf's Neu zu Rubin im Diademe der Kunst.

Fähnchen auf dem Wohnhaus. Sie sagen, Sie haben ein unwandelbares Wohlwollen für mich! Das erhalte Ihnen Gott — recht treu und fest — dann ist es eine bleibende schöne Zierde meines Lebens. Denken Sie, daß Gustav Heckenast im Herbst meine ausgewählten Gedichte herausgiebt! — Haben Sie eine Einwendung oder ein Bedenken — so bitte, schreiben Sie mir's bald und sagen Sie, was Sie nicht gedruckt haben wollen. Seien Sie aber nicht zu streng — ich werde allen Befehlen gehorchen.*)

Heckenast hat mir sehr freundlich und lobend geschrieben und wird eine sehr schöne Ausgabe veranstalten. Sie erscheint bald nach dem Buch von Liszt, das über halb gedruckt ist und mit dessen Bearbeitung von mir Heckenast sehr einverstanden ist. Meine hiesigen Bekannten sind verreist. Fritz Porges in Prag, Eduard Liszt im Gebirge. — Ach, die Altenburg! Ich habe keine Briefe von dort, weiß nichts — Nichts. Aber es ist Alles schlimm. Glauben Sie mir, die Fürstin wird in Rom bleiben. Es war eine Trennung. Sie ist ein großes, unglückliches Herz. Wohl mir, daß ich hier bin. Liszt schreibt mir nicht. Ach, mein Gott! Ich zögere jetzt mit dem Schluß — als ob ich nicht von Ihnen weg wollte. Von Weimar habe ich nur einen Brief — vom guten Köhler. Sonst nichts. Sie haben gute Nachricht von zu Haus? Wie oft denke ich dorthin, an alle! — Eingerahmt seid Ihr noch nicht, werdet's aber bald. Ich habe auch eine Photographie von Catinelli vor seinem Pistolenduell und von meiner armen Schwägerin bekommen. Auch die Lithographie von der Altenburg lasse ich einrahmen. Ewig denkwürdiges Haus!

Nun nehme ich denn Abschied, meine gute Freundin, mit vielen freundlichen Grüßen an Feodor, wenn er bald zu Ihnen kommt. Gott gebe besseres Wetter zur Heimreise. Sehen Sie in Dresden alle die schönen Bilder — die drei Schwestern, die Mittelste, sie ist hier auch als Madonna von Tizian! Ich bin bis jetzt nur einmal auf Belvedere und sonst nirgend gewesen. Erst nach vollendetem Cid mache ich einige — aber sehr wenige Besuche. Melodien geben mir die Leute doch nicht — die such' ich dort, wo ich einliegende Blumen gepflückt — im Prater. Meine innig verehrte Rosa! Gott gebe Ihnen alles Gute und Schöne! Nehmen Sie mit den paar krausen bunten Zeilen vorlieb. Giebt Ihr heutiger Brief mir den Schluß, so geb' mir der nächste die schönste Melodie — denn die liebe Rosa giebt Melodien, das weiß sie. Mit allen guten Wünschen

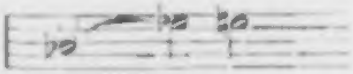
Ihr Cornelius.

*) Kamen erst 61 heraus.

December 60.

Liebe Roſa!

Ich dachte geſtern lebhaft an Sie, als ich einen Akt von Euryanthe hörte. Ich hatte mich ſo recht drauf gefreut, wollte den Abend ganz in Genuß und ſchöner Muſik zubringen — nahm die vollſte Naivetät und den reinſten Willen mit, Alles ſchön und herrlich zu finden — wurde aber ſehr getäuſcht. Ich kann mir nicht helfen, es macht mir dort Alles den Eindruck einer koloſſalen Spieluhr mit den beſten Federn und ſchönſten Pfeifen; von der erſten Note der Ouverture ſpielten ſie Alles in einer hölzernen Taktmäßigkeit herunter. Ich erinnerte mich ſo lebhaft, wie Liſzt in einer Probe den erſten ſchönen Chor und die Polonaiſe einſtudirt hatte. Wie unanſtändig ſangen hier dieſe Hofdamen — und der ſchöne Reigen in G-dur oder ich glaube Es-dur wurde ganz weggelaſſen. Von den Soloſängern iſt die Frau Duſtmann entſchieden die beſte, aber ſie iſt dennoch Naturaliſtin und ſchwebt jeden Augenblick am Abgrund des Unkünſtleriſchen. Sie hat reizende Töne in der Mittellage,



aber denken Sie, daß ſie, ob aus Schwäche oder willentlich, das G in der Cadenz „mein Adolar" fürchterlich tremolirte, ein förmliches piano martellato, welches an dieſer Stelle ſo undeutſch wie nur etwas klingt. Auch ſingt ſie das D-dur-Finale in der beliebten naturaliſtiſchen Manier, vom zweiten

Ton an gelacht und dann gewiſchte Noten bis zum A. Aber im Duett mit Eglantine ſang ſie manches ſehr ſchön, ich habe ſie überhaupt gern, beſonders im zweiten Akt der Elſa; wie denn überhaupt Lohengrin die beſte Leiſtung hier zu ſein ſcheint. Im Schluß des Duetts riskirte ſie auch das Cis, es gab aber mit der Chillagh ihrem A einen ſehr unſchönen, ſchreienden Klang, und man hatte ein Gefühl wie bei Renz, wenn Frau Delevanti glücklich wieder von der Aſcenſion auf dem Telegraphendraht herunter iſt. — Die Chillagh, die im Fidelio, wie ich Ihnen damals ſchrieb, mir ſehr mißfallt, dagegen die Gertrud brillant ſang, hatte als Eglantine gegen eine,

wie es scheint, halb verlorene, unschöne Stimme zu kämpfen. Beck wollte den großen dramatischen Künstler herausbeißen und sang alles Ironische und Höhnische so süß und lieblich! Ander hat eine sympathische Stimme, bezaubernde Höhe, singt aber doch auch keinen Ton ohne Manier, Gaumenansatz, ꝛc. Der König sang am elegantesten und besten; wenn ich nicht irre, war es Mayerhofer. — Neben dem genirt mich die Musik selber, dieser peinliche Kampf zwischen Musikmacherei und ernstem dramatischem Styl. Welch' ein Glück, sagte ich mir dann jedesmal, daß der Lohengrin da ist. Damit hat Wagner das Unglaubliche geleistet und muß für alle Zeiten ein großer, bedeutender Name bleiben. Wenn die Oper fortbestehen und nicht auf die jetzige Stufe des Ballets herabsinken soll, kann nur mit der strengsten Consequenz auf diesem Wege etwas werden. Aber ganz andre Künstler! Rosa und Feodor, ich bleibe dabei, Ihr habt doch in Vielem ein Vorbild gegeben, wie die Künstler für die Oper beschaffen sein müssen. Ich sagte zu Porges, der bei mir war, während des Finale: wenn Du wüßtest, wie das die Milde singt! — Es war furchtbar heiß auf dem 5. Stock (25 Kr.) ich hatte genug; ich brauche das Körperliche nicht, wenn es mir nicht so durchgeistigt gegeben wird, daß ich mit Wonne daraus lerne; sonst denke ich mir die Musik lieber und bleibe zu Hause!

Liebe Rosa! Ich weiß nicht, wie ich dazu kam, Ihnen diese wenigen Worte zu schreiben; ich hatte mir es keine Minute vorher vorgenommen. Nehmen Sie denn mit dieser kurzen Geistererscheinung Ihres treuen Verehrers an hellem Tag vorlieb, grüßen Sie Feodor und die Kinder herzlich. Seit Tagen laborire ich an einer Stelle der Ximene, die ich noch im ersten Akt brauche, ehe ich das Ganze aufschreiben kann. Der Marsch, mit dem die Ximene auftritt, findet überall großen Anklang.

Behüte Sie Gott, meine verehrte Freundin!

Ihr ergebener Cornelius.

Von Berlioz hatte ich Ende November einen liebenswürdigen Brief. Tausig hat sein erstes Liszt-Concert mit erstaunlicher Kraft und Ausdauer in Spiel und Direktion durchgeführt und, was die Hauptsache ist, trotz der widerhaarigen Kritik — die Musiker des Orchesters begeistert.

Wien, 3. Januar 61.

Liebe, verehrte Freundin!

Heute erst komme ich dazu, Ihnen für den schönen Brief zu danken. Am Geburtstagsmorgen kam er an und lag traulich bei dem Schreiben

von Köhler; sie hatten die Reise von Weimar zugleich gemacht. So bildeten die beiden Briefe mit einem Strauße von meiner Wirthstochter, der guten Marie, die Zierden meines Geburtstagstisches. Mit der Zeit fanden sich noch andre Dinge ein. Doch war es schön von den Beiden gewesen, daß sie sich zuerst und so früh eingefunden hatten. Und wunderlich, es waren zuerst die Beiden, denen meine beiden dichterischen Kundgebungen gewidmet waren, ein Sonettenkranz und ein Liederstrauß! Eine unvergeßlich theure Freundin und ein zärtlich geliebter Freund — Rein — held — Rosa! Als wollten sie mich aufmuntern, mich immer mehr zu dem Dichter aufzuschwingen, der ich sein kann; die Form zu finden, in der ich mein Eigenthümliches am innigsten, am ungetrübtesten geben kann und muß. Wenn ich ein Werk vollenden könnte, in dem ich den Kampf der „zwei Naturen" in mir plastisch und innerlich wiederzugeben vermöchte — wie froh wollte ich sterben. Wie oft treten ähnliche Pläne, wie liebevolle Gespenster, die beschworen sein möchten, in eine unheimliche, süße Nähe zu mir! Wie oft redet es in mir, daß ich eigentlich eine sociale Mission in mir habe, plötzlich mit einem unendlichen Aufschrei nach Liebe und geistiger Schönheit die Menschen in einer Sprache anzurufen, die Hoch und Nieder, Jeder, Alle verstehen müßten.

Unterdeß redet auch schon der Cid, redet Ximene, wenn auch noch nicht ihr Bestes — denn ich benachrichtige Sie erst in einigen Wochen von der Vollendung des ersten Aktes. Zum zweiten muß ich die Welt weit hinter mir zurücklassen. — Meine Freunde finden, was mich freut, gleich im ersten Chor den vollen, charakteristischen Ausdruck — durch den sie sich alsbald in einen besondern historischen Rahmen versetzt zu fühlen meinen. Die Parthie des Cid, glaube ich, wird nun auch bedeutender, als ich anfangs dachte. Seine Tonart ist Es-dur, die heroische, und ich habe ihm ein schönes stolz-verhaltenes, schmerzliches Es-moll gegeben, aus dem sein Heldenthema mit einem großen, mannlichen Stolze hervorbricht, wenn er sich vor dem König gegen Ximene verantwortet.

Der erste Akt hat die Haupttonart Fis-dur — mit Ximenens Klage in Cis-moll, dem Quartett beim Auftreten des Cid in Es-moll. Sein Thema, der Volkszuruf, Es-dur. — Der Bischof, Baß, hat die sechste Kirchtonart — F-dur — die Boten, Fis-moll. Der zweite Akt ist H-dur und moll mit den mannichfaltigsten Abweichungen, mit Ximenens Liebesmelodie schließend, von der Alles bedingt ist.

Der dritte Akt hat die Cid-Tonart Es-dur. Ximenens Traum als Opernſchluß hat als Muſikſtück nichts Verwandtſchaftliches mit beſtehenden Dingen, bildet auch den Schluß der Ouvertüre. — In dieſe Welt ernſter Schatten, denen ich heißes Blut einzuhauchen verſuche, ſpielen oft wunderlich verworrne Streiflichter von luſtigen Sonnen, die noch fern am Himmel tanzen. Dann ſummt es von ſolchen Dingen in mir, wo ich die Lied- und Tanzweiſe auf dem Grund eines innig heitren Gegenſtandes mit freiem, phantaſtiſchen Humor entfalten würde. Wenn mir der Cid nur in einem größeren Kreis den Glauben an mich, die geſteigerte Forderung an mein Talent erwecken könnte, ſo würde man vielleicht einſt erkennen, daß ich ein höchſt loyaler Weimaraner bin, der, auf wunderlichen Wegen geführt, alte und neue Traditionen dieſes Weltwinkels wie kaum ein andrer zu lebensfähigen Produktionen innerlich zu verwerthen wußte.

Nach Ihrem und Reinhold's Brief kamen noch andre Zeichen der Liebe; ja, zwei Aequivalente, von meinem Wilhelm, der immer trauert, ſeit wir in Ihrem Garten jenes weiße Wölkchen zerfließen ſahen und Sie mir die weißen Veilchen gaben — die ich wohl noch habe; und von der ewig treuen Suſanne. Beide ſchickten mir viele Gulden und Thaler, und ich lief einen ganzen Morgen lang herum, kaufte mir „Auflöſung", „Du liebſt mich nicht" und „Todtengräberlied", „Waldesrauſchen" ꝛc. von Schubert, Gérard de Nérvals Werke, Hebbels Genoſeva, Tom Jones von Fielding, Arnim's Novellen, Liſzt's Wiener Soiréen, Wagner's Portrait, Schumann's Kreisleriana ꝛc.

Ich brauche Ihnen nur die Namen Anderſon und Tauſig zu nennen, um eine Summe wunderlicher Erfahrungen ſchweigend zu übergehen. Da heißt's, wieder einmal zuſammen kommen und — klatſchen! — Ich bleibe dem guten, großen Liſzt treu zeitlebens.

Ich freue mich, daß Hemſen bei Ihnen war. — Die Anderſon ſagte mir, daß Liſzt immer außer ſich war dieſen Winter über Ihre Schönheit und Ihre Stimme. Wir lieben Juden denken immer nur an unſren Newwes, und ich denke alſo gleich, das iſt Waſſer auf meine Mühle und Feuer auf meine Ximene. Zu meinem zweiten Akt bitte ich mir manchmal ein kleines Briefchen aus. Ich komme mit der fertigen Clavierſtimme zum Künſtlerfeſt, ſchreibe alle Parthien ſelbſt aus, hinterlaſſe ſie dort zum Studiren und komme bei einbrechender Saiſon mit der inſtrumentirten Partitur, die ich in Dortmund bei meiner Mutter ſchreiben will, wenn ſie Gott mir leben läßt. Feodor ſoll fleißig Auſtern eſſen, das iſt gut für die

Stimme. Uebrigens geh ich nie über das F hinaus. Ximene dagegen liegt etwas hoch. — Wagners Triſtan, wie wundervoll! Den erſten Akt hab' ich inne. Das andre muß ich verſchieben, kenn' es aber beiläufig.

Liebe Roſa, glauben Sie mir, ich behalte immer das unveränderte Herz für Sie. Haben Sie Dank für Ihre Güte und Treue

von Ihrem Cornelius.

Dienstag, 8. Januar 61.

Meine liebe Freundin!

Bis heute ließ ich das Zettelchen ſo liegen. Indeß wurde am Sonntag mein „Tod des Verräthers" in einer neuen Wiener Verſion bei Haslinger geſungen, von den Herren Gunz, Förchtgott und Hölzel. Letzterer beſonders mit einem wirklich koſtbaren tragi-komiſchen Vortrag (mein Gott! hätte der den Barbier geſungen!) half der Sache glänzend durch, die als ein gelungener Witz begrüßt und beklatſcht wurde. Man rief die Sänger, und dieſe nahmen auch mich in's Schlepptau oder vielmehr Haslinger mich an der Hand. So wurde ich doch im Ganzen bei meiner erſten hieſigen Kundgebung freundlich aufgenommen und danke auch dies wieder Liſzt, der es bei ſeinem Hierſein veranlaßte. Grüßen Sie ihn und erzählen Sie ihm; beſonders aber, daß mich am meiſten die Umarbeitung des kleinen Stückes freut, das viel mehr Abrundung und einen bei weitem packenderen Schluß bekommen hat. Das iſt ein kleines Vorſpiel zur Umarbeitung des Barbier — die eben, ich bleibe dabei, nicht verfrüht und im vollſten Humor angegriffen werden muß. Ich lerne viel bei Hebbel. Es war ſehr gut, daß ich nach Wien ging! Nicolai ſagte zu mir: Stürzen Sie ſich in die Welt! — Ob ich's befolge? — Ob ich aber dabei auch treu bin und dankbar meinem ewig geliebten Liſzt? Meiner glühend verehrten Roſa? Meinem alten Feodor und Allen, die es ſo gut mit mir meinen? Gewiß! ich bin's. — Herbeck läßt Sie beide herzlich grüßen. Liebe Freundin, bleiben Sie mir treu! Ich küſſe Ihnen vielmals die Hand.

Ihr treu ergebener

Cornelius.

Wien, 17. Februar 1861.

Liebe, herzlich verehrte Rosa!

Ihr zwölfter Brief kam grade als Lohn für die Tags zuvor vollbrachte Beendigung meines ersten Aktes an. Ich antwortete Ihnen sogleich zwei Stunden lang in Gedanken darauf und war sehr entzückt über Ihre Liebenswürdigkeit und das getreue Andenken, welches Sie mir bewahren. Ich freue mich jetzt schon wieder über Ihren nächsten Brief. — Der letzte enthielt auch manches Verstimmende, — über unsern Freund. Sie haben recht, wenn Sie sagen, es ist gut, daß ich nicht dort bin. Das fühlte ich ja schon während meines Aufenthaltes. Doch steht mir kein Urtheil über diese Dinge zu. O bleiben Sie mir doch nur gut! Wie froh bin ich, daß Sie mir ein so theilnehmendes Herz bewahren. Es gehört zum Liebsten, was ich habe, zu wissen, daß Sie mir eine gute Freundin bleiben. Heute schreibe ich Ihnen nur wenig, um Sie auf die lieben Zeilen nicht zu lang ohne Nachricht zu lassen. Ehe ich den zweiten Akt beginne, nehmen mich einige Nebenarbeiten in Anspruch. Ein musikalisches Gedicht für Tausig (doch bleibe dies ganz unter uns); ein analysirender Bericht über ein Streichquartett von einem gewissen Carl Goldmark, geborner Ungar, Geiger, Jude — der ein ausgesprochenes Talent ist. Dann der zweite und dritte Akt von Tristan. Nach diesen drei Dingen erst, also wohl gegen Mitte März komme ich an den zweiten Akt und hoffe von einem frühen Lenz unterstützt zu sein. Auch bitte, schreiben Sie mir manchmal um diese Zeit.

Tausig bewahrt Ihnen ein sehr gutes Andenken.

Und Sie haben in Leipzig gesungen. Das lese ich immer aus der Brendel'schen. Feodor soll, wie mir Köhler schreibt, damals in Heyse's Stück vortrefflich gespielt haben. Grüßen Sie Feodor.

Seien Sie nicht bös, daß ich so elend wenig schreibe, aber es kommt von Herzen und gilt für Vieles. Ich schreibe Ihnen aber auch gewiß recht bald wieder. Mit welchem Vergnügen habe ich in diesen Tagen Tom Jones von Fielding beendet, welch ein sympathischer Geist ist mir dieser! Aber ich recommandire es Ihnen nicht, damit Sie mir's nicht übel nehmen. Auch müßte die Uebersetzung eine sehr gute sein; doch wird wohl eine solche existiren. Welcher Stolz, welche Bescheidenheit ist in seinem letzten Wort an den Leser, 18. Buch, erstes Capitel, nachdem er von Leuten sprach, die gehässig gegen ihn geschrieben: „Alle diese Werke jedoch, ich bin es ganz

überzeugt, werden todt sein, lange bevor diese Blätter, mein Leser, sich Deiner Kenntnißnahme darbieten; denn wie kurz auch die Zeit meines eignen Wirkens sein mag, mein Werk wird höchst wahrscheinlich den gebrechlichen Autor selber und die schwächlichen Erzeugnisse seiner schmähenden Zeitgenossen überleben." Meine liebe, hochverehrte Rosa, ich bin von ganzem Herzen

Ihr treu dankbarer Freund

Peter Cornelius.

Wien, 12. April 61, Abends 7½ Uhr.

Mein lieber, guter Milde!

Dir und Lassen herzliche Grüße und Glückwünsche zu Eurem Doppel-Geburtstag, an den ich schon Monate lang öfter vorher gedacht habe. Voriges Jahr traf er in die wunderliche Frauenlob-Zeit, wo ich Frau W. mit dem Strauß für Lassen begegnete und fragte, wie es denn zu Hause geht, ob „Er" wird singen können und ich Dir meine Veilchen und meinen Vers brachte. Wäre ich da, so wollte ich Dir aus Freude wieder einen machen, obgleich ich seit Herausgabe meiner „graziös frohmuthigen" Lieder die lyrische Krankheit, wie es scheint, glücklich überstanden habe, denn so was kommt ja gar nicht mehr vor. Uebrigens will ich, was diese Lieder betrifft, nächstens, wenn ich einmal sehr viel Geld habe, mehrere Unterlassungssünden gut machen und mein kleines Buch Lieder in zwölf Exemplaren nach Weimar senden, wo sie zur Zeit noch sehr wenig Verbreitung gefunden haben. Auch hier muß ich sie verschenken, denn — kosen duht sich so was ja keuer nich!

Ich bin heute und eigentlich meistens recht munter! Wien schlägt mir sehr gut an; ich thue hier alle überflüssige Sentimentalität von mir ab, glaub' ich. Es gefällt mir immer so gut hier, wie seit dem ersten Tag; ich liebe die Stadt und erlebe ja auch hier mehr Gutes als Schlimmes bis jetzt. Hier will ich recht gern bleiben und einmal begraben sein, wenn's so sein soll, ich habe keine Wandersehnsucht mehr. Es ist doch ein schöner Fleck im lieben Deutschland, dies Wien. Nach Paris zieht's mich gar nicht mehr. Höchstens nach Rom, überhaupt Italien. Nun, wenn die Verhältnisse einigermaßen in's Grünen kommen, so werd ich bald einmal Venedig aufsuchen und die Werke meiner Lieblinge. Doch muß das nicht sein! Auf der hiesigen Galerie sind sie reich vertreten, und ich bin zu-

frieden, wenn ich auch im Leben nicht über die Alpen komme. Diesen Sommer werde ich wohl Salzburg und das Salzkammergut sehen. Ich bin schon jetzt dorthin eingeladen von einer Familie, die mir gut ist, Dr. Standhartner, wo er und die Frau, sowie die Kinder, auch schon große Söhne, mir sehr gewogen sind. Derselbe hat mir auch jetzt eine gute Theoriestunde bei dem Fürsten Rudolph v. Lichtenstein verschafft, die ich wirklich mit Vergnügen gebe, weil er ein ganz lieber, guter Mensch ist, junger Ehemann; das zweite Kind mit dem Theorielehrer zugleich erschienen. Er sagte mir heute, daß er mich auch einer sehr liebenswürdigen Gräfin empfohlen habe, die eine Hofdame der Erzherzogin Sophie ist, die sehr gern Stunden nehmen will, nur jetzt noch in der Zeit sehr beschränkt ist. Sie ist eine nahe Freundin von unserer Fürstin Marie. Der Fürst giebt mir ein Fixum von 30 fl. monatlich. Wenn ich einige solche Kundschaft bekomme, so kann mir's ganz gut gehen. Mein Dr. Standhartner ist der Arzt von Vielen aus diesen Kreisen, und das sind ja die Einzigen, die hier so was Ueberflüssiges wie Theorie etwa bezahlen möchten. Standhartner hat einen schönen Tenorbaryton und spielt recht hübsch Geige, hat alle Musik von Schumann, Schubert, Liszt, Wagner, ꝛc. Hat Lenau einmal Schubert'sche Lieder, die ganze Winterreise, vorgetragen.

Ich wollte Dir nur zwei Worte schreiben, nun schreib ich den Bogen voll, und es ist doch nichts. Ich denke jetzt täglich unwillkürlich an Euch, weil ich Tristan in einem fort studire. Der Marke ist die schönste Baßparthie, die es giebt, wie überhaupt Tristan doch gewiß das größte Werk, seit es Musik giebt. Ich habe hunderterlei dagegen, finde es oft infam, stehe wüthend vom Clavier auf, — aber Alles in Allem ist es nachher hinreißend, unvergleichlich schön! Welcher Geist, dieser Wagner! Und Deine Parthie, der Kurneval, ist doch schöner als 6 Wolfram und 3 Tetramund. Wie oft spreche ich mit Taussig von Allem. Er läßt auch grüßen, benimmt sich hier vortrefflich, giebt nächste Saison großartige Abonnementsconcerte für neuere Musik. Mayerhofer bittet mich auch, seine Grüße, besonders an Rosa, zu beantworten. Da will ich aber doch bitten, noch einige mehr von mir der lieben, engelguten Rosa auszurichten, Lassen, Deine Kinder, Alles zu grüßen und in gutem Andenken zu behalten

Deinen ergebenen Cornelius.

Wien, 23. Mai 1864.

Meine liebe Freundin!

Augenblicklich ſollen Sie eine Antwort auf Ihren Brief haben, den ich ſoeben erhalten. Es iſt mir jedesmal eine große Freude, von Ihnen zu hören, und es erfüllt mich mit einem onkelhaften Behagen, wenn Sie mir Nachricht von den Kindern und Ihrem Hauſe geben; dann lebt Alles ſo friſch wieder in mir auf, und ich weiß, daß mein Andenken ſo freundlich wach erhalten wird. Daß Ihnen mein Brief zu Feodor's Geburtstag ein willkommnes, treues Bild von mir war, iſt mir auch lieb, von Ihnen zu vernehmen. Meine Treue und Freundſchaft für Sie wächſt aber auch mit den Jahren; es iſt mir dies ein wohlthuendes Gefühl, daß doch nicht Alles ſo ſchattenhaft vorüberſchwebt, daß doch einige Geſtalten des bewegten Lebens uns bleibend und wirklich vor der Seele ſtehen. Leid und Freud Ihres Hauſes, meine theure Freundin, findet in meinem Herzen immer die innigſte Theilnahme, und ich würde es für eine der größten Freundlichkeiten meines Geſchickes halten, Ihnen und den Ihrigen irgend einmal einen wirklichen Dienſt leiſten zu können. Bis dahin nehme ich die unſchätzbare Gabe Ihrer aufrichtigen Freundſchaft in der That als ein frohes „Kind" an, dem gute, reife Kirſchen geſchenkt werden. „Erſt weiß wie Schnee, dann grün wie Klee, dann roth wie Blut, das ſchmeckt allen Kindern gut." Ich habe mir den Vers von Herbeck's älteſtem Jungen gemerkt, der höchſt aufgeweckt und in jeder Hinſicht vielverſprechend iſt. Der Knabe heißt Wolfgang. Der Rudi muß allerdings jetzt ein ſehr lieber Bub ſein. So heißt auch mein Fürſt Lichtenſtein, und ich weiß von der Fürſtin noch nichts andres als dies Wort, mit dem ſie manchmal ihn herbeilockt, wenn er Stunde hat.

Ich kann mich kaum noch wieder auf mich ſelbſt beſinnen, da Wagner erſt am Pfingſtmontag wieder abgereiſt iſt und Tauſig heute ihm nachfolgt. Dann wird's ein wenig ſtill, und ich ſchreibe Ihnen in ruhiger Zeit einmal ausführlicher als heute, wo ſchon ein Beſuch bei mir iſt, der junge Schönaich, Stiefſohn des Dr. Standhartner, der mit auf die Eiſenbahn hinausgehen will, um von Tauſig Abſchied zu nehmen. Mit Wagner waren wir täglich, und es war dies eine ausnahmsweiſe Alltäglichkeit. Ich habe den ganzen Triſtan von ihm ſingen hören. Dann erſt verſteht man das Werk völlig und wird einem klar, wie dieſe ganze Art von Diktion ſich ſo in ihm ausbilden mußte. Er ſingt das Alles mit einer hinreißenden Leidenſchaftlichkeit und einer Feinheit in der Nüancirung, die man vor ihm und ſeinem

jetzigen Styl beim Gesang kaum möglich hätte denken sollen. Ließe ihn sein übrigens sehr ansprechendes und dehnbares Tenororgan nicht im Stich bei einer so anstrengenden Aufgabe, so möchte sein Vorsingen noch großartiger sein, als etwa Tieck ein Shakespear'sches Stück vorgelesen haben soll. — Tristan ist gewiß das größte musikalische Werk, das seit Beethoven geschaffen wurde. Die Partitur ist eine Wonne zu lesen. Bei diesem feinen, durchsichtigen Orchester schwinden die Bedenklichkeiten der Ausführbarkeit völlig, und ich bin jetzt überzeugt, daß Sie die Isolde ganz gut ausführen und aushalten würden. Denn es ist hier ein Vortheil, daß das Schwierigste, der Schwerpunkt der Parthie im ersten Akt liegt. Der zweite singt sich so liebeselig dahin, auch ist das Allegro des Duetts so bleibend bis zum As-dur-Andante, daß die Länge des Duetts keine so übermäßige ist, als man anfangs meint. Den ganzen Mittelsatz nimmt Wagner sehr langsam. Tristan wird also bestimmt hier gegeben, die rohen Henkersknechte des hiesigen Operninstituts haben mir heute bereits die Partitur entrissen, deren glücklicher Besitzer ich einige Tage lang war. Tristan: Ander, Isolde: Dustmann, Marke: Schmidt, Mayerhofer den Kurneval, eine Frl. Destin die Brangäne, ein Herr Liebisch den Melot. Wagner kommt am 15. August wieder hierher und bleibt, bis er die Oper die ersten drei Male dirigirt hat. Bis dahin und überhaupt nimmt er festen Sitz in Carlsruh. Wer weiß aber, ob er nicht in Wien gefesselt wird! — Die Gerüchte über seinen persönlichen Verkehr, die sehr verbreitet waren, sind höchst abgeschmackt. Er ist der einfach liebenswürdigste Mann von der Welt; ich habe ihn herzlich liebgewonnen. Er hat sich auch wie ein alter Freund gegen mich benommen. Er will mir über meinen Cid einen Brief schreiben mit Veränderungsvorschlägen am zweiten und dritten Akt. Sobald ich den habe, schreibe ich Ihnen wieder. Wäre ich bei Ihnen und wir könnten aus Tristan musiciren, ich habe mich so in das Werk eingelebt! Wenn Sie in Carlsbad sind, werde ich eine fast unbezwingliche Sehnsucht haben, Sie zu sehen! Wer weiß! Heute bitte ich Sie also, Feodor, diesen musenbelasteten Mußeberaubten, vielmals zu grüßen und die Kinder auch an ihren Freund zu erinnern. Ich beneide Sie um die Nibelungen von Hebbel: seine Gedichte werden Ihnen einen Schatz großer Poesie geben, ich liebe sie außerordentlich, habe mir viele Lieblinge abgeschrieben. Schon in Ihrem letzten Brief habe ich mich gefreut, daß Sie ihn auch persönlich lieb gewinnen und seine schönen Augen ganz mit der Freude sehen wie ich. Ueber mein Verhältniß zu ihm schreibe ich Ihnen einmal ausführlich. Ich bewahre ihm

ſtets dieſelbe Zuneigung und Bewunderung. Liebe, innig verehrte Roſa, Gott erhalte Sie den Ihrigen und

Ihrem treu dankbaren

Cornelius.

München, Untere Gartenſtraße 10½.
Am 20. Juni 1863.

Liebe Freundin!

Diesmal will ich, ſtatt wie immer, mit meinen Gratulationen zu ſpät zu kommen, den Andern den Rang ablaufen und Ihnen ſchon heute meinen Glückwunſch zum lieben Geburtsfeſt darbringen. So lange hab ich geſchwiegen, und ſo viele Briefe ſind nur in Gedanken geblieben, ſeit ich damals vor faſt zwei Jahren Ihre blühende Roſe noch im beſten Flor mit an den Rhein brachte, wo die Suſanne ſie noch in Verwahrung hat nebſt manchen Briefen und Gaben, die mir lieb ſind und die ich ihr geſchickt oder dort gelaſſen habe. Nun iſt jene ganze Zeit wie in einen fernen Zauberſpiegel gerückt und dünkt uns ein Mährchen, das wir nicht ſelbſt erlebt haben. Aber ich hoffe, und bei mir wenigſtens iſt es ſo, daß die Herzen dieſelben bleiben, und daß aus den erregten Zeiten ein gutes Gedenken mit in die ſtilleren gegangen iſt. Sie und Feodor habe ich in meinem Album, ſo manches auch noch darin fehlt. Ich nahm mir damals die Photographien glücklicherweiſe bei Bauer mit. Die Ihre iſt nur leider ſehr ſchlecht; wenn Sie mich einmal mit einer beſſeren beglücken können, ſo wird es ſehr dankbar aufgenommen.

Und Franz, Rudolph, Natalie, wie mag es denen doch gehen?

Da habe ich geblättert und das Maiblumenblatt von der Fürſtin gefunden, das ſie mir vor drei Jahren beim Abſchied gab. Auch das halte ich heilig, denn die Frau iſt mir lieb. Sie hat mir immer aufrichtig freundſchaftlich gegenüber geſtanden; und das feierliche Verſprechen, das ſie mir abnahm, nicht von meinem Eid abzulaſſen, hat auch immer ſehr gut und entſcheidend in mir gewirkt. Direkt habe ich kein Wort mit ihr gewechſelt, doch hat ſie ein Anrecht auf mein gutes Gedenken, dem ich innerlich, ſo lange ich lebe, Genüge thue! Ach, wer die Geſchichte, die innerſte Geſchichte jener Jahre, wie ein Buch vor ſich liegen hätte! Das wäre einmal etwas zu leſen — das wäre eins von den wenigen Dingen, das

mir einen schweren Augenblick der Ueberwindung kosten würde, wenn es vor mir läge, lesbar und aufschlagbar, aber es wäre mir moralisch untersagt, drin zu lesen. Dem M. habe ich in Wien öfter versprochen, Sie zu grüßen, so hole ich's heute nach. Er hat Sie in der That im freundlichsten Andenken. Er ist nicht übel, aber das dortige Leben verdirbt so Leute, ich habe ihn, ich weiß nicht — etwas vornehm gefunden, als ich ihn endlich aufsuchte — und mache nie wieder den Versuch. Der Mime, dem leider die Nachwelt keine Kränze flicht, muß dem glanzlosen, immer im Werden begriffenen dichterischen Talent heute schon ein Blatt von dem reichen Kranz geben, mit dem die Mitwelt ihn täglich ziert. Kurz, mein Vergleich ist unklar — aber ich fühle mich heute schon als das, was ich doch immerhin noch einmal werden kann, als Napoleon der Dritte in Ham oder in Straßburg, und bin's einmal besser gewöhnt, bin verwöhnt. — Doch wo gerathe ich denn hin! Möge M. meine Gerechtigkeit in stiller Ahnung bewundern, daß ich seinem Gruß den Raum widme, den ich besser für mich selber in Anspruch genommen hätte. Liebe Freundin, seit Anfang März arbeite ich hier an der Ausführung des Cid und bin nahezu mit zwei Akten fertig, dem zweiten und dritten. Vom ersten habe ich den Anfang — aber das Spätere muß ich größtentheils neu componiren, habe auch alle Gedanken dazu fertig, doch komme ich erst im July an die Ausführung. Der 15. Oktober ist mein Ziel, wie man hier in Süddeutschland die Zeit des Ausziehens nennt. An diesem Tag werde ich mit meiner fertigen Partitur in Wien sein.

Dann will ich froh sein, dann habe ich einmal wieder mit Ach und Krach einen guten Schritt weiter gethan. Es hat sich so lang hingezogen mit diesem Werk, weil gerade in die erste Zeit der große Stern Wagner zu nahe an meinen kleinen Umkreis trat, und dieser Eindruck innerlich und äußerlich erst wieder überwunden werden mußte. Gewaltsam riß ich mich von Wien los, habe hier seit dem Viertel Jahr die volle Abgeschiedenheit, die mir nöthig ist, und kann nun im Herbst endlich einmal wieder frei und unbefangen in die Welt schauen, mit dem Gefühl, meinem inneren Beruf mit nicht mißlungener Arbeit nachgekommen zu sein. Wie wollte ich mich freuen, Ihnen dann einmal meine Partitur zeigen zu können! Wer weiß, ob's nicht so wird, denn nach Berlin zum Ohm gehe ich dann doch bald einmal, und wir sehen uns vielleicht schon im Winter, wo ich dann den Helden als wohlgebundenen Sclaven zu Ihren Füßen legen werde.

Feodor soll doch auch, wenn das Alles, wie ich hoffe, noch so beim Alten ist, den Herrn Lehfeldt von mir grüßen, wenn er sich meiner noch erinnert; wie leid thut es mir, daß ich den Mann nicht habe spielen sehen. Er muß gewiß den Hagen vortrefflich spielen, der bei uns durch Herrn Gabillon, den wohl Viele gut finden und der am Ende auch sein Bestes herzlich leistet — doch wie mir scheint, sehr unzulänglich gespielt wird. Ich sehne mich danach, den peinlichen Eindruck zu verwischen, den mir dies Stück in der Burg machte! Die Hebbel als Brünhild — o nein! und selbst diese von allen angebetete Wolter als Chriemhield schien mir unglücklich affectirt. Mir schien, sie hatte so eine Art weibliches Riesenritter-Mädcheninstitut einige Jahrhunderte vor Christus im Sinn, aus dem sie gerade gekommen wäre, sich just in Siegfried zu verlieben. Ein Accent aber im letzten Akt ist mir unvergeßlich, wie sie zu Hagen sagt: „Du Hund!" Das sagte sie mit einem äußerst glücklichen Gemisch von Tragik und Humor. Ueberhaupt die letzten Akte spielte sie immer doch sehr schön. Aber dazu schlechte Musik — und ein so getrenntes Gemisch von Wunderbarem und Rationellem wie das Auftreten der Gnomen, an das man hier gar nicht glaubt. Ich meine — alle solche Stoffe werden in unsrer Zeit immer mehr und mehr der Oper, wie Wagner sie gestaltet hat, zufallen — die Musik einzig vermag da den magischen Nebel zu verbreiten zwischen uns modernen Schauenden und diesen Sängergestalten. Nun gar der erste Theil allein ist nicht gut möglich — der entläßt uns nur nach Rache lechzend — es ist zu schauerlich und gemein, wie dieser Halbgott da von vernünftigen Menschen abgeschlachtet wird. Ich kann nicht umhin, mir für den heutigen Dichter das concret geschichtliche und das sociale Drama als die eigentliche Aufgabe zu denken. Hebbel hat auch lange vor diesem Stoff gezaudert. Hätte er seinem innersten Genius gefolgt, mich dünkt, er hätte in einer potenzirten, geklärten Maria Magdalena seinen Gipfelpunkt finden müssen. Aber — die Zeiten sind wohl noch nicht reif. Es werden noch im Lauf dieses Jahrhunderts entsetzliche Stürme wehen, die Alles bis in den Grund aufwühlen! Steigt dann Deutschland gekräftigt und verjüngt nochmals zu einem geistigen — politisch-poetischen Gipfelpunkt empor — dann erst kann sich der Boden bilden, auf dem der deutsche Shakespeare ersteht. Mit der höchsten Freiheit die frische Schönheit. Unter den heute Schaffenden gebe ich ohne Bedenken weitaus dem Wagner den ersten Preis. Er ist weit mehr, als er selbst weiß. Ich glaube, er wird auf beide Richtungen, auf isolirte Dichtung und isolirte Musik großen Einfluß üben. Er ist eine

Gränzmarke in den Zeiten. Die Oper wird, glaube ich, wie schon bei ihm selber, im Hans Sachs, von dem acuten Musikdrama wohl manche Rückkehr suchen und finden — aber die Opernschablone ist ein für allemal unbrauchbar gemacht, die poetische Idee wird die Formen bestimmen und erzeugen, in einer weit innigeren und brennenderen Zusammenwirkung, als dies vor ihm der Fall war. Hätten Sie doch, liebe Freundin — den Feuerzauber aus der Walküre in Wien hören können! — Ja, in der Benennung liegt alle Kritik für diese Musik: Feuer und Zauber! — Ja, hier diese Dichter — sie sind alle in vorhandenen Formen befangen, wie das Thier in dem Kreis! Heyse ist von den hiesigen doch gewiß der beste, aber von seinen Stücken hat mir allein der deutsche Ludwig einen Eindruck gemacht, und dennoch ist das nur hübsch dramatisirte Geschichte, es fehlt ein tiefer poetischer Lebensnerv, aus dem so eine Sache nochmals neu wiedergeboren wird. Die Grafen von der Esche sind „niedlich, es ist Alles aufgewandt, sogar Liebestrank — aber es läßt nur kalt; wir vermögen uns nicht wirklich zu interessiren. Die Elisabeth Charlotte wird für mich durch die formelle Rücksicht unmöglich, daß deutscher Sinn, in seiner faßbaren Gestalt, der Sprache, gewissermaßen die Hauptrolle spielt — dem Franzosenthum gegenüber — und daß eben alle Leute im Stück dies liebe gute Deutsch so prächtig reden — und daß selbst der gemüthlose, große, starre Ludwig schließlich den gemüthlichen Familienvater im liebenswürdigsten Deutsch von der Welt spielt. Ich bin naiv genug, zu behaupten, daß das Stück, wie Heyse es meinte, nur in zwei Sprachen in ihrem vollen Contrast — in den Dialogen ganz real — in den Monologen ebenfalls bald deutsch, bald französisch eine Möglichkeit sein würde. Haben Sie den neuen Band Novellen von ihm gelesen, es hat mir da eine wohl gefallen: „Im Grafenschlosse." Doch sind auch die andern höchst anziehend geschrieben, und würde ich die Novelle, den größeren Roman, für Heyse's gedeihlichstes Feld halten. Er ist noch eine junge, höchst fähige und gebildete Kraft, der es, wie er wohl selbst öfter fühlen mag, noth thäte, nun nach so manchen verschiedenen Versuchen sich einer Specialität zuzuwenden. Er geht auf das Drama aus; wie mir scheint, — doch ich will darin nicht durchaus recht haben, — sollte er es lieber mit dem Roman halten. Aber er und die Andern, aus Allem, was ich so merke, sehen Wagner mit Unbehagen an, er ist ihnen unheimlich. Das Zeug wird so überall gegeben, hält sich so. Ja Heyse meint, die Art Dinge verderben die Tragödie! Durchaus nicht! Findet nur, wie Wagner fand. Aber sie machen sich

gerne luſtig über einzelne Ausdrücke im Triſtan. — Wenn es ihnen gegeben wäre, ſich ein geiſtiges Bild vom Ganzen zu machen, ſie würden mit Lichnitzky ſagen: Nimm ab Mütze!

Doch, theure, liebe Freundin, verzeihen Sie mein Durcheinander! Mein Brief iſt mir da unwillkürlich in die Länge gerathen, und mein völlig conſervatiles Geſchwätz iſt als Briefmittheilung ſo unzuſammenhängend, daß ich an Ihre Freundlichkeit appelliren muß, es mir zu Gut zu halten. Tauſenderlei möchte ich Ihnen ſagen, von Ihnen erfragen! Feodor hat ſich gewiß jetzt recht im Schauſpiel eingebürgert, ich kann mir denken, daß er den Ludwig XIV. ſchön geſpielt hat; es iſt auch eine dankbare, wirkungsreiche Rolle. Grüßen Sie alſo Feodor herzlich von mir, er ſoll mich, wie ich ihn, in freundlichem Andenken bewahren. Was Sie mir von Photographien der Kinder und von Ihnen Beiden zuwenden wollen, iſt nicht verſchwendet und wird im ſchönen Buch heilig gehalten, wo mir bis jetzt noch ſo manches fehlt. — Prellers Odyſſee habe ich hier mit großer Freude geſehen. — Die Glyptothek hier iſt ein Tempel voll Schönem, aber ich war dort erſt zweimal — da ich ganz fleißig und abgeſchieden bin. Dieſe Glyptothek, ich kann nicht ſagen, wie lieb ich ſie habe, ich möchte immer nur mit Menſchen, die ich lieb habe, dort umhergehen. — Grüßen Sie die Kinder von mir, die Natalie aber ſchon aus dem gehörigen Reſpect, das muß ja jetzt ein Fräule ſein! Auf glückliches Wiederſehen und gewaltiges Ausſchwätzen! Was wollen wir einmal Auſtern ſchmauſen, wenn mein Cid ſein Honorar recht ſolid fordern darf! O wie gern würde ich Euch wiederſehen! Gott erhalte Sie mit Allen Ihrigen. Halten Sie in gewogenem Andenken Ihren Freund

Cornelius.

Mittwoch. Ich ließ unverſehens den Brief ſo lange liegen, daß er wohl nun eher zu ſpät als zu früh kommt. Ich bin unterdeß fleißig geweſen, der dritte Akt wächſt an.

Ihr Cornelius.

*) **München: in den Weihnachtstagen.**

Täglich, Freundin, denk' ich dein,
Täglich stellt dein Bild sich ein,
Aber vor den Alltagsplagen
Will kein liebes Wort gedeih n.
Täglich schafft mir Schweigen Pein,
Täglich muß mein Herz ich tragen:
„Wann wird Schweigen reden sein?"
Endlich muß ein kecker Wagen
Von dem Alpdruck mich befrei'n,
Meiner Seele Worte leih'n —
Und wenn täglich ich mit Zagen
Schloß das Wort im Busen ein,
Laß dir weihnachtstäglich sagen,
Daß mein Herz bleibt immer dein! —
Liebesstimmen, die voll Huld
Mir am Wiegenfest erklangen,
Die ein Echo nun verlangen,
Müssen harren in Geduld,
Denn mich treibt ein Herzensbangen,
Zu gedenken alter Schuld,
Dort zu tilgen anzufangen,
Wo am meisten ich empfangen,
Dort, was nie ein Wort beschreibt,
Wie auch Wort und Töne rangen,
Dort zu sagen, ob vergangen
Auch die Zeit, die Blüthen treibt,
Daß mein Herz dir ewig bleibt! —
Hab' ich's endlich ausgesprochen,
Bleibt es doch nur halb gesagt,
Was seit Monden mir und Wochen
Heimlich stets am Herzen nagt:
Ob der große Losbestimmer
Mich auch weit von dir gejagt.

*) Dieser Brief, hier eingeschaltet, um nicht damit schließen zu müssen, gehört in das nächste Jahr. Die erste Hälfte befindet sich schon in der Gedichtsammlung und ist mit Genehmigung der Verlagshandlung Kahnt's Nachfolger hier abgedruckt.

Ob dein Herz auch, was noch schlimmer!
Nicht mehr nach dem Freunde fragt,
Sei das Schicksal nicht verklagt,
Weil dein Bild mir lieblich tagt
Im Erinnrungs-Sonnenschimmer
Und mein Herz dir huldigt immer! —
Ja, mein Herz bleibt immer dein,
Niemand kann dein Bild mir rauben.
In mein Lieben, Hoffen, Glauben
Schließ ich ewig dich mit ein.
In den schönsten Künstlersagen
Wird man einst dein Leben reih'n;
Herzen werden für dich schlagen,
Dichter werden Lob dir weih'n.
Doch mir durfte still, allein,
In der Weihnachtszeit Behagen
Dies bescheidne Lied gedeih'n.
Andre singen hinterdrein,
Werden hoch mich überragen,
Doch ich darf der Erste sein.
Und vom Glück zu dir getragen
Wird mein Lied, wär's noch so klein:
„Daß mein Herz bleibt ewig dein."

München, in den Weihnachtstagen.

Theuerste Freundin: So möcht' ich fort reimen und reden mit Ihnen; doch trotz der Feiertage wird mich nur zu bald das Leben wieder aus der Stille rufen und solchen freundlichen Träumereien ein Ende machen. Deswegen schnell noch einige Notizen aus meinem Leben in Prosa!

Meine Verhältnisse sind noch in nichts gestört und geändert; nur daß sie leider auf vulkanischem Boden stehen, wie die meisten Schwankungen zeigen; bei Wagner bin ich in Ungnade. Bülows lassen mich Nichts hören, Frau von Schnorr soll somnambule Zustände haben. Ich will mich demnächst persönlich nach ihrem Wohlbefinden erkundigen. Ich war eine Woche lang in Wien, habe Berlioz wiedergesehen und seinen Triumph im Faust miterlebt. Auch nahm ich dabei Gelegenheit, Esser meinen Cid vorzuspielen, doch ist er voller Bedenken, die ich ihm auch nicht übel nehme; nur habe

ich dabei wieder doppelt lebhaft empfunden, was es heißt, eine Rosa und ein Weimar zu haben. — Ich dichte jetzt an meiner dritten Oper: Gunlöd, bin am zweiten Akt, werde im Januar fertig. Ich werd's Ihnen vielleicht vorlesen, wenn's das Geschick will, wo nicht, so werd' ich's Ihnen abschreiben, wie den Cid. — Ich habe mich jetzt in München eingelebt, bin gern hier und habe jetzt in Wien empfunden, daß ich nicht mehr tauschen möchte; man lebt hier stiller, ungestörter. Ich habe unter manchen Bekannten einen recht lieben Freund, den hiesigen Cellini, den Bildhauer Knoll, ein Pfälzer (denn mit Münchnern befreundet man sich wohl schwerlich). Er ist ein ächter Künstler, ich habe ihn durch Viollcennus und Marschall kennen gelernt. Auch darin ist München angenehm, daß es der Kunst und Gebirge halber im Sommer viel besucht wird und Einem immer einmal wieder alte oder neue Freunde zugeführt werden. Ich wohne jetzt Augustenstraße 10. Mit meiner Heirath bin ich immer noch hingehalten; wenn mein Text fertig ist, will ich Audienz beim König nachsuchen, ihm denselben überreichen und um eine Dokumentirung meiner Stellung nachsuchen. Meine Bertha liebt mich täglich mehr, wir bleiben uns ewig treu, doch muß dieser Brautstand mit dem Frühjahr ein Ende haben, wir werden sonst alte Leute. — Berlioz will mir seine Trojaner zum Uebersetzen geben, und es würden mir die acht Akte (zwei Opern) mindestens 1000 Francs eintragen, das wäre ein Heirathsgeld, wo man einmal einen Monat glauben könnte, reich zu sein und glücklich dazu von selbst wäre! Der gute Berlioz! er ist eine so reine Künstlernatur, er ist so ohne jede Mischung von Welt und Staatsmann oder besonderem Liebäugeln mit dem lieben Gott — so rein Musiker und Künstler geblieben! Ich wohnte neben ihm; vor dem Conzert stöhnte und ächzte, seufzte und hustete er die Nächte durch! Nach dem Conzert schlief er gut! Er ist nach stürmischem Leben zu einer romantischen Jugendliebe zurückgekehrt, die nun eine noch romantischere Alterstiebe bildet. Unglaublich! Seine Memoiren werden Kunde davon geben; er erzählte mir es eines Abends; der Mann hat noch ein Herz wie Paul und seine Virginie, 63 und 70! früher 12 und 19! — — —

Theuerste Rosa! Himmelserscheinung in meinem Leben! Welches Gut, welches Eigenthum, Sie zu haben, Ihrer zu gedenken. Jetzt sitzen die zwei andern Freunde in Cöln zusammen und werden Ihr Lob singen. (Denken Sie, der gute Pohl hat dem Berlioz are-ango Michel mit Michel-angelo übersetzt!) Da haben Sie so ein kleines Bißchen, worüber Sie lachen können. Jetzt bitt' ich Sie, den alten Feodor, Franz, Rudi, Natalie, die

gute Nistel vielmals zu grüßen! Halten Sie jede Zeile für einen ganzen Brief, und ergänzen Sie so die vielen Gedanken, mit welchen ich Sie hege und in der Ferne mit Ihnen verkehre! Liebe, theure Freundin, behalten Sie mich in gutem Andenken.

Mit ewiger Freundschaft

Ihr

Cornelius.

München, Heil. drei König 1865.

Lieber Milde!

Der Hahnenschrei, um den der Tag heute zugenommen hat, ist für mich ein Schrei des Schreckens geworden. Man will meinen Cid in Weimar nicht, gedenkt ihn München auf die Schultern zu wälzen.

Mir geschieht damit ein großes Unrecht, um das ich vor keinem Gerichtshof klagen kann, Dir aber in einigen Worten auseinander setzen will.

Entstehung, Ausführung und Darstellen eines Werkes sind ein innerlicher, organischer Zusammenhang. Dieser wird mir zerrissen, und es geschieht mir ein Leid, es wird eine Saite in mir verletzt, die so zart ist, wie nur alles Beste in der Welt sein kann, wenn ich mein Werk nicht in Weimar erleben darf. Für Dich und Rosa habe ich die Oper geschrieben, im Eindruck des fliegenden Holländer von Euch Beiden habe ich sie zuerst im Geist ersehnt; Ihr wißt aus meinen poetischen Beweisen, wie ganz Euch Beiden das Werk zugeeignet ist. Nun weiß ich, die Chimene ist eine etwas starke Zumuthung für die körperlichen Kräfte Deiner Frau, aber ich kenne ja Wien und kenne München — und ich weiß noch nicht, ob ich meine Oper nicht völlig ad acta lege, ehe ich sie Jemand andrem als Euch Beiden übergebe. Ich brauche kein berühmter Mann zu sein, mein Werk mag zehn Jahre oder bis nach meinem Tod im Kasten liegen, es kümmert mich nicht. Ein drittes Werk schreibe ich noch und müßt' ich es dem schlimmsten Leben abtrotzen; dann mag es genug sein, wenn ich immer vom Glück so verlassen sein soll.

Wie manche Briefe an Euch hatte ich während der Arbeit im Sinn, dann beim Fertigwerden. Da kam mir München dazwischen. Acht Monate habe ich mich gegen München gewehrt, endlich gab ich nach, verließ das liebe Wien mit vielem Leid in mir und in manchen Freunden. Jetzt wird man dann wunder glauben, welchen Gefallen man mir thut, meine Oper unter mir antipathischen Verhältnissen geben zu wollen.

Ehe man mir die Oper zurückſendet, möchte ich dich bitten, verſchaffe Dir die Parthie der Chimene und laſſe Dir aus dem dritten Akte das Duett abſchreiben:

„O triff mich Tod, den ich umſonſt erfleht;"

es wird Euch freuen, es manchmal zuſammen zu ſingen.

Einen Cornelianer habe ich in Wien mit der Cid-Partitur gemacht, das iſt der junge Porges, der zur Zeit Berlioz Oper in Weimar geweſen, und den Du vielleicht geſehen. Das iſt mir vor der Hand genug. Nur um Euch Beide hätte ich gern die Schaar meiner Anhänger vermehrt.

Mein Cid iſt das einzige Werk ſeit dem Lohengrin, das, in die Spuren dieſer Oper tretend, ein in Verſen und Muſik tüchtiges, geſundes Machwerk bietet, welches ohne Firlefanz, Ballet und Elfen den Kampf um Liebe zweier Seelen der Welt und ihren Geſetzen entgegen zum Ausdruck zu bringen ſucht, ſich dabei in den Grenzen der Möglichkeit hält, wie Wagner meint: noch die alte Opernſchablone verräth — kurz, es iſt die achtenswerthe Arbeit eines Talentes auf dem Boden, den ein Genius urbar gemacht. Es wäre immerhin Weimar's würdig geweſen, bei ſeinem Sinn zu verharren, die gegebene Anregung auch in ihren Folgen zu erleben.

Fräulein Stehle kann meine Parthie nicht ſingen, es iſt eine hohe Sopranparthie. Umpunktiren kann ich nicht, ich müßte für Mezzo-Sopran umarbeiten. Das thue ich nicht, denn es nimmt mir die halbe Zeit zu etwas Neuem. Frau Duſtmann kann die Parthie ſingen, und ich würde, wenn ich die Oper zurückbekomme, gleich nach Wien gehen, um dort alle Schritte zu thun. Aber im Voraus iſt mir dort alle künſtleriſche Sympathie, alles, was mich mit der Luſt und der Ahnung einer neuen Aufgabe erfüllen könnte, bei einer komödiantiſchen Prima-Donna mit ihren tauſend Capricen — verſagt und im Herzen erſtickt. Außerdem iſt am Kärnthner Thor eine Wirthſchaft, die mit Grauen erfüllt — ich hätte höchſtens den ehrenhaften tüchtigen Kapellmeiſter Eſſer für mich, und man macht auch ſolche Rückwege nicht im Leben. Allen Schmerz, von Wien zu ſcheiden, habe ich den ganzen Oktober durchgemacht, als mir die erſte officielle Berufung von Wagner zukam. Jetzt iſt das vorbei, es war einmal und kommt nicht wieder. Mein Stern oder Unſtern treibt mich weiter, ich weiß auch ſchon, wohin. Wie geſagt, es erfüllt mich heute ein tiefer und ernſter Schmerz, dem ſchönen Traum entſagen zu müſſen, die Parthien von Dir und Roſa zu ſehen. Wie hundertmal habe ich im Arbeiten Eure Stimmen zu vernehmen geglaubt — vom erſten Anfang bis zur Vollendung. Ich bin

stolz auf meine Form: bei dem geschlossensten dramatischen Gang dennoch alle Rede und Gegenrede zu festen Musikstücken zu gestalten, wobei durchgehend die wirkende Melodie in den Mund des Sängers gelegt ist — nicht die uferlose Allmelodie aus Tristan, die ich nimmer nachahmen werde.

Lieber Wilde! Hoffentlich lebst Du, Rosa und die Kinder wohl und wird Euch eine leidliche Zukunft, von manchen Freuden erhellt, vergönnt sein. Doppelt schmerzlich entsage ich meiner Hoffnung in Weimar, weil es auch die Freude eines längeren Zusammenseins mit Euch zerstört. Ich wollte, es möchte in irgend einer Weise in Weimar verlauten, daß ich völlig zufrieden sein würde, den Cid nur in Weimar mit Achtung aufgenommen zu sehen, und daß auch die glänzendste Aufführung anderswo nicht den Ersatz für Etwas bietet, das nur ich empfinde und Niemand beschreiben kann. Grüße Rosa, die Kinder, seid glücklich und behaltet in freundlichem Andenken

Euren Cornelius.

(Nach der Aufführung des Cid.)

21. Mai 65.

Meine theure Rosa!

Um zwei in der Nacht aus dem lauten, lachenden Kreis der Freunde heimkehrend, hab' ich noch Besuch gemacht an Eurer Thür, um Euch zu danken.

Mein Gott! Das Stück Leben, das Sie mir gestern geopfert, wie soll ich dafür danken, als mit einer Liebe, die nicht Grab und Tod endet!

Meffert und Lipp sagten mir, sie hätten Sie nur schonen wollen, sonst wären sie alle schon in der Früh gekommen, um Ihnen zu danken, Ihnen zu huldigen!

In fünf Depeschen lief heute schon die Nachricht meines Glücks durch die Welt — nach München — Düsseldorf — Mainz — Wien — Berlin. Der Großherzog ließ mir heute durch Ysenburg telegraphiren, daß er zur ersten Vorstellung nicht habe kommen können, dagegen zur nächsten kommen werde.

Den ganzen Morgen war mein Stübchen voll von Gratulirenden in Worten, Gedichten, Blumensträußen,

Meine liebe Herrin, mein Stern, mein besseres Ich! Ruh auf Deinen Lorbeeren! Jeder Kranz, den ich je verdienen könnte, schmücke nur Deine Stirn. Heilig bist Du mir und Dein geliebter Mann!

Habt auch lieb

Euren Cornelius.

An Rosa.

23. Mai, 1865.

Wie Du bist, dachte Gott die Künstlerinnen,
Begeistert, edel, muthig, fromm, bescheiden,
Eifrig, besonnen, neidlos, zum Beneiden,
Fleißig, wie Bienen, die nur Blüthen minnen.

Voll Dichterkraft im Denken und Ersinnen,
Und Bildnerin, Gedachtes einzukleiden,
Glückt dir's in Linien, die den Trug vermeiden,
Den Preis des Wahren, Schönen zu gewinnen!

Es lausche fromm, wie zwischen Tempelwänden,
Wem in's Gemüth dein Blick, die Töne drangen,
Als ob den Urquell sie der Lieb' empfänden:

Denn du bist Priesterin; in Wonn und Bangen,
Soll jedes Herz aus so geweihten Händen
Im Gottesleib der Poesie empfangen.

An Fedor und Rosa von Wilde.*)

(Nach der Aufführung meines „Cid".)

1865.

So hat ein Traum die Herzen euch befangen,
So glaubt ihr wirklich an die Wirklichkeit
Und meint im Ernste, ich sei fortgegangen,
Weil ich gezogen viele Meilen weit?
Des Abschieds Worte, die in's Ohr euch drangen,
Seid ihr so schnell zu glauben sie bereit?
O wehret ab die Täuschung, glaubt es gerne,
Ich bin euch nah, und wär' ich noch so ferne.

Ich habe einen Kreis um mich gezogen
Und in dem Kreise euch zu mir gesellt,

*) Mit Genehmigung der Verlagshandlung Kahnt's Nachfolger abgedruckt.

Vertraute Reden da mit euch gepflogen
Und holde Fragen viel an euch geſtellt.
Die Welt, die mich umgab, ſie war betrogen,
Dem Traum gehört' ich an und nicht der Welt;
In meinem Zauberkreiſe durften ſäumen
Nur Herzen, die vertraut mit meinen Träumen.

Doch heute will ein Bangen mich beſchleichen,
Als drängte mich die Welt aus meinem Kreis,
Als müßte doch dem lauten Leben weichen
Der Traum, der mich umfangen lind und leis,
Als triebe mich, das Höchſte zu erreichen,
Der Muſe Wort zu neuem Kampf und Preis.
Muß es denn ſein? O, wollt es ſelbſt mir ſagen,
Und helft mir, dieſer Stunde Schmerzen tragen.

Ich konnte lächelnd in die Ferne geben,
Nicht eine Thräne weint' ich auf der Fahrt,
Denn immer bliebt ihr mir vor Augen ſtehen,
Schön, wie ihr in der letzten Stunde wart.
Doch ſoll die holde Täuſchung nun verwehen,
Dann iſt dem Scheiden auch der Schmerz gepaart;
Soll ich der Träume Zauberkreis verlaſſen,
So laßt noch einmal weinend euch umfaſſen.

Als ich zuerſt dir Aug' in Auge ſchaute,
Mein holdes Paar — wie war mein Herz dir gut!
Und blieb ich fern, ſo war's, weil ich mißtraute
Dem eig'nen Werth, weil mir's gebrach an Muth;
Ich ahnte nicht, wie reich in meiner Laute
Ein Schatz von treuen Liedern für euch ruht,
Da ich die erſte Strophe dir geſungen,
Als du vereint Geſangesruhm errungen.

Die Zeit verging, es drängte ſich mein Leben
Nach einer Frage Löſung, einem Ziel:
Darf zu des Dramas Höhe kühn erheben
Sich meine Dichtung, ſich mein Saitenſpiel?
Darf ich nach jenem ſchönen Eiland ſtreben?
Ward mir die Kraft? Friſch auf, was frag' ich viel!

Ich warf mich in die Fluth und bin geſchwommen,
Am Ufer hieß ihr Beide mich willkommen.

Ja, in den Tagen, wo mit ſchönem Zorne
Der Mann des Jünglings Schlacken von ſich ſtreift,
Aus tiefſter Seele ungetrübtem Borne
Mit lautrer Hand geweihte Perlen greift,
Wo durch das Schlingkraut an dem Blüthendorne
Die volle Frucht dem Herbſt entgegenreift,
Durft' ich die Hand in eure Hände falten,
Innig verſchwiſtert adligen Geſtalten.

In bunter Tracht, im Scheine heller Kerzen
Hat eine ſüße Frau mir's angethan,
Als mich, zurückgeſtrahlt von ihrem Herzen,
Mein eigen Bild mit Schauern wehte an,
Als ich begriff in Wonnen und in Schmerzen:
„Das ewig Weibliche zieht uns hinan",
Wie ich zu Füßen da vor ihr geſunken,
Grüßt ewig ſie mein Herz verehrungstrunken.

Und du, mein Wolfram, muthig hingetreten,
Wo jüngſt noch Sturm aus vollen Schläuchen blies,
Als du getheilt das Wagniß des Poeten,
Der mit dem Todten den Lebend'gen pries,
Da küßt' ich dir den Mund, den ſüßberedten,
Der ſich ein Sieger in dem Kampf erwies,
Da zeigten wir als Brüder uns dem Schwarme,
Mein Freund, den ich für immer nun umarme.

Mein theures Paar, das iſt die Scheideſtunde!
Das Leben drängt aus meinem Kreis mich fort,
Gerettet hielt in tiefem Herzensgrunde
Ich euer Bild noch feſt am fernen Ort;
Nun muß ich ſcheiden — ach, es brennt die Wunde.
O ſeid noch einmal mir geſegnet dort,
Geſegnet euer Herd, wo Heil gefunden
Mein vielbewegtes Herz in ſchönen Stunden.

Mit eurem blonden Knaben wachſend blühe
Auch mir die ſeligſte Erinn'rung auf,

Daß noch mein graues Haupt in Luſt erglühe,
Wenn es dies goldne trifft im Lebenslauf.
Noch ſind wir jung, noch lacht auch uns die Frühe;
Doch ſteiget neblig Dämm'rung einſt herauf,
Fühl ich's ſchon heut wie einen Abendſegen,
Wenn mir der Jüngling einmal tritt entgegen.

Mein holdes Paar, leb' wohl! und noch im Scheiden
Ein tröſtlich Wort, ein Wort von Wiederſehn,
Der Dichter muß in Gluthen Schmerzen leiden,
Bis Kränze kühlend ihm die Stirn umwehn,
Und leb' ich opfermuthig fern euch Beiden,
In meinem Lied ſollt ihr mir nahe ſtehn,
Wenn ich vergebens auch nach euch mich ſehne:
Heil dir mein Cid! Willkommen Du, Ximene!

Druckfehler.

Seite 10 Zeile 10 von unten: aurons statt avrons.
Seite 80 Zeile 15 von oben ist nie zu streichen.
Seite 95 Zeile 1 und 3 von oben anstatt zeigteß, neigteß
zeigeß, neigeß
Seite 110 muß das Datum heißen 1861.